This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

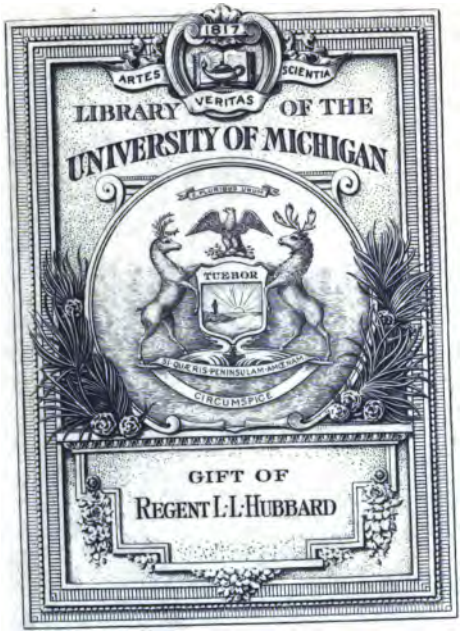
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT I. I. HUBBARD

E
41
.H29

Die wichtigsten

neuern

Land- und Seereisen.

Für die Jugend

und

andere Leser bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Harnisch.

Dritter Theil.

Mit einer Karte und 2 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.

1821.

Hearne's, Mackenzie's, Lewis und Pike's

Entdekkungsreisen

im

Innern Nordamerika's;

nebst einer Beschreibung der Nordwestküste und Neuspaniens.

Für

die Jugend und andere Leser

bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Harnisch.

Mit einer Karte und 2 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
1821.

gift
Regent L L Mitchell
7-20-29
1v.

Inhalt.

I. Hearne's Reise von dem Hudsonsbusen bis zum nördlichen Polmeer.

Einleitung . . . S. 3

Erste Fahrt (zweimalige Rückkehr wegen Unglücksfälle) . . . S. 12

Zweite Fahrt (von der Churchill-burg bis zum Kupferfluss) . . . S. 24

Dritte Fahrt (den Kupferfluss hinunter und über die Kupfergruben zum Sklavensee) . . . S. 35

Vierte Fahrt (vom Sklavensee bis zur Churchill-burg) . . . S. 56

II. Mackenzie's Reisen von der Mitte Nordamerika's nach dem nördlichen Polmeer und dem stillen Weltmeer.

Einleitung . . . S. 67

Erste Fahrt (vom Bergsee ins nördliche Polmeer hin und zurück) . . . S. 82

Zweite Fahrt (vom Bergsee ins östliche Weltmeer hin und zurück) . . . S. 91

III. Lewis Reise vom Ausfluss des Missouri zum Ausfluss der Columbia; nebst einer Beschreibung der Nordwestküste Amerika's.

Erste Fahrt (von St. Louis bis zu den Mandanen) S. 113

Zweite Fahrt (von den Mandanen bis zur Mündung der Columbia) . . . S. 128

Dritte Fahrt (von der Mündung der Columbia bis nach St. Louis) ; ; S. 146
Beschreibung der Nordwestküste S. 163
IV. Pike's Reisen an die Quellen des Mississippi, durch die unbekanten südwestlichen Länder der Freistaaten und durch Neu-Spanien; nebst einer Beschreibung dieses letzten Landes.
Einleitung ; ; ; S. 197
Erste Fahrt (von St. Louis bis zu den Quellen des Mississippi, hin und zurükk) ; S. 198
Zweite Fahrt (von St. Louis bis zum Nordfluss) S. 215
Dritte Fahrt (von der Nordflussburg bis Natchitoches) ; ; ; S. 245
Beschreibung von Neuspanien S. 260

Karten.

Eine Karte von Nordamerika.

Kupfer.

1. Ein Tanz der Indianer zu St. José; zu S. 193.
2. Ansicht des großen Platzes von Mexiko; zu S. 282.

Sinnentstellende Drukkfehler.

Seite 10 Z. 11 lies den Weißen statt Weißen
— 12 Z. 11 u. 12 l. unsere zugerichtete st. unseren zugerichteten
— 28. Z. 2 von unten l. Schwacher st. Schwarzer
— 35 Z. 3 und S. 49 Z. 9 l. Sklavensee st. Sklovensee
— 63 Z. 5 l. Wild so st. so Wild
— 67 Z. 7 l. Winnipegsee st. Winnipeysee
— 70 Z. 12 l. jeder st. jedes
— 72 Z. 10 l. ihm st. ihnen
— 83 Z. 3 von unten l. mehre st. mehr
— 91 Z. 6 l. dem st. den
— 95 Z. 12 l. erzählte st. erzählten
— 108 Z. 6 von unten l. 1793 st. 1763
— 122 Z. 9 von unten l. Freistaater st. Freistaaten
— 147 Z. 1 l. einen st. einem
— 176 Z. 9. l. Schnüre st. Schmiere
— 187 Z. 11 von unten l. begeben st. begaben
— 189 Z. 13 von unten l. viereckig st. eineckig
— 213 Z. 5 von unten l. meiner st. einer
— 224 Z. 5 von unten l. Spanien st. Spaniern
— 230 Z. 1 l. sondern auch st. auch
— 280 Z. 8 von unten l. gewannen st. gewonnen

Samuel Hearnes

Reiſe

von dem Hudſonsbuſen bis zum nördlichen Polmeer.

Einleitung.

Die innern Gegenden Nordamerikas sind, gleich den nördlichen Gegenden Asiens, reich an Pelzthieren aller Art; dieser Umstand veranlaste im Jahr 1670 mehre Kaufleute in England, eine Handelsgesellschaft am Hudsons-Meerbusen zu bilden, um von den Indianern Pelzwerke einzutauschen und diese in den Handel zu bringen. Der König Karl der 2te von England gab dieser Gesellschaft ausschließlich das Handelsrecht in diesen Gegenden, und es gereicht den damaligen Kaufleuten zur Ehre, dass sie mit der Ausbreitung des Handels zugleich bemüht waren, des Herren Reich zu verbreiten und die fröhliche Botschaft von dem Erlöser auch in diese Gegenden zu bringen. Leider ist dieser letzte Zwekk allmälig in den Hintergrund getreten; und nur zur nähern Kentniss des Landes hat die Gesellschaft, welche noch heutiges Tages besteht, etwas beigetragen. Dagegen muss man leider gestehen, dass die Urein-

wohner durch den Verkehr mit den Pelzhändlern, vorzüglich durch den Gebrauch des Brantweins, ſich verſchlechtert haben. Die Handelsgeſelſchaft hat mehre einzelne Burgen angelegt, worin ſich ihre Leute aufhalten zu denen die Ureinwohner ihre Waaren bringen, oft auf Wegen die hunderte von Meilen betragen und durch ſchrekliche Wüſten führen. Alljährlich kommen Schiffe aus England in den Hudſonsbuſen, bringen europäiſche Waaren und Lebensmittel und holen die Felle ab. Die bekanteſten Burgen ſind, Churchill oder Prince Wales-burg, York-burg, Severn-haus, Albany-burg, Ost Main-burg, Mose-burg, Hudson-haus und Manchester-haus. Im Jahr 1790 hatte die Geſelſchaft 315 Menſchen in ihren Dienſten. Dieſe befinden ſich in einer geſunden, obgleich etwas kalten, Luft ſehr wohl. Sie nähren ſich theils von europäiſchen Lebensmitteln, theils von der Jagd. Die Jagdzüge dauern oft Wochenlang und ſind mit manchem Abendtheuer verbunden. So zogen im Eismond des Jahrs 1772 drei Leute auf die Jagd, mit Hunden und Schlitten und gedachten 3 Wochen zu jagen und während der Zeit in Zelten zu übernachten. Den 2ten Tag gingen ſie über einen ½ Meile breiten Strom, der noch nicht ganz zugefroren war. Mitten auf dem Eiſe bemerkten ſie, daſs ſie auf einer groſsen Eisſcholle ſich befänden, und daſs

die Ebbe sie stromab ins Meer führte. Sie wurden den andern Tag durch die Fluth wieder in den Strom getrieben, und brachten mehre Tage auf der Scholle, bei Wind und Schneegestöber zu, meerwärts und landwärts treibend. Sie untersuchten, ob nicht irgendwo die Eisscholle ans Ufereis stieße, und ob es nicht möglich sei, von der beweglichen Insel irgendwo zu entkommen. Allein vergeblich! — Und als sie nach mehren Versuchen auf die alte Stelle zurükkehrten, so fanden sie, daſs ein Theil der Scholle sich abgelöst hatte und daſs, was sie zurükkgelaſſen, nämlich Schlitten, Zelte und ein Hund, auf einer andern Scholle sich befände, so daſs sie nun auch des Schutzes gegen das Wetter so wie der Nahrungsmittel entbehrten. Zwei andre Hunde waren schon früher durch Eisbruch von ihnen getrennt worden. Nach dem letzten Unfalle trieben sie so weit ins Meer, daſs sie alles Land aus den Augen verloren. Glüklicher Weise war das Wetter nicht sehr kalt; und am folgenden Tage führte sie die Fluth wieder dem Lande zu, und ihre Hofnung gerettet zu werden belebte sich von Neuem. Der eine brach an dem Tage unglüklicher Weise durchs Eis, ward wohl wieder herausgezogen, und nach Möglichkeit getroknet; allein er konte nicht aufrecht stehen, muſte darum gelegt, und, so gut es sich thun ließ, gegen Näſſe, Wind und Kälte durch Eisstükke ge-

ſchützt werden. Den folgenden Tag ſtarb der Ermattete. Die andern beiden hatten nur noch ein Stükchen Zukker, weiter nichts. Das Eis ſetzte ſich endlich nach ſchreklichem Schneegeſtöber und nun verſuchten die beiden andern, nachdem ſie ihren geſtorbenen Genoſſen beweint hatten, ſich, von Scholle zu Scholle ſpringend und gehend, zu retten. Aber es war ſehr trübe und ſie wuſten nicht, welche Richtung ſie nehmen ſolten. Dem einen ſchwollen alle Glieder auf, und während beide noch über das Eis gingen, fing er an verwirt zu reden, und als eben der Mond unterging gab er ſeinen Geiſt auf. Während der Nacht tobte die Fluth durch die Eisſchollen und überſchwemte manche, während ſie andre in die Höhe hob. Oft war der noch Lebende in Gefahr, von den kämpfenden Eisſchollen begraben zu werden. Allein der folgende Tag brachte ihm neue Hofnung zur Rettung. Die Sonne durchbrach die Nebel, es ward kälter, und er ſah die Küſte. Einen ganzen Tag brauchte er, ehe er ſie erreichte, ſo ſchlecht und ſo weit war der Weg und ſo ſchwach ſeine Kräfte. Füße und Hände waren ihm erfroren, vergeblich bemühte er ſich nach erreichtem Lande, Feuer an zu machen. Den folgenden Tag kam er nach großen Mühen in der Niederlaſſung wieder an, nachdem ihm auch noch die Naſe erfroren war. Von den 10 Tagen ſeiner Abweſenheit hatte er 8 auf dem Eiſe zugebracht.

Die Burgbewohner, welche zu mühsamen Jagden keine Lust haben, kaufen sich Wildprett von den umwohnenden Indianern, und bauen einiges Gemüse, zumal in den südlichern Niederlassungen, wo auch eine gute Viehzucht getrieben wird. Der Boden in den meisten Gegenden um den Hudsonsbusen ist steinicht und schlecht, und die Luft zu strenge und zu kalt, als dass man an einen ordentlichen Akkerbau denken könte.

Die Ausfuhr an Fellen aus dem Hudsonsbusen ist bedeutend. Jährlich werden allein an 50,000 Biberfelle ausgeführt, ausserdem viele Marder-, Otter-, wilde Katzen-, Wolfs- und andre Felle, so wie auch von den wilden Gänsen viele Federn und Federspulen. Der Werth von Allem steigt jährlich über 150,000 Thaler. Die Gegenstände, für welche die Indianer die Felle verkaufen, sind Tabakk, grobes Tuch, messingene Kessel, Pulver und Blei, Flinten, Messer, Brantewein u. s. w. Die Biberfelle werden als Geld betrachtet, und die Gesellschaft hat für ihre Handelsdiener die Preise jeder Waare, die gekauft und verkauft wird, darin festgesetzt, z. B.

1 Pfund Tabakk	gilt	1	Biberfell
1 — Pulver	—	1	—
4 Messer	—	1	—
16 Feuersteine	—	1	—
1 Flinte	—	14	—
1 Beil	—	1	—

2 Marderhäute gelten 1 Biberfell
1 Wolfsfell gilt . . 2 —
1 schwarzes Fuchsfell 4 —
1 graues — . 3 —
10 Pfund Gänsefedern 1 —

Die einzelnen englischen Niederlassungen sind allmälig angelegt, z. B. die Churchill-burg erst 1715. Bald nach der Anlegung derselben brachten Indianer Kupfer dorthin und erzählten, dass sich dies an einem großen Fluss befände. Diese Nachricht machte Aufsehn, man glaubte der große Fluss ergieße sich sicher in den Hudsonsbusen, und schikte von England 2 Schiffe ab, um die reichen Kupfergruben aufzusuchen. Das eine befehligte Barlow, der 1704 tapfer die Albany-burg vertheidigt hatte, als die Franzosen von Kanada aus zu Lande durch große Wüsten und Oeden vorgedrungen waren, um sie zu zerstören. Das andre führte Vaughan; den Oberbefehl über beide Schiffe hatte aber Knight, ein achtzigjähriger kühner Greis, der mehre Jahre Befehlshaber der Hudsonsniederlassungen gewesen war. Man erwartete außer Kupfer auch Gold, und der greisige Oberbefehlshaber hatte so jugendliche Hofnungen zu seinen zu machenden Entdekkungen, dass er mit Eisen beschlagene Kisten mitnahm, um darin das Gold zu pakken. Im Jahr 1719 seegelten die Schiffe von England ab, und waren mit

Allem versehen, was man zum Ueberwintern für nöthig hielt. Darum kümmerte man sich wenig, als sie in demselben Jahr nicht zurükkamen. Das folgende Jahr ward man unruhig, und 1722 schikte man eine Schaluppe aus, die vergeblich nach den Schiffen suchte. In den ersten Jahren hegten manche noch die kühne Hofnung, die Schiffe hätten eine nordwestliche Durchfahrt gefunden und würden über Ostindien zurükkehren; allein mit den Jahren schwand auch diese. Nur das Wo und Wie des Unterganges blieb in Ungewisheit. Auch hierzu gelangte man 1767. In diesem Jahr trieb die Gesellschaft des Hudsonsbusens den Walfischfang, und wählte zum Sammelplatz für die Schiffe die Marmorinsel. Bei dieser Gelegenheit fand man am östlichen Ende der Insel einen neuen Hafen, und dabei Kanonen, Anker, Kabeltaue, Ziegelsteine, einen Amboss und andre Sachen, nebst den Ueberbleibseln von einem Hause. Selbst ein Schiff sah man im Grunde liegen, und ward so deutlich davon überzeugt, dass jene Entdekkungsmanschaft hier auf einer unwirthbaren Insel, die weder Strauch noch Baum hat und 3 Meilen vom Festlande liegt, das eben so unwirthbar ist, ihren Untergang gefunden habe. Im Sommer 1769 kamen die Walfischjäger mit mehren Eskimos hier zusammen, und erfuhren bei näherer Erkundigung von 2 alten Leuten noch Folgendes:

„Die beiden Schiffe kamen spät im Herbste hier an, und gelangten in den Hafen, doch ward das größere dabei stark beschädigt. Wir besuchten die Mannschaft, die sich etwa 50 Seelen stark, ein Haus erbaute. Im folgenden Frühling war ihre Anzahl viel geringer, und die noch lebenden schienen sehr ungesund zu sein. Sie beschäftigten sich mit Holzarbeiten. Als der zweite Winter heran kam, waren ihrer nur noch 20. In diesem Winter schlugen einige von uns ihre Wohnungen an der andern Seite des Hafens auf, und brachten Weißen häufig Walfischspekk, Robbenfleisch und Thran. Im folgenden Frühjahr gingen die Unsrigen wieder nach dem Festlande, und als sie im Sommer 1721 das Eiland von Neuem besuchten, fanden sie nur noch 5 von den Engländern am Leben, und diese litten solchen Mangel an Nahrungsmitteln, daſs sie rohen Walfischspekk mit Begierde verschlangen. Davon starben bald drei, und kaum vermochten die beiden andern diese zu beerdigen. Die noch lebenden gingen oft auf die Spitze eines nahen Felsens und blikten mit Sehnsucht nach Süden und Osten, ob sie nicht vielleicht Schiffe sehen könten. Wenn sie da eine geraume Zeit beisammen ins Meer geblikt hatten und sich nichts sehen ließ, so setzten sie sich dicht neben einander nieder und weinten bitterlich. Endlich starb einer von beiden, und die Kräfte des

andern waren so erschöpft, daſs auch er niederfiel und starb, als er ein Grab für seinen Unglüksgefährten zu machen versuchte.“ — Diese letzte Aussage bestätigte sich durch die Gebeine beider, welche dicht bei einander neben den Ueberbleibseln der Hütte lagen.

Um die Zeit, da man dies erfuhr, kamen die Kupferminen von Neuem in Anregung, indem einige Indianer aus Norden wieder Kupfer nach der Churchill-burg brachten, und es wurde von der Gesellschaft beschlossen, einen ihrer Beamten, Herren Samuel Hearne zu Lande nach den Kupferminen auszusenden. Man rüstete ihn zu diesem Behuf mit Werkzeugen zu Himmelsbeobachtungen aus, weil man bekantlich leiblich und geistig durch den Himmel am besten seinen Standpunkt auf der Erde erkent. Außerdem versah man ihn mit Pulver und Blei und gab ihm mehre Begleiter, gröstentheils Indianer, Nordindianer und Hausindianer; wovon jene nur mit den Engländern handeln, diese aber unter deren Schutze leben. Für seine Bequemlichkeit nahm er außer dem, was er anhatte, nur eine Bettdeke, einen Rokk, ein Paar Beinkleider und Zeug zu einigen Paar Strümpfen mit, obgleich er eine Jahre lange Reise durch Wüsteneien vor sich hatte.

Wir lassen im Nachfolgenden unsern kühnen Reisenden selbst reden.

Erſte Fahrt.

Zweimalige Rükkehr wegen Unglüksfälle.

Den 6ten Regenmond (November) 1769 trat ich meine Reiſe von der Churchill-burg an und erhielt mit 7 Kanonenſchüſſen ein Lebewohl. Bald nach der Abreiſe entlief uns ein Indianer und ich muſte jetzt ſeinen Schlitten ziehen. Nach Ausſage des nordindianiſchen Häuptlings Ttschatschecnähah, der mein Führer war, ſolten wir in 5 Tagen an Waldungen kommen, allein erſt am 19ten trafen wir einiges Geſträuch, das uns Mittel gab unſern, durch die Felſenwüſten zugerichteten, Schlitten wieder etwas in Stand zu ſetzen. Jetzt konten wir auch unſre ledernen Zelte aufſchlagen, da wir Zeltſtäbe uns ſchnitten. Bis dahin hatten wir die Nächte in Schneegruben, die wir uns machten, zugebracht. Im Walde erlegten wir 3 Stükk Rothwild *) und

*) Es kommen in Nordamerika mehre Hirſcharten vor, die wohl nur Abarten von unſern Roth- und Damhirſchen ſind. Die eine Art ſoll den Rennthieren verwandt ſein.

die Weiber fingen an einem aufgehauenen See einige Fiſche. Allein das Alles war bald verzehrt, und wir ſchoſſen in den nachfolgenden Tagen nur wenige Repphühner. — Dem nordindianiſchen Häuptling wurde die Reiſe bald Leid, mehre Nordindianer liefen davon und nahmen mehre Sachen mit, die zu Geſchenken beſtimt waren, und zuletzt entfernte ſich auch der Häuptling ſamt den übrigen ſeiner Leute, mit höhniſchem Lachen den Wald erfüllend. So ſtand ich mit 2 Hausindianern, einer Indianerin und 2 Europäern, abgemattet in einer unbekanten Wüſte, wenigſtens 40 Meilen von der Churchill-burg entfernt. Mit Widerwillen muſte ich mich auf den Rükweg begeben. Einige Sachen ließen wir an Ort und Stelle, die meiſten ſuchten wir auf Schlitten mitzunehmen. Den 5ten Chriſtmond fanden wir einen Nordindianer, von dem wir Wildprett kauften und in deſſen Zelt wir uns bei einer reichen Mahlzeit ſtärkten. Den 11ten trafen wir in der Churchill-burg ein.

Bald dachte ich an meine Wiederabreiſe; ein andrer Nordindianer, der erzählte, er ſei nahe an dem Fluſs geweſen, an dem die Kupferminen ſich befänden, ward mit zweien ſeines Volkes zu Wegweiſern genommen, dazu geſelte ich nur noch zwei Hausindianer, indem ich es für gut fand keine Europäer und keine Indianerinnen dies Mal mitzuneh-

men. Unſre Handſchlitten beluden wir mit Pulver und Blei, Lebensmitteln, nothwendigen Geräthſchaften und Geſchenken für die Indianer. Den 23ſten Eismond (Febr.) 1770 zogen wir aus und nahmen unſre Richtung den Robbenfluſs hinauf. Das Wetter war ſo ſchlecht, daſs wir oft Tagelang ſtill liegen muſten, doch ſchoſſen wir hinlängliches Rothwild. Vom 9ten Lenzmond bis 1ſten Windmond lebten wir gröſtentheils von Fiſchen, die wir in gehauenen Wuhnen auf einem See mit Angeln fingen, und von Repphühnern, die wir theilweis in Schlingen erhielten. Wir blieben ſo lange an dem See, weil unſer Führer meinte, wir könten in dieſer Jahreszeit in der nächſt zu durchreiſenden Gegend nicht eher Nahrungsmittel finden, bevor nicht die wilden Gänſe zögen. Unſer Aufenthalt war in einem Zelte, wie es die Südindianer zu haben pflegen.

Dies ſchlägt man im Winter alſo auf: Mit einer Stange ſtöſst man durch den Schnee und ſucht ſo eine ebne Stelle. Von dieſer räumt man den Schnee, und will man mehre Tage bleiben, auch das Moos ab, weil es leicht Feuer fängt. Auf den gereinigten Platz ſtekt man kreisförmig einander zugeneigte Stangen worüber die Zeltdekke geſchlagen wird, die aus Elennthierhäuten verfertigt iſt. Dieſe Dekke gleicht unſern Mantelkragen. Oben im Zelt bleibt ein Loch, damit das Licht eindringe und der Rauch

ausziehe. In der Mitte wird das Feuer gemacht, an den innern Rändern legt man Fichtenzweige als Ruhebetten, und außen bedekt man den Rand mit Schnee.

Unser Aufenthalt in dem Zelte war nicht unangenehm. Wir hatten von da eine weite Aussicht auf den See, den rings Fichten, Lerchenbäume, Birken und Pappeln umkränzten. In der Ferne ragten über die Wälder hohe Schneeberge hervor, und dicht bei uns war ein schöner Wasserfall, unter dem wir unsre Netze ausgespant hatten, die uns täglich nährten. Die Indianer verschliefen und verrauchten die meiste Zeit; ich beschäftigte mich dagegen mit dem Fang von Mardern und Repphühnern. Um Repphühner zu fangen macht man kleine Zäune oder Hekken auf den Schnee, in solchen Gegenden, wo diese Thiere ihren Zug haben, was nach Weidengebüschen hin ist, weil sie sich von deren Knospen im Winter nähren, legt die Hekken so an, dass sie in einen Winkel zu laufen, an dessen Spitze eine Oefnung mit einer Schlinge ist. Ich fing täglich 3 bis 10 Stükk in meinen Schlingen, deren ich viele gelegt hatte. Vom 1sten Windmond bis zum 10ten litten wir große Noth, denn Netze und Angeln lieferten keine Fische mehr, die Schlingen keine Repphühner und die Flinten kein Rothwild. Endlich erlegte der indianische Führer zwei Hirsche, und kam, nachdem

er mehre Tage entfernt gewesen war, des Mitternachts mit einer Masse Blut und einigen Stükken Fleisch zu unserer aller Freude an. Den folgenden Tag eilten wir nach der Schussstätte, erlegten noch 5 Hirsche und zwei Biber, allein an Vorrath für die Noth war nicht viel zu denken; denn so lange noch was da ist, essen die Indianer Tag und Nacht. Den 27sten trafen wir einige Indianer und zogen mit diesen bei geringer Nahrung, die uns Fische und Kranichsbeeren gewährten, die durch das Wegthauen des Schnees hervorkamen. Die fremden Indianer hatten Ueberfluss, sie ließen auch unsern nördlichen Indianern, mit denen sie gleiches Stammes waren, hinlänglich zukommen aber an mich und die beiden Hausindianer dachten sie nicht. Vom 19ten Wonnemond hatten wir aber Gänse, Schwäne und Enten, welche jetzt nach Norden zogen, in Ueberfluss. Unser Weg ging nun erst in das unfruchtbare Land, so lange waren wir umhergezogen. Zur bessern Fortschaffung des Gepäkkes hatte ich noch 5 Indianer nebst einer Frau angenommen. Unsere Richtung war nördlich vor dem See Beralzone vorbei. Den 6ten Brachmond hatte es so stark gethaut, dass wir unsre Schneeschuhe wegwarfen, und den 10ten musten wir auch die Schlitten stehen lassen, denn jetzt hielt das Eis auf den Seen nicht mehr. Wir nahmen unsre Sachen auf den Rükken, was uns aber

weit

weit ſchweerer ward, als das Ziehen auf den Schlitten. Ich hatte über 60 Pfund zu tragen, dabei waren die Wege ſchlecht, und die ſtärkſte Hitze des Tages wechſelte mit rauhen Nächten, die wir im Freien zubringen muſten, weil wir das Zelt zu Schuhen zerſchnitten hatten. Dabei litten wir Mangel an Lebensmitteln, und muſten oft das Fleiſch, ja die Fiſche roh verzehren, weil es uns an Feurung fehlte. Glüklicher Weiſe blieben wir bei allen dieſen Beſchweerniſſen geſund und guten Muths. Den 20ſten bis 23ſten Brachmond machten wir bei einer Pfeife Tabakk und einem Trunk Waſſer täglich 4 Meilen. Den 23ſten ſahen wir 3 Biſamſtiere an einem kleinen See. Die Freude war groß, da wir alle 3 erlegten, Feuer aber konten wir nicht anmachen, denn es war nur wenig Moos da und ein ſtarker Regen machte auch dies dazu unbrauchbar. Drum fielen wir, ganz ausgehungert, über das rohe Biſamfleiſch her, aber ungeachtet des Hungers wolte es doch nicht herunter, denn außerdem, daſs es grob und zähe war, roch und ſchmekte es unausſtehlich. Drei Tage hindurch regnete und ſchneiete es, da ging uns denn faſt der Muth aus. Außer dem Durſt iſt der Hunger das gröſte Uebel; zumal in unſrer Lage, wo wir nie wuſten, wann und womit wir ihn ſtillen würden. Mit dem Leibe leidet der Geiſt. Der Magen verliert alle Verdauungskraft, ſo daſs

man hernach nur Wenig und das nur bei den gröſten Magenſchmerzen eſſen kann. Die leiblichen Ausleerungen verurſachen aber noch weit größere Schmerzen nach einem langen Hunger.

Wolte ich den Küchenzettel eines jeden Tages unſrer Reiſe angeben, ſo würde das ein trauriges Einerlei ſein. Im ganzen lautet er ſo: „Bald groſſer Ueberfluſs, bald gänzlicher Mangel, bisweilen zu viel, ſelten gerade genug, häufig zu wenig, und oft gar nichts.“ Zwei Tage und zwei Nächte faſten — das kam oft; ja ein Mal hatten wir in 7 Tagen nichts als Waſſer, einige Kranichsbeeren, Stükchen altes Leder und gebrante Knochen. In ſolchen Fällen ſuchen die Indianer ihre Kleider durch, um zu ſehen, was ſie am erſten miſſen können. Ein Paar alte Schuhe werden da oft in den Magen geſchikt. In ſolcher Noth ereignet es ſich bisweilen auch, daſs die Indianer Menſchenfleiſch eſſen; wer aber das gethan hat, bleibt ſein Lebelang ein Gegenſtand der Verachtung und darf ſich bei den andern nicht ſehen laſſen.

Nachdem wir einen Theil des Bifamfleiſches zum Mitnehmen in kleinen Streifen geſchnitten und ſo gedört und zwiſchen Steinen zerrieben hatten, ſetzten wir den 26ſten unſre Reiſe fort und kamen den 30ſten an den Fluſs Cathawhachaga; hier ſich in

den weißen-Schneesee (Math-kyed-whdie) ergieſt. Hier trafen wir einige Nordindianer, welche uns mit ihren Kähnen überſetzten. Am andern Ufer verweilten wir mehre Tage und kauften auf künftige Fälle für ein Meſſer einen Kahn, den ein neu angenommener Indianer tragen muſte. Den 7ten Heumond kamen wir beim weißen-Schneeſee an. Den 17ten erlegten wir mehre Biſamſtiere. Ueberhaupt trafen wir jetzt viel Wild und manches Thier wurde den unſern Indianern bloß erlegt, um die Zunge, das Mark und das Fell zu nehmen, während das andre liegen blieb. Die Indianer glauben nämlich, je mehr Wild ſie ſchießen, deſto mehr wächſt wieder zu. Dadurch verderben ſie außerordentlich die Jagd.

Unſer Führer bekam in Geſellſchaft von mehren andern Indianern, die wir den 21ſten antrafen, den Gedanken, es ſei zu ſpät, noch in dieſem Jahre nach dem Kupferſtuſs aufzubrechen und ſchlug mir vor, den Winter mit den andern Indianern hier zu bleiben, um zeitig das andre Jahr dahin aufzubrechen. Ich muſte nachgeben, es kamen immer mehr Indianer zuſammen, ſo daſs wir 600 Seelen waren und unſer Nachtlager in etwa 70 Zelten einer kleinen Stadt glich. Wir zogen weſtlich, hatten viel Rothwild und ſetzten über mehre Flüſſe in kleinen Kähnen, je zwei und zwei, wovon eines ſich vor Lange

nach in den Kahn ausstrekt, während der andre, still sitzend, rudert.

Den 8ten Erntemond (Aug.) blieb der Indianer zurükk, denn ich meinen Himmelsmesser (Quadranten) und sämtliches Pulver zum Tragen gegeben. Unruhig brachte ich die Nacht zu; denn mit dem Verlust des Pulvers war die Unmöglichkeit der Unterhaltung verbunden, und dies um so mehr, da die Nordindianer mir keinen Bissen ohne die theuerste Bezahlung gaben. Sie konten sich nichts anders denken, als ich sei des Handels wegen ausgezogen und wolten darum alle ihre Bedürfnisse durch mich befriedigt haben, wie dies in der Churchill-burg geschieht. Da ich dies nicht konte, so meinten sie, ich sei nur ein armer Bedienter. Den andern Tag suchte ich bis gegen Abend meine Sachen. Da fand ich sie zu meiner grossen Freude. Der Indianer hatte sie hingelegt und war eines andern Weges gezogen. Von dem Pulver fehlte ein Theil. Erst des Abends um 10 Uhr erreichte ich mit meinen Hausindianern wieder den Zug. Den 10ten stellte ich einige Himmelsmessungen an und fand, dass wir 10° 40′ westlich von der Churchill-burg, und unter 63° 10′ nördlicher Breite uns befanden. Da das Wetter schön war, liess ich meinen Himmelsmesser während des Mittagsessens stehen; allein ein Windstoss warf ihn um und er zerbrach auf dem Felsen. Dadurch wurde

ich außer Stand geſetzt, meine Reiſe für die Erdkunde nützlich zu machen und beſchloſs darum zurükzukehren. Wir waren etwa 100 deutſche Meilen in gerader Richtung von der Churchill-burg entfernt. Den Tag nach der Zerbrechung des Himmelsmeſſers wurde ich faſt rein ausgeplündert. Ein Haufen Nordindianer kam zu uns, ihr Häuptling fragte nach mehren Handelsgegenſtänden, unter andern auch nach Spielkarten, und da ich nichts von dem hatte, ſchütteten die Plünderer meinen Mantelſak aus, und nahmen, was ihnen gefiel. Unſer nordindianiſcher Führer ſtand in keinem Anſehn bei ihnen, konte uns darum nicht ſchützen, ſondern muſte ſich dieſe Behandlung theilweis mit gefallen laſſen. Selbſt meine Flinte büßte ich hierbei ein, erhielt ſie aber den andern Tag wieder. Meine Laſt war nun leicht, das Wetter gut und drum die Rükreiſe erträglich. Wir zogen gewöhnlich mit mehren Haufen Indianer, die mit Pelzwerk zur Churchill-burg wanderten. Der Anfang unſrer Rükreiſe war am angenehmſten, aber allmälig ward es kälter, und es fehlte uns an einem Zelt und an gehörigen Winterkleidern. Wir ſchleppten wohl die Felle zu beiden mit, aber wir hatten keine Frauen in unſrer Geſelſchaft, welche dieſelben hätten zurichten können und die Indianer, die um uns waren, erlaubten dies ihren Frauen nicht, ließen uns auch keine fertigen Kleider ab, weil ſie

wohl merkten, daſs wir ihnen wenig Hofnung geben konten. Sie spotteten unſrer, ſo zärtlich und beſorgt ſie auch gegen die Ihrigen waren. Unſer Wegweiſer hatte auch Alles in Ueberfluſs, aber um mich und die Hausindianer bekümmerte er ſich nicht.

Den 20ſten Herbſtmond kam von Weſten her ein berühmter Häuptling Matonabbi zu uns, der ebenfals nach der Churchill-burg mit Pelzwerk zog, früherhin einige Jahre darin gelebt hatte und außer ſeiner nordindianiſchen Sprache auch die der Hausindianer und ſogar etwas Engliſch ſprach. Er hatte gerade die jüngſten Nachrichten von dem Kupferfluſs gegeben, und nahm ſich jetzt unſrer mit großer Liebe an. Er verſah uns mit warmer Kleidung, und gab uns ſogar ein Feſt, wobei nach einem tüchtigen Schmauſe geſungen und getanzt ward. Matonabbi erbot ſich auch ſogleich zu unſerm Führer, wenn ich von Neuem nach dem Kupferfluſs aufbrechen wolte, und ſchrieb das ertragene Ungemach theils dem ſchlechten Benehmen unſers Führers, theils dem Umſtande zu, daſs wir keine Weiber mitgenommen hätten. Er ſagte: „Sind alle Männer ſchweer beladen, ſo können ſie nicht ſchnell genug reiſen und nicht weit genug auf die Jagd ausgehen. Haben ſie ein Mal Glük auf der Jagd, wer ſoll das Geſchoſſene fortbringen? — Die Weiber ſind zur Arbeit geſchaffen. Eine von ihnen kann eben ſo viel tragen oder ziehen,

als zwei Männer. Sie schlagen auch unsre Zelte auf, machen unsre Kleider, bessern sie aus, und bereiten das Essen. Kurz sie besorgen Alles, und kosten doch wenig; denn in dürftigen Zeiten können sie sich allenfals damit sättigen, dass sie sich die Finger ablekken."

Um Holz zu Schneeschuhen und Schlitten uns zu verschaffen machten wir einen Umweg von mehren Tagen, trafen aber Matonabbi noch wieder an. Wir liessen ihn zurükk, eilten so viel wir konten und trafen den 25sten Weinmond (Oktober) nach einer Abwesenheit von 8 Monaten und 2 Tagen in der Churchill-burg wieder ein.

Zweite Fahrt.

Von der Churchill-burg bis zum Kupferfluſs.

Nachdem Alles zur Reiſe beſorgt war, trat ich unter Matonabbis Führung, dieſelbe den 7ten Chriſtmond 1770 an, nahm aber gar keine Hausindianer mit, weil dieſe von den Nordindianern wenig geachtet werden. Wir reiſten ſchnell, weil es an Wild, und mithin an Lebensmitteln, fehlte: doch machten wir ſelten den Tag über 3 Meilen. Mehre Lebensmittel und Geräthſchaften, welche Matonabbi am Eierfluſs bei ſeinem Zuge nach der Churchill-burg verſtekt hatte, waren von andern entwandt; doch ertrug er dies mit Gleichmuth. Zu unſerm Glükk fanden wir in den Lagerſtätten vorangezogener Indianer mehre gute Fleiſchſtükke, zum Beweis, daſs ſie Ueberfluſs gehabt hatten, während wir darbten. Das Weihnachtsfeſt brachte ich bei einer Pfeife Tabakk und einem Trunk Waſſer zu; denn vom 19ten bis 27ſten hatten wir faſt nichts zu eſſen. Die Indianer waren dabei guter Dinge und trieben allerlei Kurzweil. Gab es aber hinlängliche Nahrungsmittel,

ſo aßen ſie auch jeder für ſechſe, was ihnen freilich oft ſchlecht bekam. Am Inſelſee fanden wir noch einen großen Theil der Sipſchaft meines Führers, etwa 20 Weiber und Kinder mit 2 Männern, die hier während der Reiſe Matonabbi's nach der Churchill-burg ſich durch den Fiſch- und Haſenfang ernährt hatten. Weil der Inſelſee ſehr fiſchreich iſt, ſo verweilen hier oft die Frauen und Kinder der Indianer, während die Männer der Jagd oder andern Geſchäften nachgehen. Die ganze Gegend herum iſt felſig, hin und wieder findet man, vorzüglich an Seen, Flüſſen und auf den Inſeln zwergartiges Nadelholz nebſt Birken. Als wir über den Repphühnerſee gingen, zu Anfang des Eismonds 1771 herſchte eine ſchreckliche Kälte. Jenſeit dieſes Sees fanden wir viel Wild, und lagen deshalb oft 3 bis 5 Tage ſtill, um zu ſchwelgen. Den 21ſten Eismond gingen wir über den Schneevogelſee. Hinter dem Doobaunt-fluſs trafen wir mehr Indianer, die ſich den Winter hier durch den Fang des Rothwildes in Gehegen ernährt hatten. Dieſer Fang wird ſo gemacht. Man legt da, wo einiges Gebüſch ſteht, durch Abhauen und Einſtekken in Schnee, einen völligen Irrgarten an, in welchem man viele Schlingen aus Hirſchhäuten anbringt. Ein weites Thor führt in den Irrgarten und zu dem Thor leiten zwei Reihen Strauchwerk, die ſich vom

Thor entfernt immer mehr erweitern. Diese Anlage macht man gern an Flüssen und Seeen, wo gerade das Rothwild seine Fährte hat. Die Zelte werden so auf einer Höhe aufgeschlagen, dass man von ihnen aus den Vorplatz zum Irrgarten, der oft eine Achtelmeile lang ist, gut übersieht. Läst sich Wild blikken, was gewöhnlich haufenweis komt, so umgibt man die Seiten des Vorplatzes und treibt es so in den Irrgarten. Die Männer gehen drauf in denselben hinein und erstechen mit Speeren das, was sich gefangen hat; während die Frauen rings herum scheuchen, damit es nicht durchbricht.

Den 8ten Windmond kamen wir zu einem See, der kleine Fischhügel genant, und verweilten dort, 70 Seelen, in 7 Zelten 10 Tage, um Fleisch zu dörren und zu pülvern, weil es viel Wild hier gab, um Zeltstäbe zu schneiden, weil wir jetzt in holzleere Gegenden kamen, und um uns mit Birkenrinde und Holzwerk zu Kähnen zu versehen, weil nun bald Flüsse und Seeen nur so zu überschreiten waren. Bald nach unserm Aufbruch kaufte sich Matonabbi noch eine Frau, so dass er deren jetzt sieben hatte. Die Vielweiberei ist hier etwas Gewöhnliches, und weil die Indianer noch roh sind, so haben sie keine Achtung vor dem weiblichen Geschlecht. Die Frau wird als eine Waare betrachtet, die man kauft und verkauft. Der Werth einer Frau richtet sich nach

ihrer Fähigkeit im Tragen und nach ihrer Fertigkeit in Fellebereiten und Kleidermachen. Die Frauen dürfen selbst nicht ein Mal an Vergnügungen z. B. am Tanzen Theil nehmen. Matonabbi's Frauen waren alle sehr groß und stark, und er bildete sich was darauf ein.

Am Clowey-See erbauten wir Kähne. Die Indianer gebrauchen dazu nur Axt, Messer, Feile und Pfriemen als Werkzeuge, und arbeiten doch damit einen zierlichen Nachen zusammen. Er gleicht einem Weberschiff, ist unten flach und läuft an beiden Enden spitz zu, doch nach vorn etwas mehr. Die Länge des Nachens beträgt 12 Fuß, die Breite noch nicht 2 Fuß, die Seiten sind nicht hoch und stehen gerade aufrecht. Will man einen solchen Nachen bauen, so beugt man eine Menge Holz ins Knie, bindet es mit Riemen zusammen und verfertigt sich so künstliches Knieholz. Ist dies gut zur Arbeit so wirft man einen Hügel auf, und auf demselben errichtet man das Gerippe des Kahns, was zuletzt mit Birkenrinde sauber und genau bekleidet und darauf mit Baumharz überzogen wird. Solche Kähne gebrauchen die Indianer zu Sommerreisen und auch zu Jagden auf Flüssen und Seen. Ein Mann trägt einen Kahn, und das oft 20 Meilen, ehe er wieder gebraucht wird.

Am Clowey-See erlebte ich etwas mit sehr

Unangenehmes. Matonabbi hatte vor einiger Zeit einem Indianer seine Frau mit Gewalt entrissen, was ihm als einem angesehenen Oberhaupt so hinging. Der arme Mann hatte indeſs schlecht von Matonabbi gesprochen. Dies erfuhr derselbe und hörte dabei, daſs dieser Mann in unsrer Nähe sei. Sogleich eröfnete er das Bündel eines seiner Frauen, nahm mit groſser Kaltblütigkeit ein langes neues Messer heraus, ging in des Mannes Zelt und versetzte ihm drei Stiche zwischen die Schultern. Sicher hätte er ihn ermordet, wären nicht andre darauf zugekommen. Nach dieser That kehrte Matonabbi ruhig in sein Zelt zurükk, ließ sich Wasser geben, um das Blut von Händen und dem Messer abzuwaschen, rauchte, wie gewöhnlich, sein Pfeifchen und fragte mich, ob er nicht recht daran gethan hätte. So unedel benahm sich Matonabbi, mit dessen Betragen gegen mich ich sehr zufrieden sein konte. Mir fiel dies um so mehr auf, da die Nordindianer jeden Meuchelmord verabscheuen, und keinen Mörder unter sich dulden. Wahrscheinlich war er durch den Umgang mit Südindianern, die rach- und blutdürstig sind, schlechter geworden. Auſser dem Kaufen und Rauben der Frauen ist es nicht selten, daſs man um sie ringt. Ein Schwanzer wird nie lange eine tüchtige Frau behalten. So bald sie einem andern gefält, muſs er mit dem um sie ringen und wird er

beſiegt, ſie ihm überlaſſen. Die Ringkunſt ſteht drum bei den Nordindianern in großem Anſehen und wird von Jugend auf geübt. Bei manchen Kämpfen dieſer Art hat jeder einen Kampfwart, der des Ringenden Rechte wahrnimt. Bisweilen werden aber auch Pfiffe gebraucht; man beſchmiert ſich mit Fett, oder ſchneidet ſich die Haare ab, auf die der Angriff vorzüglich zu gehen pflegt. Manche Frau folgt oft mit dem größten Widerwillen dem Sieger, den ſie vielleicht mit ganzer Seele haſſet; aber da braucht man Gewalt. Selten wird über Frauen geſtritten, die ſchon Kinder haben.

Matonabbi, der einem andern kekk ſeine Frau geraubt, muſte ſich bald wegen einer andern Frau dehmüthigen. Nachdem ihm eine entlaufen war, kam ein Mann zu ihm, der ihm vor einiger Zeit eine Frau verkauft hatte, und verlangte jetzt, mit ihm um dieſelbe zu ringen. Da Matonabbi aber ſchwächer war und gern die Frau behalten wolte, muſte er ſich entſchließen, jetzt noch ein Mal ſie zu bezahlen. Er fühlte ſich dadurch beſchämt und gekränkt und wolte ſchon weſtwärts zu den Athapuskow-Indianern ziehen; wodurch meine Reiſe wäre bald vereitelt worden. Lange Vorſtellungen von meiner Seite verhinderten dies.

An dem See Cheesadawd ließen wir die meiſten Frauen und Kinder, ſo wie viele andre zurück,

die sich uns angeschlossen hatten, um eiliger vorwärts zu gehen. Die Frauen und Kinder solten uns allmälig noch etwas nachkommen und uns bei der Rückkehr erwarten. Die Nordindianer fassen nämlich den Gedanken, am Kupferfluss Eskimos zu tödten, welche sich im Sommer da aufhalten, und gegen die alle Indianer den wüthendsten Hass haben. Ich suchte sie davon abzuhalten sie aber nanten mich feigherzig, und hatten sich schon am Clowey-See zu dieser Absicht hölzerne Schilde gemacht, ¼ Zoll dikk, 2. Fuß breit und 3 Fuß lang, um sich dadurch gegen die Pfeile der Eskimo's zu schützen. Den 17ten bis 20sten Brachmond reisten wir an dem Cogead-See hin, der noch ganz zugefroren war, so dass wir überall übers Eis gehen konten. Vorhin waren wir bei mehren grössern und kleinern Seen vorbei gekommen, wovon die grösten der Noy und Cby-See waren.

Die Sonne ging uns jetzt gar nicht unter, und das Eis verschwand, so dass wir unsre Kähne gebrauchen konten. Am Fluss Congecassiawhachaga, der mit dem Cogead-See in Verbindung steht, fanden wir mehre Kupfer-Indianer, die hier Rothwild jagten. Wir wurden von ihnen sehr gut aufgenommen. Ich rauchte mit ihren Häuptlingen die Friedenspfeife. Zugleich beschenkte ich sie mit einigen Kleinigkeiten. Sie hatten noch nie einen Engländer gesehen und be-

ſahen mich deshalb überall. Meine Haare und Augen wolten ihnen gar nicht gefallen. Erſtere, ſagten ſie, wären wie das gefärbte Haar aus einem Büffelſchwanze, und letztere wie die der Möven. Meine weiße Haut miſſiel ihnen ebenfals.

Mehre Nordindianer betrugen ſich ſehr ſchlecht gegen die Kupferindianer, ſie nahmen ihnen vieles unter den Händen weg ein Beweis, daſs ſie durch Umgang mit Europäern ſchon verdorben waren; denn die Nordindianer holen von den Kupferindianern Pelzwerk und geben ihnen dafür engliſche Waaren.

Wir lieſſen noch die übrigen Weiber den 1ſten Heumond zurükk und reiſten mit mehren Kupferindianern weiter, nachdem wir ſchon einige vorangeſchikt hatten. Wir bekamen ſehr ſchlechtes Wetter den 2ten und konten vor Schnee faſt nicht weiter. Ueber einem ſteinichten Gebürge muſten wir oft auf allen Vieren klettern. Doch war eine Art Pfad vorhanden, weil die Indianer oft nach den Kupfergruben gehen. Wir hatten aber ſo ſchlechtes Wetter, Schnee und Regen, daſs wir mehre Tage lang gar nicht trokken wurden; und da wir die Zelte zurükkgelaſſen hatten, ſo muſten wir in Felſenhöhlen übernachten. Dabei konten wir kein Feuer machen; denn das wenige Moos, was da ſtand, war zu feucht. Unſre mitgenommenen Speiſen gingen zu

Ende, drum musten wir uns mit rohem Fleisch den Hunger stillen. Jenseit der steinichten Gebürge fanden wir einen See, den ich wegen der vielen Bisamstiere, die da herum weideten, den Büffel-See nante.

Der Bisamstier (bos moschatus) ist ein Bewohner der nördlichsten Gegenden Amerikas, wo er heerdenweis vorkomt. Er sieht dunkelbraun aus, hat vorn einen Hökker, scheint äußerlich unbeholfen zu sein, klettert aber an Felsen, fast eben so gut, als die Ziege. Ich sah oft an hundert Stükk dieser Thiere zusammen. Unter einer Menge Kühe weiden immer nur wenig Stiere; und da man letztre oft todt findet, so ist es, wie auch die Indianer behaupten, nicht unwahrscheinlich, dass die Stiere in der Brunstzeit gegen einander kämpfen und sich tödten. Sie fressen Alles, was von Pflanzen in jenen Gegenden wächst, Moos, Weidengestrüppe, Fichtenspitzen und Gras. Die felsichten Gegenden lieben sie am meisten. Die Kühe kalben im Wonne- und Brachmond. — Ein völlig ausgewachsener Bisamstier ist so groß, als unser gewöhnliches Rindvieh, nur sind die Beine kürzer und der Leib ist dikker. Der Schwanz, ein kurzer behaarter Stummel hängt stets einwärts herunter. Vom ganzen Leibe wallen die Haare lang herab, vorzüglich am Halse, — ja so lang, dass sie an der Erde bisweilen schleppen. Im

Winter

Winter sitzt zwischen den Haaren ein dikker Pelz von feiner Wolle, der gegen die Kälte schützt. Die dikken Hörner sind einwärts nach unten und nur mit der Spitze nach oben gebogen und etwas geringelt. — Das ganze Thier riecht nach Bisam, und darum ist das Fleisch widerlich. Nur bei jungen Kühen und Kälbern bemerkt man diesen Geruch nicht, sie schmekken fast wie Elennthiere. Ein Messer mit dem man Bisamstier-Fleisch geschnitten, riecht noch lange darnach. *)

Den 8ten Heumond (Juli) machten wir, nach achttägigem Genuss von rohen Speisen, bei Regen und Sturm, zum ersten Mal wieder Feuer an und labten uns an gebratenem Rothwild. Auch trokneten jetzt unsre Kleider. An demselben Tage fanden wir eine Strekke, die von Bären durchpflügt war, die, wie mir die Indianer sagten, auf diese Weise Mäuse und Eichhörnchen suchen. Den 10ten hatten wir große Wärme und wurden von Mükken gewaltig geplagt. Den 13ten kamen wir an einen Arm des Kupferflusses, und weil wir hinlänglich

*) Der Bisamstier scheint auch Wanderungen auf dem Eise zu machen und so die Inseln im Nordpolmeer zu besuchen. Parry fand nämlich Bisamstiere auf der Melville-Insel. Sie schienen im Frühling in kleinen Heerden vom Festlande zu kommen. Der gröste Bisamstier, den Parry's Leute erlegten, wog 700 Pfund.

Rothwild und Holz fanden, so machten die Indianer zur Erquikung ihr Lieblingsessen, eine Art Rothwurst, Biati genannt. Sie besteht aus Hirschblut, kleingehakten Fett und den zartesten Fleischstükken, nebst dem Herze und der Lunge, welches zusammen zerhakt, in den Magen gefült und so am Feuer gebraten wird. Dies Gericht schmekt selbst ohne Salz und Pfeffer, vortreflich. Den folgenden Tag trafen wir bei dem Hauptflusse selbst an.

Dritte Fahrt.

Den Kupferfluſs hinunter und über die Kupfergruben zum Sklavenſee.

Am Kupferfluſs fanden wir 4 Kupferindianer, die auch mehre unſrer vorangeſchikten Leute geſehen hatten. Auſſerordentlich wunderte ich mich über den Fluſs ſelbſt. Die Indianer hatten ihn als ſchifbar geſchildert, und kaum eignete er ſich dazu, um ein Boot zu tragen. Er war wohl 180 Schritt breit; aber Untiefen und Waſſerfälle ſah man faſt überall. Er flieſst durch Felſen, hat aber an ſeinen Seiten etwas zwergartiges Holz. Meine Begleiter hörten jezt Fleiſch, damit, wenn wir den Fluſs hinunter zögen, wir keine Flinte brauchten abzuſchieſſen, um ſo die Eskimo's unerwartet zu überraſchen. Als wir 1½ Tag den Fluſs verfolgt hatten, hörten alle Bäume auf und es lag eine nakte ſumpfige und hügelige Gegend vor uns. Vorangeſendete Späher kundſchafteten Eskimo's aus, und jezt hatten meine Reiſegefährten für nichts anders mehr Sinn, als für die Ermordung dieſer Leute. Weil die Zelte der ent-

dekten Eskimo's auf der linken Seite des Kupferflusses gesehen waren, so setzten wir über. Jeder bemalte seinen Schild, der eine mit einer Sonne und dem Mond, der andre mit Vögeln und Raubthieren, und noch andre mit sonderbaren Zügen für Geschöpfe der Einbildungskraft. Sie sagten mir, dies seien die Wesen, von denen sie Schutz und Beistand im Kampf erwarteten. Nachdem diese Arbeit vollendet war, brachen wir ganz still auf, vermieden alle Hügel, und suchten uns längs dem Flusse den Hütten zu nähern. Matonabbi stelte den Anführer vor, und ein alter Kupferindianer stand ihm mit Rath bei. Alle folgten jetzt pünktlich, und waren eines Sinnes. Wir näherten uns den Zelten bis auf 200 Schritt, wo wir uns in den Hinterhalt legten. Da ich durchaus an dem, was mir Frevel war, keinen Theil nehmen wolte, so riethen mir die Indianer in dem Hinterhalte zu bleiben, bis das Gefecht vorüber sei. Ich aber fürchtete, die Eskimo's würden zu entkommen suchen, könten mich dann leicht finden und ermorden, und entschloss mich darum, mitzugehen, in dem Vorsatz, mich so lange ruhig zu verhalten, als es die Selbstvertheidigung erlaubte.— In dem Hinterhalte bemalten sich meine Gefährten noch die Gesichter, schwarz und roth. Die Haare wurden theils aufgebunden, theils abgeschnitten, damit sie im Kampf nicht hinderlich wären. Um sich

leicht zu machen, zogen alle ihre ledernen Strümpfe aus, und schnitten entweder die Aermel der Jakken ab oder streiften sie auf. Ja einige legten die Jakken ganz ab und behielten nur Hosen und Schuhe an.

Am 17ten des Morgens um 1 Uhr (es war Tageshelle, weil die Sonne jetzt hier nicht unterging) brachen die Indianer aus ihrem Hinterhalte hervor und überfielen die armen unglücklichen Eskimo's, die in Ruhe schliefen, und sicher keinen Feind ahndeten. Bald eröfnete sich vor meinen Augen eine scheusliche Szene. Die aus dem Schlaf geschreckten Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, etwa 20 an der Zahl, kamen nakt aus ihren Zelten hervor und suchten zu entfliehen; aber alle Auswege nach der Landseite waren verspert. In den Fluss getraute sich keiner zu springen und so wurden alle getödtet. Das Geschrei der Flüchtenden, das Jammern und das Aechzen derer, die schon die Todeswunden empfangen hatten, war schrecklich. Gerade vor meinen Füßen ward ein etwa achtzehnjähriges Mädchen mit dem Speer zu Boden gestoßen. Es erhielt eine Wunde in der Seite und schlang sich so fest um meine Beine, dass ich mich kaum loswinden konte. Ich bat die beiden Indianer, welche auf diese Unglükliche weiter eindrangen, dringend um ihr Leben; aber ich erhielt keine Antwort; beide durchbohrten sie mit den Spee-

ren, und dann erst sahen sie mir mit einer grimmigen Miene ins Gesicht, fragten spöttisch, ob ich etwa eine Eskimo zur Frau haben wolte; und fügten dieser Frage mehre Beleidigungen bei. Das unglükliche Mädchen krümte sich indeſs, wie ein Wurm um die Speere, mit denen man sie an den Boden geheftet hatte. Endlich zog der eine einen Speer heraus, und obgleich das Mädchen schon drei starke Wunden erhalten hatte, war doch die Liebe zum Leben noch so groß, daſs es mit der Hand den neuen Speerstoß, der ins Herz ging, abzuwehren suchte. Unmöglich kann ich die Gefühle beschreiben, die sich meiner bemächtigten. In die innerste Tiefe der Erde hätte ich sinken mögen, starr stand ich da, und ich kann nie an diese Szene denken, ohne daſs ich weine. Sie war die elendeste meines ganzen Lebens; — Mord ringsum, und doch konte ich nicht helfen.

Nach geendigtem Blutbade erblikten die Indianer sieben andre Zelte auf dem jenseitigen östlichen Ufer. Weil aber unsre Kähne zurükk waren, so konten sie nicht über den Fluſs kommen. Sie schoſsen mit Flinten über denselben. Die Eskimo's, obgleich sie bewafnet waren, wagten sich nicht von den Zelten, und hatten gar keinen Begriff von der Wirkung der Feuergewehre. Als sie merkten, daſs Kugeln auf die Erde niederschlugen, so suchten sie dieselben, um zuzusehen, was man ihnen zuwürfe.

Auch betrachteten sie sorgfältig eine, an einen Felsen gepralte, plattgedrükte Kugel. Endlich ward einer in der Wade verwundet. Da geriethen sie in die gröste Bestürzung, flohen zu ihren Kähnen und ruderten nach einer Untiefe mitten im Flusse, die über einen Flintenschuss von uns entfernt war.

Nun wurden die Zelte der Ermordeten ausgeplündert. Man fand darin kupferne Kessel, Aexte und Messer. Drauf versammelten sich die Siegestrunkenen auf einem nahen Hügel, stellten sich in einen dichten Kreis, strekten ihre Speere in die Luft und schlugen sie unter Siegesgeschrei zusammen. Nach dieser Siegesfeier gingen wir stromauf. Hier fanden wir eine alte Frau an einem Wasserfalle, Lachse stechend. Sie hatte nichts vernommen von dem Todesgeschrei der Ihrigen, vielleicht weil sie schweer hörte, vielleicht weil der Wasserfall ihr Ohr betäubte. Sie saß ruhig da von den gefangnen Fischen umgeben, und merkte erst ihre Feinde, da diese schon mit Speeren auf sie einstürmten, und sie grausam dem Tode weihten. Darauf kamen wir zu der Stätte zurükk, wo wir unsre Kähne hatten, setzten über den Fluss und gingen das andre Ufer hinunter, um die Eskimo's ebenfals anzugreifen, welche sich auf die Untiefe geflüchtet hatten. Mehre davon waren zu ihren Zelten zurükgekehrt, wohl in der Meinung, wir seien schon abgezogen; allein wir

Todes, herum musten wir uns mit rohem Fleisch den Hunger stillen. Jenseit der steinichten Gebürge fanden wir einen See, den ich wegen der vielen Bisamstiere, die da herum weideten, den Büffel-See nante.

Der Bisamstier (bos moschatus) ist ein Bewohner der nördlichsten Gegenden Amerikas, wo er heerdenweis vorkomt. Er sieht dunkelbraun aus, hat vorn einen Hökker, scheint äußerlich unbeholfen zu sein, klettert aber an Felsen, fast eben so gut, als die Ziege. Ich sah oft an hundert Stükk dieser Thiere zusammen. Unter einer Menge Kühe weiden immer nur wenig Stiere; und da man letztre oft todt findet, so ist es, wie auch die Indianer behaupten, nicht unwahrscheinlich, dass die Stiere in der Brunstzeit gegen einander kämpfen und sich tödten. Sie fressen Alles, was von Pflanzen in jenen Gegenden wächst, Moos, Weidengestrüppe, Fichtenspitzen und Gras. Die felsichten Gegenden lieben sie am meisten. Die Kühe kalben im Wonne- und Brachmond. — Ein völlig ausgewachsener Bisamstier ist so gros, als unser gewöhnliches Rindvieh, nur sind die Beine kürzer und der Leib ist dikker. Der Schwanz, ein kurzer behaarter Stummel hängt stets einwärts herunter. Vom ganzen Leibe wallen die Haare lang herab, vorzüglich am Halse, — ja so lang, dass sie an der Erde bisweilen schleppen. Im

Winter

Winter sitzt zwischen den Haaren ein dikker Pelz von feiner Wolle, der gegen die Kälte schützt. Die dikken Hörner sind einwärts nach unten und mit der Spitze nach oben gebogen und etwas geringelt. — Das ganze Thier riecht nach Bisam, und darum ist das Fleisch widerlich. Nur bei jungen Kühen und Kälbern bemerkt man diesen Geruch nicht, sie schmekken fast wie Elennthiere. Ein Messer mit dem man Bisamstier-Fleisch geschnitten, riecht noch lange darnach. *)

Den 8ten Heumond (Juli) machten wir, nach achttägigem Genuss von rohen Speisen, bei Regen und Sturm, zum ersten Mal wieder Feuer an und labten uns an gebratenem Rothwild. Auch trokneten jezt unsre Kleider. An demselben Tage fanden wir eine Strekke, die von Bären durchpflügt war, die, wie mir die Indianer sagten, auf diese Weise Mäuse und Eichhörnchen suchen. Den 10ten hatten wir große Wärme und wurden von Mükken gewaltig geplagt. Den 13ten kamen wir an einen Arm des Kupferflusses, und weil wir hinlänglich

*) Der Bisamstier scheint auch Wanderungen auf dem Eise zu machen und so die Inseln im Nordpolmeer zu besuchen. Parry fand nämlich Bisamstiere auf der Melville-Insel. Sie schienen im Frühling in kleinen Heerden vom Festlande zu kommen. Der gröste Bisamstier, den Parry's Leute erlegten, wog 700 Pfund.

die Messer sind ebenfals aus Kupfer. Nur zwei Stükchen Eisen, die als Messer dienten, fanden wir in allen geplünderten Zelten. Rings um die Hütten lagen Fische zum Trokuen; und schöne Züge von Hunden waren an Steinen angebunden. Die Indianer bedauerten späterhin oft, dass sie dieselben nicht mitgenommen hätten. Nur eine Eigenthümlichkeit zeichnete diese Eskimo's vor ihren Stammesgenossen aus. Die Männer nämlich trugen einen kahlen Kopf, woraus die Haare allem Anscheine nach mit der Wurzel gerissen waren.

Die Kupfergruben sind 6 Meilen von der Mündung des Kupferflusses entfernt. Wir kamen den 19ten zu ihnen und trafen ein Felsentrümmerthal, durch das ein Bach floss. Nach einem Suchen von 4 Stunden fanden wir unter den Steinmassen ein Stükk gediegenes Kupfer, das 4 Pfund wog. Früherhin mag die Grube viele Stükke Kupfer enthalten haben, denn vor ihrem Handel mit uns holten sich alle Nordindianer das Kupfer zu ihren Geräthschaften von hier. Eisen kanten sie fast gar nicht. Viele Fußsteige führen drum zu diesen Gruben. Die Kupfer- und Hundsrippenindianer haben jetzt noch viele Geräthschaften aus Kupfer, weil sie den Nordindianern die eisernen Sachen müssen zehn Mal so theuer bezahlen, als sie in der Churchill-burg sind. Ein Mal kam eine Menge Kupferindianer unter dem

Dritte Fahrt.

Den Kupferfluſs hinunter und über die Kupfergruben zum Sklavenſee.

Am Kupferfluſs fanden wir 4 Kupferindianer, die auch mehre unſrer vorangeſchikten Leute geſehen hatten. Auſserordentlich wunderte ich mich über den Fluſs ſelbſt. Die Indianer hatten ihn als ſchifbar geſchildert, und kaum eignete er ſich dazu, um ein Boot zu tragen. Er war wohl 180 Schritt breit; aber Untiefen und Waſſerfälle ſah man faſt überall. Er flieſst durch Felſen, hat aber an ſeinen Seiten etwas zwergartiges Holz. Meine Begleiter hörten jezt Fleiſch, damit, wenn wir den Fluſs hinunter zögen, wir keine Flinte brauchten abzuſchieſsen, um ſo die Eskimo's unerwartet zu überraſchen. Als wir 1½ Tag den Fluſs verfolgt hatten, hörten alle Bäume auf und es lag eine nakte ſumpfige und hügelige Gegend vor uns. Vorangeſendete Späher kundſchafteten Eskimo's aus, und jezt hatten meine Reiſegefährten für nichts anders mehr Sinn, als für die Ermordung dieſer Leute. Weil die Zelte der ent-

dekten Eskimo's auf der linken Seite des Kupferflusses gesehen waren, so setzten wir über. Jeder bemalte seinen Schild, der eine mit einer Sonne und dem Mond, der andre mit Vögeln und Raubthieren, und noch andre mit sonderbaren Zügen für Geschöpfe der Einbildungskraft. Sie sagten mir, dies seien die Wesen, von denen sie Schutz und Beistand im Kampf erwarteten. Nachdem diese Arbeit vollendet war, brachen wir ganz still auf, vermieden alle Hügel, und suchten uns längs dem Flusse den Hütten zu nähern. Matonabbi stelte den Anführer vor, und ein alter Kupferindianer stand ihm mit Rath bei. Alle folgten jetzt pünktlich, und waren eines Sinnes. Wir näherten uns den Zelten bis auf 200 Schritt, wo wir uns in den Hinterhalt legten. Da ich durchaus an dem, was mir Frevel war, keinen Theil nehmen wolte, so riethen mir die Indianer in dem Hinterhalte zu bleiben, bis das Gefecht vorüber sei. Ich aber fürchtete, die Eskimo's würden zu entkommen suchen, könten mich dann leicht finden und ermorden, und entschloss mich darum, mitzugehen, in dem Vorsatz, mich so lange ruhig zu verhalten, als es die Selbstvertheidigung erlaubte.— In dem Hinterhalte bemalten sich meine Gefährten noch die Gesichter, schwarz und roth. Die Haare wurden theils aufgebunden, theils abgeschnitten, damit sie im Kampf nicht hinderlich wären. Um sich

leicht zu machen, zogen alle ihre ledernen Strümpfe aus, und schnitten entweder die Aermel der Jakken ab oder streiften sie auf. Ja einige legten die Jakken ganz ab und behielten nur Hosen und Schuhe an.

Am 17ten des Morgens um 1 Uhr (es war Tageshelle, weil die Sonne jetzt hier nicht unterging) brachen die Indianer aus ihrem Hinterhalte hervor und überfielen die armen unglüklichen Eskimo's, die in Ruhe schliefen, und sicher keinen Feind ahndeten. Bald eröfnete sich vor meinen Augen eine scheusliche Szene. Die aus dem Schlaf geschrekten Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, etwa 20 an der Zahl, kamen nakt aus ihren Zelten hervor und suchten zu entfliehen; aber alle Auswege nach der Landseite waren verspert. In den Fluss getraute sich keiner zu springen und so wurden alle getödtet. Das Geschrei der Flüchtenden, das Jammern und das Aechzen derer, die schon die Todeswunden empfangen hatten, war schreklich. Gerade vor meinen Füßen ward ein etwa achtzehnjähriges Mädchen mit dem Speer zu Boden gestoßen. Es erhielt eine Wunde in der Seite und schlang sich so fest um meine Beine, dass ich mich kaum loswinden konte. Ich bat die beiden Indianer, welche auf diese Unglükliche weiter eindrangen, dringend um ihr Leben; aber ich erhielt keine Antwort; beide durchbohrten sie mit den Spee-

ten, und dann erst sahen sie mir mit einer grimmigen Miene ins Gesicht, fragten spöttisch, ob ich etwa eine Eskimo zur Frau haben wolte; und fügten dieser Frage mehre Beleidigungen bei. Das unglükliche Mädchen krümte sich indeſs, wie ein Wurm um die Speere, mit denen man sie an den Boden geheftet hatte. Endlich zog der eine einen Speer heraus, und obgleich das Mädchen schon drei starke Wunden erhalten hatte, war doch die Liebe zum Leben noch so groß, daſs es mit der Hand den neuen Speerstoß, der ins Herz ging, abzuwehren suchte. Unmöglich kann ich die Gefühle beschreiben, die sich meiner bemächtigten. In die innerste Tiefe der Erde hätte ich sinken mögen, starr stand ich da, und ich kann nie an diese Szene denken, ohne daſs ich weine. Sie war die elendeste meines ganzen Lebens; — Mord ringsum, und doch konte ich nicht helfen.

Nach geendigtem Blutbade erblikten die Indianer sieben andre Zelte auf dem jenseitigen östlichen Ufer. Weil aber unsre Kähne zurükk waren, so konten sie nicht über den Fluſs kommen. Sie schossen mit Flinten über denselben. Die Eskimo's, obgleich sie bewafnet waren, wagten sich nicht von den Zelten, und hatten gar keinen Begriff von der Wirkung der Feuergewehre. Als sie merkten, daſs Kugeln auf die Erde niederschlugen, so suchten sie dieselben, um zuzusehen, was man ihnen zuwürfe.

Auch betrachteten sie sorgfältig eine, an einen Felsen gepralte, plattgedrükte Kugel. Endlich ward einer in der Wade verwundet. Da geriethen sie in die gröste Bestürzung, flohen zu ihren Kähnen und ruderten nach einer Untiefe mitten im Flusse, die über einen Flintenschuss von uns entfernt war.

Nun wurden die Zelte der Ermordeten ausgeplündert. Man fand darin kupferne Kessel, Aexte und Messer. Drauf versammelten sich die Siegestrunkenen auf einem nahen Hügel, stellten sich in einen dichten Kreis, streckten ihre Speere in die Luft und schlugen sie unter Siegesgeschrei zusammen. Nach dieser Siegesfeier gingen wir stromauf. Hier fanden wir eine alte Frau an einem Wasserfalle, Lachse stechend. Sie hatte nichts vernommen von dem Todesgeschrei der Ihrigen, vielleicht weil sie schweer hörte, vielleicht weil der Wasserfall ihr Ohr betäubte. Sie saß ruhig da von den gefangnen Fischen umgeben, und merkte erst ihre Feinde, da diese schon mit Speeren auf sie einstürmten, und sie grausam dem Tode weihten. Darauf kamen wir zu der Stätte zurükk, wo wir unsre Kähne hatten, setzten über den Fluss und gingen das andre Ufer hinunter, um die Eskimo's ebenfals anzugreifen, welche sich auf die Untiefe geflüchtet hatten. Mehre davon waren zu ihren Zelten zurükgekehrt, wohl in der Meinung, wir seien schon abgezogen; allein mit

Ausnahme eines alten Mannes, entkamen alle beim Angriff. Sie retteten sich von Neuem auf die erwähnte Untiefe, wo sie bis ans Knie im Wasser standen. Da man sie dort nicht erreichen konte, und unsre wenigen, auch noch eine Strekke entfernten, Kähne zum Wasserangriff sich nicht eigneten, so begnügten sich die Indianer mit Rauben und Zerstören des Eigenthums dieser armen Leute. Die kupfernen Geräthe nahmen sie; die Zelte und Zeltstäbe warfen sie in den Fluss, und eine große Menge von gedörrtem Lachs, Fleisch von Bisamstieren und andre Lebensmittel wurden verwüstet und die steinernen Kessel zerbrochen. Von ihrer Untiefe sahen dies die Unglücklichen mit an und verloren damit vielleicht alle Möglichkeit zu ihrem Durchkommen im nächsten Winter.

Endlich setzten wir uns nieder und hielten eine gute Mahlzeit von frischen Lachsen, die in großer Menge sich dort befanden. Nach dem Mahl setzten wir unsre Untersuchung längs dem Flusse fort. Etwa 1½ Meile unterhalb der Mordstätte ergießt sich derselbe über eine Sandbank ins Meer. Es war Ebbe, als wir da ankamen; doch ließ sich an Merkmalen längs dem Rande des Eises, was sich da befand, sehen, dass die Fluth nur 12 bis 14 Fuß steigt, und drum nicht weit in den Fluss eindringt. Das Wasser schmekte freilich noch süß, doch war ich da-

von fest überzeugt, dass ich beim Meere mich befand, denn auf dem Eise tummelten sich viele Seehunde, und in den Zelten der Eskimos lag, außer Robbenfellen, auch Fischbein. So weit ich mit einem Fernrohr das Meer übersehen konte, war es voll von Inseln und Bänken. Nur an den Rändern der Inseln und der Küsten sah man das Eis aufgethaut. Weil an dem folgenden Tag Nebel einfiel, und die Unschiffbarkeit des Flusses, so wie das Dasein des Meeres ausgemacht waren, so dachte ich an die Rükkehr über die Kupfergruben.

An Pflanzen ist diese nördliche Gegend so arm und an Thieren so reich, als Grönland. Der Kupferfluss hat viele Lachse; am Meeresstrande leben außer den Robben viele Vögel, Möven, Lummen, Eidergänse, Schwäne, Brachvögel u. s. w. Bisamstiere, Hirsche, Bären, Wölfe, Wolfbären (ursus luscus), Füchse, Alpenhaasen, 2 Arten Eichhörnchen und Hermeline sind hier zu Hause.

Die von uns angetroffenen Eskimo's gleichen in Art und Kleidung den Grönländern und Labradorern. Ihre Hauptgeräthschaften waren steinerne Kessel, hölzerne Tröge und Schüsseln, Kellen und Löffeln aus den Hörnern der Bisamstiere. Die steinernen Kessel sind viereckig und schön gearbeitet. Aexte besitzen diese Eskimo's aus Kupfer. Sie werden als Meißel und Hobel gebraucht. Die Speerspitzen und

die Meſſer ſind ebenfalls aus Kupfer. Nur zwei Stükchen Eiſen, die als Meſſer dienten, fanden wir in allen geplünderten Zelten. Rings um die Hütten lagen Fiſche zum Troknen; und ſchöne Züge von Hunden waren an Steinen angebunden. Die Indianer bedauerten ſpäterhin oft, daſs ſie dieſelben nicht mitgenommen hätten. Nur eine Eigenthümlichkeit zeichnete dieſe Eskimo's vor ihren Stammesgenoſſen aus. Die Männer nämlich trugen einen kahlen Kopf, woraus die Haare allem Anſcheine nach mit der Wurzel geriſſen waren.

Die Kupfergruben ſind 6 Meilen von der Mündung des Kupferfluſſes entfernt. Wir kamen den 19ten zu ihnen und trafen ein Felſentrümmerthal, durch das ein Bach floſs. Nach einem Suchen von 4 Stunden fanden wir unter den Steinmaſſen ein Stükk gediegenes Kupfer, das 4 Pfund wog. Ehemals mag die Grube viele Stükke Kupfer enthalten haben, denn vor ihrem Handel mit uns holten ſich alle Nordindianer das Kupfer zu ihren Geräthſchaften von hier. Eiſen kanten ſie faſt gar nicht. Viele Fußſteige führen drum zu dieſen Gruben. Die Kupfer- und Hundsrippenindianer haben jezt noch viele Geräthſchaften aus Kupfer, weil ſie den Nordindianern die eiſernen Sachen müſſen zehn Mal ſo theuer bezahlen, als ſie in der Churchill-burg ſind. Ein Mal kam eine Menge Kupferindianer unter dem

Schutz eines nordindianischen Häuptlings mit dem schönsten Pelzwerk nach der Churchill-burg. Man beschenkte sie sehr reichlich, um ihren Landsleuten Lust zu solchen Reisen zu machen; allein der nordindianische Häuptling, der ihnen schon unterwegs die meisten Felle abgenommen und als die seinigen hernach verkauft hatte, ward auch lüstern auf die Geschenke, war zu feig sie zu morden, und ließ sie deshalb auf einer Insel in einer See zurükk, nachdem er alle ihre Sachen von da übergeschift hatte. Diese armen verlassenen Leute starben alle auf der Insel des Hungertodes.

Von den Kupfergruben machten wir sehr starke Tagereisen, und trafen deshalb den 25sten schon wieder bei dem Cogead-see ein, an dem die zuletzt zurükkgelassenen Frauen sich aufhielten. Von den starken Märschen waren meine Füße angeschwollen und meine Knöchel steif. Oft stieß ich in diesem Zustande mit meinen Füßen an, und beschädigte sie stark. Dies ging so weit, daſs mir einige Nägel abschworen, und daſs man meine Spur an Blut erkennen konte. Nur die Ruhe am Cogead-see kräftigte mich wieder und brachte auch meine Wunden etwas zur Heilung. Doch diese dauerte nicht lange; denn am 27sten brachen wir auf, hatten aber schönes Wetter, reisten nicht so schnell und trafen den 5ten Erntemond die zuerst zurükkgelassenen Frauen und Kinder, in Gesellschaft von vielen andern Nord-

indianern. Bald nach dieſem Zuſammentreffen ward ein Reinigungsfeſt gefeiert. Die Indianer, die Menſchenblut vergoſſen hatten, betrachteten ſich als unrein. Keiner von ihnen durfte kochen, ſondern das thaten zwei andre, die ſich nicht mit Blut befleckt hatten. Jeder Befleckte bemalte ſich das Geſicht vor dem Eſſen, rauchte nur aus ſeiner Pfeife und trank nur aus ſeinem Gefäß. Keiner küſte Weiber und Kinder; und jeder enthielt ſich vieler Speiſen, als des Kopfes von Thieren, der Eingeweide, des Blutes, und alles deſſen, was in Waſſer gekocht war. Nur rohes, gebratenes oder gedörtes Fleiſch aßen ſie. Am Reinigungsfeſt zündeten die Befleckten etwas vom Lager entfernt ein Feuer an, und verbrannten darin ihren Putz und ihr Geſchirr. Darauf wurden ſie von den Frauen mit andern Sachen der Art, als mit ledernen Armbändern, mit Stirnbinden u. ſ. w., welche ſie in Abweſenheit der Männer gefertigt hatten, beſchenkt. Ein Gaſtmal beſchloſs das Feſt, und von dieſem Tage an hörte die erwähnte Enthaltſamkeit auf. Jeder betrachtete ſich als ausgeſöhnt mit den höhern Weſen. So weiß alſo ſchon der Wilde, daſs Menſchenblut befleckt. — Da mehre Indianer krank waren ſo lernte ich die nordindianiſche Heilkunſt kennen, welche von Zauberern ausgeübt wird, die weder innerlich noch äußerlich Arzneien gebrauchen. Bei äußern Wunden ſau-

gen ſie an den verletzten Theilen, blaſen darauf, ſingen dazu, räuſpern ſich dabei, ſpeien aus und ſprechen Zauberformeln. Bei mehren innern Krankheiten, z. B. bei Bauchgrimmen blaſen ſie aus ihrem Munde Luft in den After und geben ſo dem Kranken ein Windkliſtier. Die Luft bringt gewaltſame Würkungen hervor, die oft ſich über den fortblaſenden Zauberer ergießen. Bei gefährlichen Krankheiten verſchlukt der Zauberer, dem Anſcheine nach, Meißel, Aexte, Meſſer und andre Sachen, wodurch der Tod ſoll beſänftigt werden. In ſolchen Fällen wird ein eignes Zauberzelt errichtet, das auch oben ganz zu iſt. In die Mitte legt man den Kranken, die Zauberer treten ganz nakt in das Zelt, knieen rings um den Kranken, ſaugen an den leidenden Theilen, blaſen darauf, ſingen dabei und thun ſo, als wären Geiſter zugegen, von denen ſie wohl erzählen, daſs dieſelben ihnen in der Geſtalt von Thieren und Vögeln erſchienen. Nachdem ſie ſich lang genug mit den Geiſtern unterhalten und gleichſam mit ihnen unterhandelt haben, folgt als Sühne die ſcheinbare Verſchlukkung von metallenen Werkzeugen, an denen aber ein Faden befeſtigt iſt, weil ſie dieſelbe ſcheinbar wieder aus dem Magen herausziehen. Die Zauberer wiſſen ſo geſchikt die Täuſchung des Verſchlingens von eiſernen Werkzeugen und das Herausziehen derſelben zu machen, wie die geſchikteſten Ta-

ſchenſpieler bei uns. Die ſibiriſchen Gaukler machen ähnliche Künſte; und es iſt auffallend, daſs alle rohe Völker Gaukler haben.

Eine Ahndung von einem künftigen Leben beſitzen die Nordindianer nicht, und ihr Glaube an Geiſter iſt verwirt; denn der eine Gaukler erzählt davon ſo, der andre ſo, wie es jedem einfält. Ueber die Entſtehung der Weſen auf der Erde, erzählen ſie folgendes. Ein Mann, deſſen Kopf in die Wolken reichte, ebnete die Erde. Mit ſeinem Wanderſtab zeichnete er alle Seen und Flüſſe ab und fülte ſie ſogleich mit Waſſer. Einen Hund zerriſs er darauf in Stükke, die Gedärme warf er ins Waſſer, daraus wurden die Fiſche; das Fleiſch ſtreuete er auf dem Lande umher, daraus wurden die Vierfüßler, und aus der Haut, die er in die Luft ſchnelte, bildeten ſich die Vögel.

Vom 19ten bis 25ſten Erntemond zogen wir am Weißſteinſee hin, und fanden ſehr viel Rothwild; ſo, daſs es uns an Häuten zur Winterkleidung nicht fehlte, an die jezt bald zu denken war. Man nimt dazu die Felle vom Erntemond, weil an denen die Haare am feſteſten ſitzen. Jeder Indianer, der eine wanderude Lebensart führt, braucht zu ſeiner Bekleidung und Behauſung jährlich an 20 Hirſchfelle; und alle dieſe verſchaft man ſich gern im Herbſt. Die Häute von den im Winter erlegten Hirſchen wer-

den in der Regel verspeist, und sie gelten rein geschabt und von den vielen Larven befreit, welche sich von allerlei Kerfen (Insecten) vorzüglich von Bremsen und Wespen darin aufhalten, eine angenehme Nahrung. Die Indianer essen auch die lebendigen Larven mit vieler Lust und sagen, sie schmeckten, wie Stachelbeeren.

Den 25sten Wonnemond sahen wir das letzte Gehölz, mit Ausnahme des wenigen am Kupferflusse, den 6ten Herbstmond trafen wir das erste wieder an. Die nördlichen Gegenden sind so holzarm, wie die am Hudsonsbusen. — Eine Frau, die krank wurde, und die wahrscheinlich von den Zauberern aufgegeben war, ward zurükgelassen. Drei Mal kam sie uns nach, so sehr strengte sie sich an; hernach aber sah ich sie nicht wieder, wahrscheinlich ist sie gestorben. Dies Zurüklassen eines Kranken ereignet sich nicht selten bei den Indianern. Man versieht einen solchen Unglüklichen mit einigen Lebensmitteln und Wasser, geht ihm an, auch mit Feuerung, bekt ihn mit Fellen zu, nimt unter Thränen Abschied, und überläst ihn der Vorsehung. Genest der Kranke, so sucht er, wenn er nicht verhungert, irgendwo Menschen zu finden und so zu den Verwandten zurükzukehren. Stirbt er, so hat er keinen, der ihn pflegt, keinen, der ihn zur Erde bestattet. Alt zu werden ist unter diesem Volke ein Unglük, denn die

alten Leute erhalten ſtets das Schlechteſte und müſſen gewöhnlich ſo in der Zurükkgelaſſenheit ſterben. Kein Nordindianer wird begraben; die Leichnahme fallen den Raubthieren zu.

Im Herbſtmond rüſteten wir uns vollſtändig zum Winter aus und lagen deshalb eine Zeitlang ſtill in einer wildreichen Gegend. Den 3ten waren auch alle Gewäſſer vollſtändig zugefroren; und im Weinmond trat viel Wind und Schnee ein.

Den 23ſten Weinmond kamen mehre Kupfer- und einige Hundsrippen-Indianer zu uns, und vertauſchten ihre Felle gegen Eiſen. Der eine gab für eine alte Pflugſchaar, die der Verkäufer in der Churchill-burg entwandt hatte, wo man ſie bei einem vergeblichen Verſuch von Akerbau gebraucht hatte, 40 Biber- und 60 Marderfelle. — Es wurde jetzt der Entſchluſs gefaſt, in das Athapuskow-Land zu ziehen, um Elennthiere und Biber zu erlegen, wovon erſtere gar nicht, letztre ſelten in den gewöhnlichen Streifgegenden der Nordindianer vorkommen. Den 20ſten Regenmond kamen wir zu dem Indianer-See, der zwar nur klein, aber ſehr fiſchreich iſt. In 10 Tagen fingen wir ſo viele Quappen, Barben und Hechte, daſs man von den meiſten nur den Rogen mitnahm, woran die Frauen ſtark zu ziehen hatten. Der Rogen, vorzüglich von Quappen oder Aalraupen, gibt gequetſcht und in

Waſſer

Waſſer gekocht, eine vortrefliche weiße Suppe. Am Indianerſee fanden wir vollwüchsiges Holz, Pappeln, Birken, Tannen und Fichten. Weiße Haſen gab es hier ſo viele, daſs mancher Indianer in einer einzigen Nacht deren 20 bis 30 Stükk in Schlingen fing. Eben ſo häufig waren die Repphühner.

Den Tag vor Weihnachten kamen wir an die nördlichen Ufer des großen Athapuskow- oder Sklovenſees. Auf dem Zuge vom Indianer- zum Sklovenſee erlegten wir viele Biber. Meine Reiſegenoſſen ſtelten Tag und Nacht denſelben nach; denn das Biberfleiſch ſchmekt ſehr wohl und das Fell iſt zur Bekleidung vortreflich. Dazu gilt im Handel nichts ſo gut, wie dies.

„Der Biber (Castor) wird 2 bis 4 Fuß lang, hat kleine Vorder-, große Hinterfüße, eine ſtumpfe Schnauze, kurze Ohren und einen graubraunen Pelz, aus langen Haaren und kurzer Wolle beſtehend. Sein Schwanz iſt ſehr breit, ſtumpf wie ein Ruder, haarlos und beſchupt. Das Weibchen wirft 3 bis 5 Junge. Der Biber friſt kleine Fiſche, Kerfe, Krebſe, vorzüglich aber Rinde von Weiden, Espen, Platanen, Pappeln und andern Bäumen, ſo wie manche Kräuter, Früchte und Wurzeln. Eine Hauptnahrung für ihn machen die Wurzeln der Seeroſen (nymphaea) aus. — In Europa findet er ſich jetzt weit ſeltner als ſonſt; viele halten ſich in Nordaſien

auf. Sie sind hier gewöhnlich gelblichgrau; doch trift man auch röthliche, gelbe, weiße und schwarze. In Deutschland und Frankreich leben sie hin und wieder an Flüssen, doch einsam und selten. Bei Wittenberg an der Elbe und bei Günzburg an der Donau sollen sie bisweilen noch gemeinsame Baue aufführen. Sie nagen dazu Weidenruthen ab, machen vom Wasser aus Gänge in das Ufer, führen diese nach oben, und bauen über den Boden oft backofenartige Gewölbe von jenen Ruthen und Erde, etwa 8 Fuß breit und 2 Fuß hoch. Die Gewölbe sind so fest, dass man darauf gehen kann. — Der amerikanische Biber ist etwas größer als der in Europa und Asien. — Er wiegt 40 bis 50 Pfund, lebt etwa 20 Jahr, komt gewöhnlich braun, in Norden bisweilen schwarz, selten weiß, nach dem Missisippi zu auch strohgelb vor." — Die Lage und Beschaffenheit der Biberbaue in Nordamerika ist sehr verschieden, bald trift man sie auf Landspitzen, bald in einer Bucht, bald an kleinen Inseln; aber immer nur da, wo das Wasser im Winter nicht ausfriert. Finden die Biber nicht eine solche Stelle, so legen sie einen Damm queer durch den Fluss an, um so das Wasser aufzuhalten und es zu vertiefen. Dieser Damm befindet sich unterhalb ihren Wohnungen, unten oft 12 oben 2 Fuß breit, und ist die merkwürdigste Arbeit der nordamerikanischen Biber, nicht

allein wegen ſeiner Nettigkeit, ſondern auch wegen ſeiner Stärke und Zweckmäßigkeit. Hat der Fluſs wenig Strömung, ſo wird der Damm faſt gerade hinüber gemacht; im Gegentheil bildet er einen Bogen, deſſen äußere Seite ſtromauf liegt. Die Dämme werden von Holz, Steinen und Schlamm aufgeführt. Wo man die Biber nicht ſtört, verſtärken ſich dieſe Dämme zu dauernden Wällen, die der Gewalt des Waſſers und des Eiſes trotzen. Stehen ſie mehre Jahre und werden jährlich ausgebeſſert, ſo wächſt nach und nach eine ordentliche Hekke darauf, weil manches Holz ausſchlägt, und die Vögel niſten wegen der Nähe des Waſſers gern darin. Das Holz, welches die Biber zu den Dämmen und ihren Wohnungen gebrauchen, nagen ſie oberhalb der Bauten ab, ſchleppen es ins Waſſer und laſſen es bis an den gewählten Ort treiben. Die Wohnungen ſind gleichfals aus Holz, Steinen und Schlamm gebaut, und ihre Größe richtet ſich nach der Anzahl derer, welche ſich zuſammenhalten. Gewöhnlich ſind dies 4 Alte und 6 bis 8 Junge; bisweilen findet man aber wohl an 40 Stükk beiſammen. Die gewöhnlich runden Wohnungen haben oft eine Höhe von 12 Fuß, wovon $\frac{2}{3}$ über dem Waſſer hervorragen. Die Biber bauen ſich Wohnungen, um darin trokken liegen und ihre Nahrung verzehren zu können. Von dieſen Wohnungen haben die Leute, vorzüglich einige,

Franzoſen, Mänches gefabelt, z. B. daſs ſie mehre Stockwerke und in denſelben mehre Zimmer hätten, daſs jedes davon ſeine beſondre Beſtimmung habe, daſs das eine zum Freſſen, das andre zum Schlafen, das dritte zur Aufbewahrung des Wintervorrathes beſtimt ſei u. ſ. w.; allein dem iſt nicht ſo. Die Wohnungen ſind Höhlungen, oft mitten im Waſſer, oft an Inſeln, oft neben dem Ufer, an und in demſelben gebaut. Mehre befinden ſich neben einander; auch wohl über einander, aber alle ſtehen unmittelbar mit dem Waſſer und nicht unter einander in Verbindung. Dieſe Wohnungen haben keinen Ausgang in das Uferland, wie Manche behaupten; ſondern einzig ins Waſſer, auch ſind dabei keine ſchenkeldikke Pfähle eingeſchlagen. Daſs der Biber ſeinen Schwanz als Mauerkelle und als Hammer gebraucht, gehört gleichfals zu den Fabeln. Eher könte man ſagen, gebraucht er ihn als Teller, denn, wenn er ſpeiſt, ſo ſetzt er ſich auf die Hinterfüße, wie das Eichhörnchen, ſtrekt dabei den breiten Schwanz nach vorn, und hält die Nahrung in den Vorderfüßen. — Das Holz, was die Biber bei ihren Bauten gebrauchen, legen ſie kreuzweis, gewöhnlich wagerecht über einander. Die Zweige welche in das Gemach zu weit hinein ſtehen, beißen ſie ab und ſtoßen ſie zwiſchen das Holz. Ein würkliches Geflecht, wie unſre Zäune ſind, hat man ihnen ange-

dichtet. Schlamm und Steine, (wenn letztre im Fluſſe ſind) tragen ſie mit ihren kleinen Vorderpfoten herbei, die ſie dicht unter dem Halſe zuſammenhalten. Holz ſchleppen ſie immer mit den Zähnen. Alle ihre Arbeit verrichten ſie bei Nacht und zwar mit außerordentlicher Thätigkeit. Im Herbſte überziehen ſie alljährlich die äußern Seiten ihrer alten Wohnungen mit Schlamm, um ſie gegen den Winter warm zu machen. Iſt unter dieſem Schlamm Gras, ſo iſt es zufällig; keinesweges miſchen ſie es mit Abſicht darunter. Im Herbſt ſieht man ſie oft oben auf ihren Wohnungen gehen, wobei ſie nicht ſelten mit dem Schwanz aufſchlagen, was eine Gewohnheit von ihnen iſt, und was wahrſcheinlich zu der Fabel Veranlaſſung gegeben, daſs ſie den Schwanz gleich einem Hammer gebrauchten. Gegen den Herbſt ſchleppen ſie auch viele Baumzweige und andre Nahrungsmittel vor ihre Wohnungen, um ſie als Winterſpeiſe zu verzehren. Im Winter ſind ſie gleichſam eingefroren; denn ſie haben nur Zugang zum Waſſer, und von dieſem iſt ihnen oft der Zugang zum Lande durch die Eisdecke verſchloſſen. Allein theils haben ſie Vorrath, theils gewinnen ſie auch aus dem Waſſer ihre Nahrung. Sobald im Frühjahr das Eis aufgeht, verlaſſen ſie ihre Wohnungen und ſchweifen im Sommer weit umher. Gegen den Winter hin vereinigen ſie ſich wieder zu

dem gemeinſamen Bau von Dämmen und Häuſern.

Wer die Lebensart der Biber nicht genau kennt, wird ſchweerlich viele im Winter fangen. Sie haben nämlich bei ihren Bauten eine Menge Höhlen und Löcher, die ihnen zu Zufluchtsörtern dienen. Wollen die Indianer in einem ſchmalen Fluſs ſie fangen ſo hauen ſie queer über denſelben Löcher ins Eis und ſtekken Stangen dicht neben einander hinein, damit ſie nicht entkommen. Alsdann ſuchen ſie alle Löcher auf, indem ſie mit einem Eismeiſel, der an einer Stange ſich befindet auf das Eis ſtoßen, und an dem Schall es merken, ob eine Bibergrube ſich in der Nähe befindet. Wo man nun eine Bibergrube vermuthet haut man ein Loch, und ſo fährt man fort alle ihre Schlupfwinkel aufzueiſen. Darauf bricht man in ihre Wohnungen, was oft eine ſehr ſchweere Arbeit iſt, da manche 5 bis 6 ja 8 Fuß dikk ſind. Sobald ſich die Biber in ihren Wohnungen angegriffen fühlen, fliehen ſie in die Uferhöhlen, was man an der Bewegung des Waſſers ſieht. Sogleich verſpert man mit Stangen die Höhlen in die ſie geflohen ſind und zieht ſie mit der Hand oder mit einem großen Haken lebendig heraus. Auf dieſelbe Weiſe verfährt man auch bei großen Gewäſſern, nur mit dem Unterſchiede, daſs man den Fangraum nicht abſtekt. Allein hat man die

Schlupfwinkel entdekt, und die Baue zerſtört, ſo fängt man die Biber leicht in den erſten, weil ſie unter dem Waſſer ſelbſt nicht lange leben können. Zuweilen ſtelt man auch Netze und fängt ſie darin. Im Sommer erhält man viele in Fallen am Ufer. Im Winter iſt ihr Fleiſch fett und wohlſchmekkend, im Sommer aber ſind ſie mager, und ihr Sommerfell hat auch nur geringen Werth. Die weißen Biber ſind außerordentlich ſelten, ſchwarze kommen eher vor. — Die Biber laſſen ſich zähmen. Man kann ſie in der Stube haben. Ihre Ausleerungen verrichten ſie ſtets auf dem Waſſer. Ich habe eine lange Zeit welche in einem eignen Häuschen und im Winter in der Stube gehabt. Sie hörten auf Namen, wie die Hunde, fühlten ſich ſehr wohl, wenn man ſie liebkoſte, und bekamen große Zuneigung zu den Indiaern, die ſich mit ihnen abgaben. Waren ſolche abweſend, und kehrten ſie zurükk, ſo freuten ſich die Thiere außerordentlich. Sie gewöhnten ſich auch an mehre unſrer häuslichen Nahrungsmittel.

Außer dem Fleiſch und dem Fell, wovon letzteres in Deutſchland wohl zu 20 Rthlr. verkauft wird, erhält man vom Biber das Bibergeil, eine harzige Maſſe, die ſich in beſondern Drüſen zwiſchen den Hinterbeinen befindet und in unſern Arzneiläden (Apotheken) gebraucht wird.

Vierte Fahrt.

Vom Sklovenſee bis zur Churchill-burg.

Wir gingen queer über den inſelreichen Sklovenſee, einen See, deſſen Ausdehnung von Abend bis Morgen gegen 100 deutſche Meilen betragen ſoll und kamen den 9ten Froſtmond (Jan.) 1772 an ſein ſüdliches Ufer. Der Sklovenſee iſt ſehr fiſchreich. Wir fingen Foren von 30, und Hechte von 40 Pfund. Das nördliche Ufer des Sees iſt felſig, das ſüdliche hingegen dehnt ſich in ſchönen, fruchtbaren Ebnen aus. Einige meiner Begleiter, die keine kupfernen Keſſel hatten, nahmen ſich vom nördlichen Ufer mehre Steine mit; denn ſie bedienen ſich zum Kochen der Gefäße aus Birkenrinde; indem ſie Steine im Feuer heiß machen und dieſe in die mit Speiſen gefülten Gefäße werfen, weil ſie dieſe nicht ſelbſt ans Feuer bringen können.

Büffel, Elennthiere und Biber waren jetzt um uns in großem Ueberfluſs vorhanden.

Der amerikaniſche Büffel (bos americanus, oder bos bison) hält ſich in den großen Ebnen

Nordamerikas in Heerden von Hunderten auf. Er ist größer als unser Ochs, hat am Widerrüst oder zwischen den Schultern einen starken Hökker, auf diesem und am Halse eine Art Mähnen und krause gelblichbraune weiche Haare. Ein ausgewachsener Büffel wiegt über 20 Zentner. Er hat eine sehr dikke Haut, besonders um den Hals, und kurze, schwarze dikke Hörner. Sein Kopf ist sehr schweer. Ich konte manchen nicht vom Boden aufheben. Der Schwanz ist schön glänzend und nur etwa einen Fuß lang. — Die Büffel fressen auf den großen Wiesenebenen eine Art Schilfgras. Verfolgt fliehen sie in die Wälder und reißen dabei tobend oft armdikke Bäume aus. Sie laufen schnell, lassen sich aber dennoch leicht erlegen. Ihr Fleisch komt unserm Rindfleisch sehr nahe. Für den gröstен Leckerbissen halten die Indianer das Fleisch der ungebornen Kälber, die sie aus dem Leibe erlegter Kühe schneiden. Das Fleisch um den Hökker und die Zunge schmekken sehr gut.

Das Elennthier (d. h. Grosthier — cervus alces in Amerika Musethier) gehört zu dem Hirschgeschlecht, ist sehr hoch, dikk und kurz, und wiegt an 6 Zentner. Es hat lange zotteliche Haare und Mähnen. Sein Geweih ist überall breitschauflig und wiegt oft 40 Pfund. Es ist größer als ein Pferd, traurig wie eine Kuh, sanft, scheu

und ſehr ſchnell. Es trabt ſtets; den Galopp kennt es nicht. Es komt in allen kältern Gegenden Europas *), Aſiens und Amerikas vor, und lebt von Baumblättern, Knospen und allerlei Gras- und Schilfarten. Das Weibchen hat gewöhnlich 2 Junge. Die männlichen Elennthiere ſind weit größer als die weiblichen; erſtere haben graues, letztere gelblichbraunes Haar. Ihr Hals iſt ſo kurz und ihre Beine ſo lang, daſs ſie nicht auf einer ebenen Fläche gut graſen können; darum nagen ſie die Pflanzen nur oben ab. Im Winter freſſen ſie Weiden- und Birkenzweige und beißen ſelbſt fingerdikke Ruthen ab. Im Sommer lieben ſie die Ufer von Bächen und Flüſſen. Der Kopf ähnelt dem des Pferdes, die breiten, in die Höhe gerichteten Ohren ſind 1 Fuß lang. Da die Elennthiere ſehr ſcharf hören, laſſen ſie ſich ſchweer erlegen. — Oft laufen die Indianer ihnen 6 bis 8 Stunden nach und ermüden ſie ſo im Laufe. Dies iſt im Frühjahr am leichteſten, wann das Thier mit ſeinen Füßen durch den Schnee tritt, während der Jäger mit Schneeſchuhen leicht darüber wegeilt. Bisweilen komt es auch, daſs ein ſo gejagtes und ganz abgemattetes Thier ſich umwendet, dem Jäger mit Kopf und Vorderfüßen die Spitze bietet, und ihm wohl Wunden beibringt. In der

*) In den älteſten Zeiten fand man es auch in Deutſchland.

Regel ſuchen die Indianer ſich heimlich an das Thier hinanzuſchleichen. Im Waſſer läſt es ſich ſehr leicht fangen. Ich ſelbſt habe es geſehen, daſs ein Indianer an ein Junges hinan ruderte, und es ohne alle Umſtände grif. Weiber und Kinder fangen im Waſſer Elennthiere, die gerade über daſſelbe ſchwimmen wolten, und tödten ſie durch Schläge auf den Kopf. Ja ich ſah ein Mal, daſs zwei Knaben einen ſchönen Elennbokk im Waſſer dadurch tödteten, daſs ſie ihm, grauſamer Weiſe, einen Stokk in den After trieben. Die Elennthiere laſſen ſich leichter zähmen als andre Hirſcharten. In der Churchillburg waren einige ſo zahm wie Schaafe, ſie folgten ihren Herren überall hin. — Das Elennthierfleiſch iſt ſehr ſchmakhaft, aber gröber und zäher als alles übrige Wildbrett. Die Naſe und die Zunge ſind das Beſte. Die Häute dieſer Thiere übertreffen die Büffelhäute, ſie eignen ſich vortreflich zu Zelten und Schuhen. Die Indianer bereiten die Häute in einer Art Lauge, welche ſie aus dem Gehirn und dem Mark der Thiere ziehen. Durch Troknen am Feuer, durch Hängen im Rauch und durch Schaben kommen ſie dieſer Gährung zu Hülfe. Die Fellbereitung iſt eine der wichtigſten Beſchäftigungen der Indianerinnen.

Den 11ten Froſtmond (Jan.) entdekten einige unſerer Leute eine fremde Spur, ſie folgten ihr und fanden in einer einſamen Hütte eine junge Frau, die

ſie zu den Zelten brachten. Sie gehörte zu den weſtlichen Hundsrippen-Indianern. Ein Haufe von dieſen war nämlich von den Athapuskow-Indianern in einer Nacht überfallen, und alle, bis auf 3 junge Frauen, getödtet worden. Darunter gehörte auch dieſe Frau, die ihren Mann und ihre Eltern durch jenes Blutbad verloren hatte. Nur ein kleines Kind blieb ihr übrig, das ſie unter einem Kleiderbündel verſteckt trug und als Gefangene mit ſich nahm. Als aber die Athapuskow-Indianer zu ihren Frauen zurükkamen, unterſuchten dieſe die Bündel der Gefangenen, eine fand das Kind und tödtete es ſogleich. Dieſer Frevel, der freilich unter den ſüdlichern Indianern gar nichts Ungewöhnliches iſt, empörte die Gefangene, ſo daſs ſie troz der guten Behandlung, die ſie von dem Manne erhielt, dem ſie zu Theil geworden war, und troz des Ueberfluſſes, worin ſie lebte, beſchloſs allein zu entfliehen, während ihre beide Landsmänninnen zurükkblieben.

Vor etwa 7 Monaten hatte ſie die Flucht ausgeführt und ſeit der Zeit keinen einzigen Menſchen geſehen; allein da ſie nicht wuſte, wohin ſie ſich wenden ſolte, um das Land der Hundsrippen-Indianer wieder zu finden, ſo hatte ſie ſich hier im Herbſt eine Hütte gebaut, um ſich gegen die Winterkälte zu ſchüzen. Sie ernährte ſich von Reppühnern, Haſen und Eich-

Hörnchen, die sie in Schlingen fing. Auch einige Biber und Stachelschweine hatte sie erlegt, und durchaus keinen Mangel gelitten. Als sie die wenigen mitgenommenen Hirschsehnen zu Schlingen verbraucht und zur Kleidung vernähet hatte, war sie darauf gekommen, sich aus den Sehnen in den Beinen der Hasen dergleichen Zwirn zu machen. Die Hasenfelle hatte sie zu einer Winterkleidung verarbeitet, die nicht allein warm war, sondern sich durch Nettigkeit und allerlei Zierathen auszeichnete. Als sie gefunden wurde, war sie damit beschäftigt, aus Weidensaft eine Art Bindfaden zu machen, woraus sie ein Fischnetz für den Sommer schürzen wolte. Zu ihren Arbeiten hatte sie zwei Stükken Eisen, ein breites, das als Messer diente und ein spitzes, welches sie als Pfriemen gebrauchte. Feuer hatte sie sich durch Aneinanderschlagen zweier Steine und durch Auffangen der Funken in Schwamm verschaft. Da aber dieses Feuermachen sehr unsicher war, so unterhielt sie das Feuer beständig fort. So wuste sich die Frau in ihrer Einsamkeit auf jede mögliche Weise zu helfen. Sie erzählte, dass ihr Volksstamm so weit gegen Westen wohne, dass er fast gar kein Eisen besäße, sonders die meisten Geräthschaften aus Hirschhorn sich mache, oder aus Steinen und Knochen, und dass er aus Furcht vor den Athapuskow-Indianern nicht wage, den englischen Niederlassungen, von denen er wohl

platz gilt jeder Gegenstand schon 8 Mal mehr als in England, am Winnipeysee 16 Mal mehr, und so steigt es mit der Entfernung. Ausgeführt wurden 1799 zusammen 106,000 Biberfelle und 7400 Felle allerlei Art. Es sind 1300*) Leute mit diesem Handel beschäftigt, nämlich 50 Handelsdiener, 71 Dollmetscher, 1120 Kahnführer und 35 Wegweiser. Die Kähne sind groß und aus Birkenrinde gemacht. Der Hauptmittelpunk des Handels ist der große Trageplatz am obern See. Im Frühjahr werden bei Montreal die nöthigen Kähne angeschaft, wovon jedes etwa 75 Thaler preußl. kostet. Jeder Kahn trägt außer 8 bis 10 Personen, 65 Ballen Waaren (der Ballen zu 90 Pfund) 600 Pfund Zwiebakk, und 200 Pfund Pökelfleisch, einiges Gemüse, das Gepäkk der Mannschaft, Seegel, Taue, Beile, Rinde, Watape (zertheilte Wurzeln von der Sprossenfichte) und Erdpech mit Baumharz; — das letztre, um nöthigenfals den Kahn auszubessern. Die Kähne gehen von Montreal den Utawas hinauf, und von diesem durch den Nipissing-See in den Hurottensee. Diese Fahrt ist sehr beschwerlich; denn es kommen viele Entladungsstellen vor, an denen man einen großen Theil der Last auf dem Rükken mehre kau-

*) Nach den neuesten Nachrichten sind jetzt gegen 3000 Menschen mit diesem Handel beschäftigt.

aus der Churchill-burg dort wieder einträfen. Wir muſten uns Kähne bauen, da der Sommer heran kam, und wir im vorigen Herbſt die Kähne hatten liegen laſſen. Mehre andre Indianer ſtieſſen jetzt zu uns, da aber das ſo Wild ſelten war, und ſie kein Pulver hatten, wir ſelbſt nur noch nothdürftig davon beſaſſen, ſo ſtarben einige ihrer Weiber vor Hunger. Bei dem Zuſammenkommen zweier indianiſcher Haufen, werden allerlei ſonderbare Gebräuche beobachtet. So bald ſich die Haufen bis auf etwa 25 Schritt genähert haben, machen ſie Halt, ſetzen ſich nieder und bleiben eine Zeitlang ſtumm. Dann trit aus einem Zuge ein ältlicher Mann heraus und erzählt dem andern Zuge alle Leiden und Unglüksfälle, die er und ſein Zug ſeit ihrer Trennung gehabt haben. Iſt der fertig, ſo macht es einer von dem andern Zuge eben ſo. Beide Züge bemühen ſich auch, ſich als arm und nothleidend darzuſtellen. Bald fangen mehre an zu ſeufzen und zu klagen; bis zuletzt alle ſchreien und heulen. Nachdem dieſer traurige Gruß vorüber iſt, ſo miſchen ſie ſich unter einander, und bewirthen und beſchenken ſich, wenn ſie nicht Mangel leiden. Dabei ſind ſie ſehr vergnügt, und unterhalten ſich mit lächerlichen Geſchichten. Auch ſtellen ſie wohl Spiele an, ſie ſchieſſen z. B. nach dem Ziel, werfen mit Keulen, tanzen, oder ſpielen eine Art Verſtekk, wobei der eine Sachen in den Händen verſtekt, und der andre es rathen muſs, in

welcher Hand es sei. Am 3ten Brachmond überraschte uns am Cathawhachaga bei starkem Winde eine Ueberschwemmung, unser Lager ward in einen See verwandelt, und wir mußten beim schrecklichsten Wetter in der Nacht auf einen Hügel uns retten. Wir lebten gröstentheils von Gänsen, selten fanden wir Hirsche. Den 9ten trafen wir mehre Indianer, welche in der Churchill-burg Schulden gemacht hatten, und darum jezt ihre Felle nach der Knapsbucht brachten, von welcher jährlich eine Schaluppe aus der Churchill-burg Felle abholt. Vom Eierfluss sandte ich den 18ten einen Boten nach der Burg, um meine Rükkehr zu verkünden. Den 25sten Brachmond traf ich nach einer Abwesenheit von 17 Monaten und 18 Tagen in der Churchill-burg glüklich wieder ein *).

*) Im Jahr 1820 ward der Lieutenant Franklin ausgeschikt, um denselben Weg zu nehmen, den Hearne gegangen war und bis zum nördlichen Polmeer vorzudringen. Im Brachmond war er bis zum Sklovensee gekommen; seit der Zeit hat man keine Nachrichten von ihm.

Alexan-

Alexander Mackenzie's

Reisen

von der Mitte Nordamerikas nach dem nördlichen Polmeer und dem stillen Weltmeer.

Einleitung.

Die Franzoſen, welche bis zum Jahr 1763 Kanada beſaßen, erhandelten von den Wilden der Umgegend vieles Pelzwerk; dies nahm aber allmälig in der Nähe der Niederlaſſungen ab, und man drang weiter ins Land vor die großen Seen hinauf und darüber bis zum Winnipeyſee hin. Mehre beherzte Leute gingen mitten unter die wilden Völker, verwilderten oft ſelbſt, brachten aber große Ladungen von Pelzwerk nach den untern Handelsplätzen. Glaubensgeſandte folgten ihrer Spur und ſuchten den Wilden das geiſtige Heil zu bringen; allein ſie vereinten mit ihrer Liebe zu des Herren Wort nicht die gehörige Bildungsweisheit; und die untergeordneten Pelzhändler, Buſchläufer genannt, zerſtörten durch ihr ſchlechtes Beiſpiel das, was ſie aufzubauen bemüht waren. Die meiſten dieſer Glaubensgeſandten nahmen ein trauriges Ende, während der Pelzhandel Beſtand hatte, und durch kleine Burgen, die bis zum Fluſs Saskatchewine hinauf reichten, geſchützt

ward. Als nach Beendigung des siebenjährigen großen Krieges zwischen England und Frankreich im Jahr 1763 Kanada an England überging, so wusten die Engländer selbst nicht, wie weit sich der Pelzhandel der Franzosen ausgedehnt hatte, konten drum denselben nicht gleich so fortsetzen, und waren auch noch in Kriegen mit mehren Volksstämmen verwikkelt. Erst 1766 breiteten sie bis zum großen Trageplatz den Handel aus. Ein Kaufmann Thomas Curry drang von da aus bis zum Zedernsee vor und kehrte mit reichem Pelzwerk zurükk; ja Jacob Finley kam bis zum Saskatshewine, und brachte reiche Schätze heim. Dies belebte andre Kaufleute zu ähnlichen kühnen Unternehmungen. Allein auf Hearne's Vorschlag dehnte 1774 die Gesellschaft des Hudsonsbusens ihren Handel sehr nach Westen aus, legte Hudsons- und Manschesterhaus an, und that damit dem kanadischen Handel großen Schaden. Dazu vertilgten die Pokken, wovon die Wilden durch die Europäer angesteckt waren, ganze Volksstämme. Man drang indeß weiter nördlich zu andern Völkern vor. Ein gewisser Frobisher kam zu dem Messinnipi, dem See Crosse und dem Elennfluß und erwarb sich dadurch großen Reichthum. Manche hingegen machten vergebliche Züge. So stand der Handel bis zum Jahr 1784. Da bildete sich in Montreal die nordwestliche Handels-

gesellschaft, die noch besteht, anfänglich nur 16 Glieder hatte, sich allmälig vermehrte, und 1799 schon einen Geldstokk von 720,000 Rthlr. besaß. Die Weitläuftigkeit des Handels macht denselben kostspielig; die Fracht beträgt mehr als der Einkaufspreis, und der vollständige Waarenumsatz dauert oft 4 Jahr. Denn verschreibt die Gesellschaft im Herbst 1796 ihre Waaren für die Wilden aus England, so gehen sie im Frühjahr 1797 ab, und langen im Sommer in Montreal an. Dort werden sie in Ballen, jeder zu 90 Pfund im Winter verpakt und gehen im Frühjahr 1798 in die nordwestlichen Niederlassungen ab, wo sie im Herbst ankommen, und im Winter gegen Pelzwerk vertauscht werden. Im Frühling 1799 sendet man von da aus das Pelzwerk nach Montreal; dies komt dort im Herbst an und geht im Frühjahr 1800 nach England ab, wo es im Sommer bezahlt wird. Lange Winter oder andre Hinderniße bewürken nicht selten, daß der Umtrieb noch ein Jahr länger dauert. In neuern Zeiten geht ein Theil des Handels nach den Freistaaten statt nach England. Die Waaren, welche jährlich von England nach Montreal zu diesem Handel abgeschikt werden, bestehen aus Waffen, Pulver und Blei, Tabakk, Eisengeräthen, Zeugen, kupfernen Kesseln u. s. w. und betragen jährlich etwa 10 bis 12,000 Rthlr.; allein am großen Trage-

platz gilt jeder Gegenstand schon 8 Mal mehr als in England, am Winnipeysee 16 Mal mehr, und so steigt es mit der Entfernung. Ausgeführt wurden 1799 zusammen 106,000 Biberfelle und 7400 Felle allerlei Art. Es sind 1300*) Leute mit diesem Handel beschäftigt, nämlich 50 Handelsdiener, 71 Dollmetscher, 1120 Kahnführer und 35 Wegweiser. Die Kähne sind groß und aus Birkenrinde gemacht. Der Hauptmittelpunk des Handels ist der große Trageplatz am obern See. Im Frühjahr werden bei Montreal die nöthigen Kähne angeschaft, wovon jedes etwa 75 Thaler preußl. kostet. Jeder Kahn trägt außer 8 bis 10 Personen, 65 Ballen Waaren, (der Ballen zu 90 Pfund) 600 Pfund Zwiebakk, und 200 Pfund Pökelfleisch, einiges Gemüse, das Gepäkk der Manschaft, Seegel, Taue, Beile, Rinde, Watape (zertheilte Wurzeln von der Sprossenfichte) und Erdpech mit Baumharz; — das letztre, um nöthigenfals den Kahn auszubessern. Die Kähne gehen von Montreal den Utawas hinauf, und von diesem durch den Nipissing-See in den Hurofenfee. Diese Fahrt ist sehr beschwerlich; denn es kommen viele Entladungsstellen vor, an denen man einen großen Theil der Last auf dem Rükken mehre tau-

*) Nach den neuesten Nachrichten sind jetzt gegen 3000 Menschen mit diesem Handel beschäftigt.

ſend Schritte weiter ſchaffen und mühſam den erleichterten oder ganz ausgeleerten Kahn an einem Taue über Stromſchnellen wegziehen muſs. Oft auch wird der Kahn ſelber, von 6 Mann, weiter getragen. Solche Trageplätze kommen auf der Fahrt von Montreal nach dem Huronen-See nicht weniger als 36 vor. Von dem Huronenſee gehen die Kähne vor der Inſel Joseph vorbei und müſſen 10 Meilen lang durch viele Windungen und Krümmungen, über gefährliche Stellen und die Fälle von Marie in den obern See geführt werden, den ſie bis zum großen Trageplatz durchſchiffen. Ein bedeutender Theil des Verkehrs geht vom Michigansee oder vom obern See, ohne den großen Trageplatz zu berühren nach dem obern Miſſiſippi und ſeinen Nebenflüſſen; alſo in die Freiſtaaten hinein. Vom obern Miſſiſippi dehnt ſich der Handel über den rothen Fluſs bis zum obern Miſſuri aus.

Die Gegenden um den obern See haben wenige Bewohner, denn es fehlt an Wald und darum auch an Wild. Sonſt wohnten die Algolkins um den See, waren theilweis zum Chriſtenthum in frühern Zeiten gebracht, ſind aber jetzt ausgeſtorben und ausgewandert. Der See ſelbſt iſt ſehr klar und hat viele und gute Fiſche, Foren von 50 Pfund, eben ſo große Hechte und Karpfen. Am großen Trageplatz iſt eine Burg, um die man nur Kartoffeln bauet,

denn den Anbau des Getreides verhindern die vielen Nebel. Der Trageplatz selbst ist gegen 2 deutsche Meilen lang. Ueber diesen Platz werden alle Waaren, die weiter ins Land gehen sollen geschaft, und die angekommenen Felle zurükkgebracht. Während dieser Arbeit leben die Leute in Zelten oder unter den zusammengesetzten Kähnen, denn die Burg beherbergt nur die Kaufleute selbst. Die, welche jenseit des Trageplatzes die Felle aus den weiten Landstrichen bis zu ihnen hinanführen, heißen Nordmänner, die aber, welche von Montreal nach dem Trageplatz hin schiffen nent man Schweinefleischesser. Kommen die Nordmänner mit dem Pelzwerk an, so werden sie in der Burg mit Brod, Butter, Schweinefleisch, Brantwein und Tabakk bewirthet, was eine große Annehmlichkeit für sie ist, da sie dessen unter den Wilden oft lange entbehrt haben. Während des Zusammenströmens so vieler Leute an dem großen Trageplatz ist überhaupt ein vergnügtes Leben an demselben. Alle Handelsleute, Handelsdiener, Dollmetscher und Wegweiser speisen, 100 an der Zahl in großen Zimmern zusammen. Ihre Tafel ist mit Brod, Butter, Rindfleisch, Schinken, Wildbrett, Erbsen, Kartoffeln und Meis versehen, und sie trinken Wein, Brantwein, Thee und Milch; denn es werden dort Kühe gehalten. Ist Alles umgeladen, so kehren die Schweinefleischesser mit den Pelzen nach

Montreal zurükk; die Nordmänner aber fahren mit den erhaltenen Waaren zu den Handelsplätzen.

Weil die Nordmänner kleine seichte Flüsse haben, so sind ihre Kähne nur halb so groß, als die der Schweinefleischesser, und tragen Alles in Allem nur 35 Ballen mit 4 bis 6 Leuten. Hinter dem Trageplätz befindet sich ein klippen- und sturzreicher Fluss, auf dem öfter ein- und ausgeladen wird. Der Fluss geht in den Regensee. Aus diesem komt man nach vielen Gefahren und Beschwerenissen in den Holzsee. Von hier aus fährt man durch den Winnipeyfluss in den gleichnahmigen See. Von diesem See aus ergiest sich der Severn- und der Nelson-Fluss in den Hudsonsbusen. Südwestlich von diesem großen See wohnen die Felsenindianer, welche viele Pferde besitzen; die von spanischen Niederlassungen aus zu ihnen müssen gekommen sein, weil Amerika bei seiner Entdekkung keine Pferde hatte.

Vom Winnipeysee komt man durch den Saskatchewens in den Zedernsee. Der Zedernsee troknet immer mehr und mehr aus und wird wohl zuletzt ein Wald werden. Das gilt von mehren Seen. Die Inseln in ihnen vergrößern sich von Jahr zu Jahr, und die Seen gleichen darum zuletzt einer von vielen Wasserärmen durchschnittenen Landebne. Die Fahrt geht vom Zedernsee über den Bi-

ber-See, durch den Messinnipi, den Bären-See, Crosse-See, Klarwasser-See und den Pelikan-Fluss in den Elenn-Fluss, der in den Berg-See oder kleinen Athapuskow-See fließt, an dem die Chepewyan-burg liegt, eine der nördlichsten Niederlassungen der Handelsgesellschaft. Die Fahrt vom großen Trageplatz bis zur Chepewyan-burg dauert 2½ Monat. Aber nicht alle Fahrzeuge gehen bis dahin, mehre wenden sich rechts und links ab in seitwärts liegende Burgen, andre bleiben in Niederlagen, die an dem Hauptwege sich befinden. Von der Chepewyan-burg geht eine Abtheilung nach dem Friedensfluss westlich hinauf und eine andre nach dem Sklovensee. Die ganze Fahrt von Montreal bis zum Sklovensee beträgt über 600 Meilen wegen der vielen Krümmungen. Sie geht durch 60 große Seeen und mehre Flüsse. Auf der Fahrt kommen 200 Entladungsstellen und 130 Trageplätze von 25 Schritte bis 2½ Meile vor. Die meisten Niederlassungen oder Burgen und Häuser werden nach Zeit und Umständen häufig verändert; nur die, welche an wichtigen Stellen liegen, sind immer bewohnt. Außer den wenigen Speisen, welche die Nordmänner vom großen Trageplatze mitbringen, leben sie von Fischen und Wild. Die Gegenden, welche von den Pelzhändlern durchstreift werden, sind theils felsig, theils

eben und fruchtbar. Große Waldstrecken wechseln mit bedeutenden Ebnen ab; und der Wasserlauf darin sucht erst seine Ordnung zu gewinnen. Die beiden Hauptvölkerschaften in diesen Gegenden sind die Knisteneaux und die Chepewäyer. Der Handel hat sie beide verdorben. So erfreulich es ist, zu sehen, dass der Handel die Menschen in die ödesten Gegenden führt, und Länder kennen lehrt, von denen wir sonst nichts wissen würden, so traurig ist es von der andern Seite; dass eine Handelsgesellschaft von einigen hundert Menschen das Schicksaal ganzer Völkerschaften leitet. Vor dem Pelzhandel am Hudsonsbusen und in Kanada lebten die wilden Völker im Innern Nordamerikas, ohne ein weitres Ziel zu haben, als sich zu ernähren, und zogen von einer Gegend zur andern dem Wilde nach. Jetzt ist in alle diese Völker ein Ziel gekommen. Pelzwerk ist ihre Loosung. Ein Stamm hat dieses dem andern mitgetheilt. Die den Handelsstädten am nächsten wohnenden, werden Zwischenhändler, versehen sich leicht mit Gewehren und eisernen Geräthschaften, lernen europäische Handelskniffe, werden schlecht und unterdrükken und verschlechtern die welche entfernter wohnen. Die Wilden hatten vor der Bekantschaft mit den Europäern viele Laster, die sind ihnen geblieben und andre hinzugekommen. Nur wenn ein gebildetes Volk sich dem rohen in Liebe

nähert, wenn es nicht von dessen Mark sich nähren, sondern in dessen Herz etwas Heiliges pflanzen will, kann eine solche Näherung heilsam werden. „Ihr bekleidet euch mit unsern Pelzen, (könten die Wilden den Europäern zurufen,) was habt ihr uns dafür gegeben? Eure Pokken rafften Tausende von uns dahin; euer Brantwein macht uns wüthend, eure bessern Fanggeräthe haben uns dahin gebracht, dafs wir die, welche wir sonst hatten, nicht mehr machen und gebrauchen können. Unser Leben ist von euren Handelsballen abhängig geworden, und haben wir die Pelzthiere durch unser übermäßiges Verfolgen alle getödtet, so werdet ihr uns im Elend verlassen. — Lehrtet ihr uns Viehzucht treiben, Eisen gewinnen, Getreide bauen, und zeigtet ihr uns durch euer Leben, dafs euer Glaube besser sei, als der unsrige, da wäre uns geholfen. Oder hat es der große Geist beschlossen, uns eben so zu vertilgen, wie viele andre Völkerschaften in den von euch jetzt bewohnten Strekken unsers Landes vertilgt sind?“ — —

Doch ich will diese Rede nicht weiter fortsetzen. Ausgemacht bleibt es, dafs die Pelzhändler, die unter den Wilden verwildern, und die mit den Indianerinnen erzeugten Mischlinge weit mehr zum Unheil, als zum Heil der Urbewohner Nordamerikas beitragen. Die Handlungsweise der Nordwest-

geſellſchaft ergibt ſich am beſten aus folgender Begebenheit.

Der engliſche Graf Selkirk, der den 8ten Wonnemond 1820, in ſeinem 49ſten Jahre ſtarb, und eben ſo bekant iſt wegen ſeines Eifers für Menſchenwohl, als durch ſeinen Reichthum und ſeine Kentniſſe, gründete im Jahr 1812 eine Niederlaſſung an einem Arm des rothen Fluſſes, 50 Meilen ſüdweſtlich vom Winnipeyſee. Von der Geſellſchaft des Hudſonbuſens, die laut ihrer Gerechtſame Anſprüche auf viele Länder in Nordamerika hat, ward ihm dies Grundeigenthum zu der Niederlaſſung abgetreten. Schotten und Irländer wanderten über den Hudſonsbuſen ein, und die Niederlaſſung blühte raſch auf. Allein mit ſcheelen Augen ſah die Nordweſtgeſelſchaft darauf, ſie befürchtete, die Niederlaſſung würde einſt ihrem Handel ſchaden, und wendete daher alle Mittel an, um ſie zu vernichten. Zuerſt verleitete ſie mehre Anſiedler, den neuen Ort zu verlaſſen, und in ihre Dienſte zu treten. Drauf verſuchte ſie, die Indianer aufzuwiegeln, und da ihr dies nicht gelang, ſo ſchritt ſie zu offenbaren Gewaltthätigkeiten. Sie nahm den Vorſteher des Orts gefangen, ließ das Geſchütz wegſtehlen, und durch die Miſchlinge, in denen ſich die Laſter der rohen Amerikaner mit denen der verbildeten Europäer ver-

einen, die Pferde der Neubauer erschießen, und ihr andres Vieh wegtreiben. Ja man schoss auf die Leute selbst, brante mehre Häuser ab, und richtete das gestohlne Geschüz auf die andern. Dadurch zwang man die Unglüklichen zur Rükwanderung. Dies geschah 1814. Die Wilden nahmen sich der Unglüklichen an, schifften sie auf ihren Kähnen den rothen Fluss hinunter, versorgten sie mit Lebensmitteln und geleiteten sie bis nahe an die erste Burg der Hudsonsgesellschaft am Winnipeysee. Ein Obergeschäftsführer der Gesellschaft, welcher grade in dieser Burg war, nahm sich ihrer an, und führte sie wieder in ihre Besitzungen, wohin ihnen bald 160 neue Ansiedler, die aus England gekommen waren, nachfolgten. Allein der alte Groll, den die Nordwestgesellschaft aus Handelseifer, lange gegen die Gesellschaft des Hudsonsbusens genährt hatte, wurde durch die Wiedereinsetzung der Neubauer noch mehr aufgeregt; sie rüstete jezt 60 berittene Mischlinge aus, die gegen die Niederlassung anrükten. Der Befehlshaber in derselben ging diesen Räubern mit 28 Mann friedlich entgegen, um nach ihrem Begehr zu fragen. Er ward aber mit den Seinigen umzingelt und niedergehauen. Ein und zwanzig blieben auf dem Platz, die andern 7 entkamen, obgleich schweer verwundet. Nach diesem Mordgräuel zwang

man die Anbauer von Neuem zur Nachwanderung. Die Indianer beschämten zum zweiten Mal die halbgebildeten Räuber; sie begruben die Todten, welche diese den Thieren Preis gaben; sie speisten die Gesunden, heilten mit ihren Kräutern die Verwundeten und trösteten alle. Der Graf Selkirk war indeß zum Generalbefehlshaber der Hudsonsgesellschaft ernannt, und da diese das Recht besitzt, Krieger zu ihrem Schutz auszurüsten, so warb er am obern See ein Heer von mehren hundert Mann, brach mit diesen nach der Niederlassung auf, setzte die Vertriebnen in ihren Besitz wieder ein, gab ihnen alle nöthigen Unterstützungen, nahm einige der Haupträuber der Nordwestgesellschaft gefangen, um sie den Gerichten zu überliefern, ließ alle Neubauer genau über das vernehmen, was sie seit einigen Jahren erduldet hatten, übergab dies alles den Gerichten, ordnete der Niederlassung, die jetzt herlich aufblüht, eine bewafnete Macht an und eilte durch die Freistaaten 1817 nach Europa, weil seine Gesundheit sehr geschwächt war. So scheiterten an der Festigkeit Selkirks die habsüchtigen Pläne der Nordwestgesellschaft. Diese zeigt dies Beispiel, daß die Pelzhändler eher die Bildung hemmen, als befördern. Dagegen verdanken wir ihnen Kunde des Landes, wie Hearne's Reise uns schon bewiesen hat, und Mackenzie's nachfolgende Reisen beweisen werden.

Alexander Mackenzie, Mitglied der Nordwestgesellschaft machte nämlich in den Jahren 1789 und 1793 von der Chepewyan-burg aus zwei wichtige Entdekkungsreisen, auf denen er Tagebücher führte, woraus wir nur das Allerwichtigste mittheilen wollen. Um den Leser etwas vorläufig mit dem Verfasser und seinen Reisen bekant zu machen setzen wir eine Stelle aus der Vorrede zu seinem Tagebuche her, und nehmen dann selbst das Wort.

„Ich besitze nicht die Kentnisse eines Naturforschers; und hätte ich sie mir auch erworben; so würde ich doch als solcher meine Forschbegierde auf diesen Reisen nicht haben befriedigen können. Ich konnte nicht stehen bleiben, um in der Erde zu graben, über deren Oberfläche ich mit schnellen Schritten hineilen muste; auch konte ich nicht vom Wege abgehen, um die Pflanzen zu sammeln, welche die Natur ausgestreut haben mochte, zu einer Zeit, da meine Gedanken ängstlich damit beschäftigt waren, für den gegenwärtigen Tag Lebensmittel zu verschaffen. Ich hatte Gefahren zu Lande, und Gefahren zu Wasser zu bestehen; den Wilden, der unser Führer war, zu bewachen, oder gegen diejenigen seines Stammes, die auf unsern Untergang denken mochten, auf der Hut zu sein. Auch hatte ich die Leidenschaften und die Furcht meiner Gefährten zu beobach-

obachten und zu besiegen. Heute muste ich ihr aufkeimendes Misvergnügen besänftigen und morgen ihren Kleinmuth aufheitern. Die Anstrengungen bei unsrer Schiffahrt waren anhaltend und oft außerordentlich, und auf unsrer Reise zu Lande hatten wir gegen die Strenge der Witterung keinen andern Schutz, und keine andre Bequemlichkeiten, als die wir auf den Schultern in Päkken tragen konten, welche unsern sauern Marsch noch erschweerten und die Mühseeligkeiten unsers Marsches vergrößerten." —

Erſte Fahrt.

Vom Bergſee ins nördliche Polmeer hin und zurück.

Den 3ten Brachmond (Jun.) 1789 fuhr Mackenzie, in Geſellſchaft von 4 Kanadiern franzöſiſcher Abkunft, einem Deutſchen, drei Indianern, wovon einer die Reiſe mit Hearne unter Matonabbi mitgemacht hatte, und vier indianiſchen Frauen, wovon zwei an den Kanadiern verheirathet waren, in einem Birkenkahn von der Chepewyan-burg ab. Der Kahn war mit Lebensmitteln, Kleidern, Geſchenken, Wehr und Waffen beladen. Die Fahrt ging den Sklovenfluſs hinunter und war ſehr beſchweerlich, denn Waſſerfälle, Stromſchnellen, Sandbänke, Eis und Treibholz hemten an vielen Orten die Schiffahrt, ſo daſs der Kahn nebſt den Sachen getragen werden muſte. Von dem Sklovenfluſs fuhren die Reiſenden glüklich in den Sklovenſee, der außerordentlich viele Inſeln hat, und jetzt (zu Ende des Brachmonds) noch theilweis mit Eis belegt war. An der Nordoſtküſte des Sees

nahm Mackenzie von den Rothmesser-Indianern, die zu den Biber- und Sklovenindianern gehören, einen Führer mit, um glüklich an den nördlichen Ausflufs des Sees zu kommen. Die Rothmesser-Indianer wünschten sehr eine englische Handlungsniederlage in ihrem Lande, um wohlfeil die englischen Waaren zu erhalten. Nach mühsamem Suchen gelangten die Reisenden in den Strom, den sie mit vieler Vorsicht, aus Furcht vor Stromschnellen und Wasserfällen, befuhren. Häufig übernachteten sie unter Zelten auf dem Ufer oder auf Inseln, oft blieben sie, da die Nächte den Tagen gleich waren, mehre Tage auf dem Boot. Viel Pemmikan, oder geriebenes Dörrfleisch, hatten sie bei sich und versteften hin und wieder einen Sakk davon, um die Fracht zu erleichtern und es bei der Rükkehr wieder einzunehmen. Gänse, Schwäne, Biber, Hirsche und Elennthiere wurden oft von den Jägern erlegt. An manchen Tagen regnete es viel. Den 3ten Heumond (Juli) erlebten sie, was in den nördlichen Gegenden selten ist, ein Gewitter, und den 5ten trafen sie Wilde an, von dem Stamme der Hundsrippenindianer, welche den Gebrauch der Friedenspfeife nicht kanten. Sie meinten, man müsse auf dem Flufs mehr Winter zubringen, um ans Meer zu kommen, mit vielen Ungeheuern kämpfen u. s. w.; was indefs Mackenzie nicht abschrekte; auf die mit-

reiſenden Indianer aber einen tiefen Eindrukk machte, denn ſie waren der Reiſe ſchon müde. Einer von den getroffenen Indianern begleitete die Reiſenden, halb zwangsweis. Er ſchnitt ſich bei der Abfahrt eine Haarlokke ab, theilte ſie in 3 Theile und heftete ſie auf den Kopf ſeiner Frau und ſeiner zwei Kinder. Die Indianer waren ſehr ſchmuzig und häslich. Die Männer hatten doppelt ſchwarze oder blaue Streifen vom Ohr zur Naſe. Der Naſenknorpel war durchbohrt, ſo daſs man eine Gänſeſpule und ein kleines Stükk Holz hineinſtekken konte. Ungeachtet ihres Schmuzes trugen ſie doch manche Zierathen an ihren ledernen Kleidern, als Gürtel, Kopfbänder, Strumpfbänder u. ſ. w. mit Stacheln von Stachelſchweinen, Klauen von Bären und wildem Geflügel verſehen. Sie beſaßen keine Zelte, ſondern lebten in Hütten von Rinde und Strauchwerk. Sie kochten in Gefäßen aus Watape gemacht, vermittelſt heißer Steine, und beſaßen ſehr wenig Eiſen; ihre meiſten Waffen waren aus Steinen und Horn.

Späterhin fanden die Reiſenden mehre dieſer Indianer, wovon einige in 15 Kähnen ſie begleiteten; auch ſie mit Nahrungsmitteln vorzüglich mit Haſen verſorgten. Viele Haufen von Einwohnern flohen aber, wenn ſie die Reiſenden ankommen ſahen, und der von den erſten Hütten mitgenommene

Führer fürchtete sich sehr vor den Eskimo's, welche sie treffen würden. Bei den Hasenindianern vertauschten sie ihn drum gegen einen andern. Tiefer herunter fanden sie einen Indianer-Stamm, der sich durch Muth und Unerschrokkenheit auszeichnete, und an dessen Kleidung und Geräthschaften man sah, dass er in der Nähe der Eskimo's wohnte, mit denen, wie einige erzählten, er jetzt, nach langen Kriegen in Frieden lebte. Als die Reisenden die letzten Indianer, die Zänker genant, verlassen hatten, theilte sich allmälig der Fluss in mehre Inseln, die Ufer wurden immer niedriger, und die Bergreihen, die sie sonst gesehen hatten verschwanden. Manche Inseln waren mit schönen Bäumen bewachsen. Es ward jetzt Mackenzie klar, dass der befahrne und späterhin nach ihm benante Fluss ins nördliche Polmeer gehe; darum setzte er seine Reise desto eifriger fort, obgleich seine Gefährten, durch den Führer in Furcht gebracht, sehnlichst an die Rükkehr dachten. Bei einer Landung trafen sie mehre alte Feuerplätze an, und dabei verschütteten Thran und Walfischbarten. Der Fluss ward immer breiter, die Zahl der Inseln größer, und man sah darauf nur Weidengebüsch. Tiefer herunter fand man mehre verlassene, aus Holzwerk und Erde gebaute Hütten, einen steinernen Kessel, Kufen von Schlitten, Netzwerk aus Sehnen und überall Spuren davon, dass seit Kurzem Eskimo's

dageweſen ſeien; aber es ließen ſich keine ſehen. Mackenzie kam bis 69° der nördlichen Breite, fand dort ein ſehr ſeichtes Waſſer, und ſah viel Eis. Die Ebbe und Fluth überzeugte ihn, daſs er unweit des Meeres ſei. In dieſer Meinung ward er noch mehr dadurch beſtärkt, daſs er große Seethiere ſah, die er für Walfiſche hielt. Das Wetter war neblig und regnicht, und die ausgeworfenen Netze lieferten wenig Fiſche. Nach einigem Hin- und Herfahren zwiſchen den Inſeln, auf denen oft dicht neben dem Eiſe, in einem kaum 4 Zoll aufgethauten Boden, Blumen wuchſen, traten die Reiſenden den 18ten den Rükkweg an. Hin und wieder bemerkten ſie Pechtannen, die, bis an die Spitze aller Zweige beraubt, wahrſcheinlich als Zeichen den Einwohnern dienen mochten; auch waren ſie ſo glüklich, nachdem lange Zeit Fiſchfang und Jagd wenig eingetragen hatten, 2 Rennthiere zu ſchießen. Kranichbeeren fanden ſie in großem Ueberfluſs, und eine andre Art Beeren von bleichgelber Farbe, die den Himbeeren glichen. —

Auf der Rükreiſe ward das Boot oft an einem Seil ſtromangezogen. An Lebensmitteln fehlte es nicht; denn die Jäger ſchoſſen viele Gänſe, und von den Zänkern kaufte man um Glasperlen ſo viele gedörte Fiſche, als das Boot nur faſſen konte. Aber es gehörte für 14 Leute in den nördiſchen Gegenden

auch viel zur täglichen Sättigung. Alle aßen in diesen Gegenden noch ein Mal so stark, als sonst.

Den 24sten kam Mackenzie bei einer Stelle vorbei, wohin die Indianer und Eskimo's häufig reisen, um sich mit Feuersteinen zu versehen. Auf der Rükreise hatte er viel damit zu thun, dass er die ihn begleitenden Indianer von der Beraubung der am Flusse wohnenden abhielt, die sie jetzt in größerer Anzahl, mit dem Fischfange beschäftigt, antrafen, als bei der Herunterreise. Mehre von den Zänker- und Hasenindianern hatten Kunde von den russischen Niederlassungen in Nordwesten und sprachen oft von dem Weiß-Mann's-See. Doch war das Wahre, was sie davon erzählten, mit vielen Fabeln vermischt. Sie schilderten die Bewohner jener Gegenden als Riesen, die Flügel hätten, mit den Augen tödteten und wovon einer einen ausgewachsenen Biber auf ein Mal verzehren könte. Fast alle Indianer unterhielten unsre Reisenden mit Tänzen und ahmten dabei die Stimmen der Rennthiere, Bären und Wölfe nach, so dass ihre Tänze Abbildungen der Jagd zu sein schienen. Bei einem Haufen Hasenindianer fand sich Mackenzie veranlaßt einen Hund zu erschießen, weil er sich durchaus von dem Gepäkk nicht wolte abhalten lassen. Dadurch geriethen die Indianer in die gröste Bestürzung, und mehre flohen. Die Frau, welcher der Hund gehörte,

erklärte, der Verlust von 5 Kindern im vorigen Winter hätte sie nicht so geschmerzt, als der dieses Hundes. Allein einige Glaskorallen machten Alles wieder gut. Die Indianer hatten eine große Furcht vor den westlich wohnenden Völkern und stelten sich alle krank, als Mackenzie sie aufforderte, ihn dorthin zu begleiten. Mit Vergnügen aber schenkten sie viele Lebensmittel weg. Ueberhaupt betrachteten sie die Lebensmittel als Gemeingut und nahmen und gaben davon nach Belieben Mackenzie erwähnt, daſs er den Süßholzstrauch hier gefunden, und mehre lange Wurzeln davon ausgerissen habe. Wahrscheinlich ist dies eine Abart von unserm gewöhnlichen Süßholz (glycyrrhiza glabra) das in Südeuropa wächst, und dessen verdikter Saft, Lakritzensaft (succus Liquiritiae) heißt. Eben so fand er auch eine Flachsart, ohne sie näher zu beschreiben. Entweder war es der sibirische ausdauernde Flachs (linum perenne), der aus der Wurzel alljährlich ausschlägt, in Nordasien wächst, und gleich unserm Flachs benutzt werden kann, oder der virginische Flachs (linum virginianum).

Den 30sten wurden 50 Gänse geschossen; den 2ten Erntemond (Aug.) fand Mackenzie am Bärenflusse einen großen Rauch, weil ein zu Tage stehendes Steinkohlenlager, wahrscheinlich durch ein Lager-

feuer, in Brand gerathen war. Die Begebenheiten, welche die Reisenden vom Bärenfluss an noch erlebten, sind höchst einfach. Sie musten öfter ihr Boot mit Harz von Neuem überziehen, fanden wohl am Ufer manche Lagerstätte aber keine Einwohner, die theils auf der Rennthierjagd sein mochten, theils sich auch aus Furcht wohl fern hielten. Die Jagd war nicht einträglich, und der versteckte und wieder gefundene Pemmikan that gute Dienste. Der indianische Häuptling, der grosse Furcht vor einer Reise nach Westen hatte, wurde mürrisch und wolte sich mit den Seinigen zu den Biberindianern begeben, allein einige Schluck Rumm machten bei ihm wieder bessers Wetter. Den 23sten kam Mackenzie in den Sklovensee zurück, wo er das Seegel gebrauchen konte. Hier aber liefen die Reisenden einige Mal Gefahr, zu ertrinken, weil das Boot sehr lekk ward. Auf dem See fanden sie einen Handelsdiener wieder, der sie vom Bergsee bis dahin begleitet und während ihrer Abwesenheit Pelzwerk hier eingehandelt hatte. In Athabasca wurden die Indianer, die Herrn Mackenzie begleitet hatten, reichlich beschenkt, nahmen Abschied und gingen zu den Biberindianern, um diese zum Pelzhandel nach Athabasca zu bewegen. Am Sklovenfluss stieß Mackenzie auf mehre Knisteneaux, die aus dem Kriege gegen nördliche Völker zurückgekehrt waren

und ſich ſehr elend befanden. Der eine glaubte, er ſei von den Feinden behext worden. Mackenzie verſprach ihm zu helfen, wenn er nie mehr wolle in ſolche Mordkriege ziehen. Er gelobte dies, Mackenzie gab ihm etwas Unſchädliches ein und der Glaube daran heilte den Kranken.

Den 12ten Herbſtmond trafen die Reiſenden nach einer Abweſenheit von 102 Tagen in der Chepewyan-burg wieder ein.

Zweite Fahrt.

Vom Bergsee ins östliche Weltmeer hin- und zurükk.

Den 10ten Weinmond 1792 trat Herr Mackenzie von der Chepewyan-burg aus zu Kahu eine zweite Entdekkungsreise an. Er fuhr den Friedensfluss hinauf, an dem südlich ein groſses Sumpfland gränzt, das sich bis zum Elennthierfluss erstrekt und wahrscheinlich von beiden Flüssen im Lauf von Jahrtausenden angeschwemt ist. Oft wird die ganze Gegend überfluthet; und das Wasser des Friedensflusses pflegt dann rükwärts statt vorwärts zu fliesen. Seinen Namen hat der Fluss von dem Frieden, den die Knisteneaux und Biberindianer nach langen Kriegen hier schlossen. Der unterste Trageplatz wird bei diesem Fluss durch einen 20 Fuss hohen Wasserfall, bei 400 Ruthen Breite, bewürkt.

Den 1sten Regenmond kam Mackenzie, nachdem er viel mit dem Eise schon gekämpft und sich einen Tag in einer Burg an dem Flusse aufgehalten, bei der Stelle an, wo er überwintern wolte, und

wohin ſchon früher deshalb 2 Holzfäller geſandt waren. Etwa 70 Wilde erwarteten ihn hier mit Freude, und bald ward die Gabelburg erbaut. Das Land in jenen Gegenden würde ſich recht gut zum Akkerbau eignen. In der Friedensburg baute man Rüben, Möhren, Paſtinaken und Kohl, und am Elennfluſs hatte 1787 ein Pelzhändler Pond einen ſehr ſchönen Küchengarten angelegt. Wieſen, Wald und Waſſer wechſeln hier angenehm ab, und vieles Wild belebt die Gegend.

In der Gabelburg, die erſt kurz vor Weihnachten ganz fertig ward, lebte Mackenzie ziemlich unbequem, von ſeinen Leuten und vielen Indianern umgeben, heilte die Wilden, ſo gut er konte, litt ſehr durch Kälte, die indeſs von Südweſtwinden oft in Thauwetter verwandelt ward, und erhandelte viel Pelzwerk. Im Frühjahr ſandte er 6 mit Pelzwerken beladene Kähne nach der Chepewyan-burg, und er ſelbſt ſchifte ſich den 9ten Wonnemond 1793, mit 10 Leuten, wovon 6 Kanadier waren, in einem 25 Fuß langen, gegen 5 Fuß hohen, Rindenboot ein, das ſo leichs war, daſs es leer zur Noth von 2 Leuten getragen werden konte. Die Reiſenden ſchifften den nördlichen Arm hinauf und kamen bald in eine ſchöne Gebirgsgegend, deren Schluchten von Büffeln und Elennthieren belebt waren. Den Büffeln liefen jetzt die Kälber nach, der Boden hatte jetzt ein

ſchönes Grün, und die Bäume ſtanden gerade in der Blühte. An dem Fluſſe wohnen Biber- und Felſeninidianer durch einander.

Mit den indianiſchen Reiſegenoſſen, die doch des Weges und der Jagd wegen nöthig waren, hatte Mackenzie viel zu ſchaffen; denn ſie fürchteten ſich ſtets und ahndeten immer etwas Böſes. Der eine erzählte, ſein Oheim ſei ihm im Traume erſchienen, und habe ihn vor der Reiſe gewarnt, und was dergleichen mehr war. Je höher das Boot den Fluſs hinauf kam, deſto ſchwieriger ward die Fahrt, und oft waren die Reiſenden in Gefahr, das Boot, und damit Alles, was zur Reiſe gehörte, ja ſelbſt ihr Leben, das ſie ſchweerlich ohne Pulver und Blei erhalten hätten, zu verlieren. Zwiſchen thurmhohen Felſen rauſchte der Fluſs einher, und während derſelbe das Boot in die gröſten Gefahren brachte, war es unmöglich, zwiſchen Fluſs und Felſen nur zu Fuß durchzukommen, oder das Boot über die ſteilen Höhen zu tragen. Es ward ſehr verletzt, und muſte gewöhnlich an einem Tau gezogen oder mit Stangen geſtoßen werden. Die Tauzieher liefen dabei die gröſte Gefahr, von herunterrutſchenden Felſen zertrümmert oder ſelbſt herunterrutſchend im Waſſer begraben zu werden. Nach vieler Noth riſs das Ziehtau und das Boot mit den darin befindlichen Menſchen war den Wirbeln Preis gegeben; doch glüklich

kam es ans Ufer. Alle stimten jezt für die Rükkehr, Mackenzie aber blieb standhaft; ließ den Fluſs und die Umgegend näher untersuchen, und da erster noch viele Stromschnellen hatte, den Kahn ausladen und Alles auf die Höhe bringen, wo ein Lager aufgeschlagen ward. Der Kahn muste am Tau, das man um Bäume wikkelte, eigentlich heraufgewunden werden. Ein Weg von etwa einer Meile ward jezt durch den Wald über Berg und Thal gehauen, und auf diesem Wege Kähn und Gepäkk nach dem ruhigen Fluſs mit unsäglicher Mühe geschaft. Rings herum sah man auf diesem Wege mit Schnee bedekte Berge, und ein Reisefährte Mackenzie's entdekte Spalten an einem Ort, aus denen Schwefeldampf stieg. Viele Biberbaue wurden an dem obern Fluſs gefunden, auch mehre verlassene Lagerstätte von Ureinwohnern, aber von ihnen selbst erblikte man keinen.

Den 6ten Brachmond (Juni) stand Mackenzie groſse Angst aus. Er war mit einigen vorangegangen, und da er das Boot wieder aufsuchen wolte, fand er es nicht. Er muste in der schreklichsten Beklemmung seines Herzens und ohne etwas zu essen zu haben, 1½ Tag darnach mit seinen Begleitern suchen. Es war nämlich beschädigt worden und deshalb so lange zurükkgeblieben, während er glaubte, es sei vorwärts gefahren.

Den 9ten Brachmond traf Mackenzie Wilde an, die erst sehr furchtsam umherliefen, hernach, die Speere schwingend, dem Tod droheten, der landen würde, aber endlich sich beruhigten. Sie hatten nur von weißen Männern (Europäern) gehört, aber nie welche gesehen. Die ganze Gesellschaft bestand nur aus 3 Männern, 3 Frauen und mehren Kindern. Mackenzie hofte von ihnen nähere Auskunft über einen Fluss, der von den Gebirgen ins östliche Weltmeer fließe, zu erhalten; allein das Häuflein wuste wenig von einem solchen Fluss, erzählten aber, dass mehre Tagereisen entfernt ein andrer Arm des von Mackenzie befahrnen Flusses sei, und nicht weit davon ein See, woran ein Volk wohne, das Eisenwaaren besitze, die es selbst durch die dritte Hand von weißen Männern erhalte, so in großen Schiffen auf salzigem Wasser führen. Späterhin fügte ein andrer hinzu, dass mehre Seen an jenem Flussarm wären und dass man von dem einen in einen andern Fluss komme, der in einen größern fließe. Diese letzte Nachricht war Mackenzie sehr erfreulich, und er reiste den folgenden Tag, mit einem dieser Leute, der als Wegweiser diente weiter. Die angetroffenen Indianer waren mit allerlei Jagd- und Hausgeräthen wohl versehen. Sie hatten aus Nesseln gestrikte Beutel, geschürzte Netze, hörnerne Löffel, Körbe und Eimer

aus Rinde und zwei Arten von Kochgeschirren, die eine aus Watape, die andre aus Rinde. Mit Eisen waren sie gut versehen, und am Leibe trugen sie vielerlei Zierathen.

Durch eine wild- und pastinakreiche Gegend ging die Fahrt in einem noch nicht eine halbe Meile langen See, den man als Quell des Friedensflusses betrachten kann. Dahinter führt ein Fußsteig 817 Schritte lang, zu einem andern See, der die Quelle eines Flusses ist, welcher ins östliche Weltmeer fließt. Die Fahrt in diesem neuen Fluss war sehr gefährlich, denn Baumstämme und Felsenstükke drohten dem Boot oft den Untergang. So ward den 13ten das Boot durch die Heftigkeit des Stromes seitwärts getrieben und pralte so stark gegen einen Felsen, daſs das Hintertheil zerschmettert ward. Von da stieß es an das andre Ufer und wurde an der Seite zerbrochen. Der Vordermann ergriff die Zweige eines Baums am Ufer, um es zu halten, wurde aber durch die Schwankheit derselben gewaltsam ans Ufer geschleudert, während das Boot über Wasserfälle hinstürzte und unten auch Löcher bekam. Drauf sprangen alle heraus, um, im Wasser stehend, das lekke Fahrzeug zu halten, wurden aber noch mehre Ruthen mit demselben fortgetrieben, bis es endlich im seichtern Wasser zum Stehen kam. Alle dankten jetzt für die wunderbare Rettung. Das Boot ward

aus-

ausgeladen und Alles getroknet. Zum Glükk hatte das Pulver nicht gelitten, die Kugeln aber waren alle verloren gegangen. Nach Ausbesserung des Kahns, wurde ein Theil der Ladung wieder eingeschift, ein andrer aber am Ufer gewagen, wozu man an manchen Stellen erst einen Weg hauen muste. Oefter ward auch das Boot mit der übrigen Ladung getragen. Den 17ten entdekte Mackenzie einen größern Fluss und ließ über eine Landenge das Boot in denselben tragen, weil die Mündung des bisher befahrnen Flusses ganz von Treibholz verstopft war.

Den 20sten trafen die Reisenden, nachdem sie vorher schon Wilde von Ferne gesehen, ein verlassenes, 30 Fuß langes und 20 Fuß breites indianisches Haus. Aus den 3 darin befindlichen Feuerstellen erhellete, dass es für 3 Geschlechter sei. Die 5 Fuß hohen senkrechten Wände waren aus Pechtannenholz gebaut und an den Ekken gut gefugt. Eine wagerechte Giebelstange, welche auf Gabeln ruhte, und mit den Seiten durch Latten verbunden war machte die Dachkante. Pechtannenrinde diente zur Bedekkung. Unter dem Dache befanden sich Stangen zum Fische troknen.

Den 22sten erschien eine Menge Indianer mit Bogen, Pfeilen und Speeren bewafnet, und forderte zum Kampfe auf. Mackenzie ließ durch seinen Indianer Freundschaftsversicherungen vom Boot

aus machen und landete am andern Ufer. Um die Indianer hinüberzulokken entfernte er sich selbst von dem Landungsplatz, ließ aber einen seiner Indianer sich im Hinterhalt zur Sicherung legen. Drauf gab er Zeichen, daſs sie hinüberkommen möchten, und zeigte ihnen Spiegel und Korallen. Es kamen auch bald einige hinüber, faſten allmälig mehr Zutrauen, nahmen die Geſchenke und ſetzten ſich. Da kam auch Mackenzie's Indianer aus dem Hinterhalt hervor, was ſie anfänglich erſchrekte, aber zuletzt ihnen angenehm war, da der ihre Sprache ziemlich verſtand. Bald kehrten ſie ans andre Ufer zurükk und nach einer Viertelſtunde erhielt Mackenzie die Einladung, zu ihnen zu kommen. Das geſchah, und die Furcht von beiden Seiten verſchwand immer mehr und mehr.

Zwei begleiteten am folgenden Tag als Wegweiſer und Friedensboten bei den unterhalb wohnenden Völkern die Reiſenden. Sie fuhren vor einem unterirdiſchen Hauſe vorbei, deſſen Dach nur über der Erde ſtand, und wohl eine Winterwohnung war; auch fanden ſie eine Frau, welche die Sprache der Knisteneaux gut ſprach. Sie war nämlich in den Felſengebirgen geboren, von den Knisteneaux geraubt, darauf von dieſen entflohen, und von dem Volke, worunter ſie jetzt lebte von neuem gefangen genommen, und hatte ſich hier verheirathet. Auch

ein Felsenindianer lebte unter diesem Volke. — Mackenzie erfuhr vorzüglich von ihm, dass der Fluss, worauf er bisher gefahren noch vor vielen sehr kriegerischen Völkern vorbei führe, ehe er ins Meer gehe, und dass es wegen dieser Völker und wegen Stromschnellen sehr gewagt sei, denselben weiter hinunterzufahren, dass es aber einen Weg von 6 Tagen zu Lande zu einem Fluss gebe, an dem ein Volk wohne von dem sie ihre Eisenwaaren erhielten, und dass man auf diesem Fluss in 2 Tagen ans Meer käme. Mackenzie beschloss drum so weit auf dem Fluss zurükkzukehren, bis sie an jene Stelle kämen, von wo aus der Landweg zum Meere ginge, und einer der Mitrathenden versprach Führer zu sein.

Allein es brach plötzlich eine Unruhe unter dem Volke aus; 2 von Mackenzie's Leuten, die zu Fuß mit dem Führer gingen, wurden von einigen Indianern grimmig und drohend angeblikt, von dem Führer irre geleitet und endlich von ihm verlassen. Andre, die sich in der Ferne sehen ließen, drohten ebenfals; und alle Wohnungen standen leer. Das Wetter war dabei schlecht, regnicht und rauh, das Boot fast ganz unbrauchbar und Mackenzie's Leute fingen an störrisch auf die Rükreise zu bestehen. Ja sie gingen so weit, dass sie eigenmächtig die Sachen zur Abreise ins Boot schaften. Was die Indianer so urplötzlich in ihrem Betragen verändert hatte,

konte keiner begreifen. Am 2ten Tage dieser Unruhe ließ sich eine Frau sehen, von der man aber nichts herausbrachte, weil ihre Sprache so undeutlich war. Mackenzie beschenkte sie reichlich, um dadurch den übrigen zu zeigen, dass man gegen sie nichts Böses im Sinne habe. Nacht und Tag waren fast alle Reisende unter den Waffen. Die zweite Nacht bemerkte eine ausgestelte Schildwache, dass etwas Menschenähnliches auf allen Vieren herankröche; einige hielten es für einen Bären; aber bei näherer Untersuchung fand es sich, dass es ein alter blinder Mann war, der mit den andern nicht hatte fliehen können, nun vor Hunger aus einem Schlupfwinkel hervorkam, und sehr erschrak, als die Reisenden sich ihm näherten. Man pflegte seiner, und er sagte aus, dass Indianer den Fluss von oben heruntergekommen wären, und die Weißen für Feinde erklärt hätten, was sein Volk um so mehr geglaubt, da die Weißen umgekehrt wären. — Nach dieser Nachricht ward beschlossen, den alten Mann zu behalten, damit er als Vermitler diente, und einen Wegweiser verschafte. Um indess einen Theil des Weges zu Wasser auf einem Nebenfluss noch zurükkzulegen, und auch um bei der Rükkehr gegen den See gleich zu Wasser weiter zu können, war der Neubau eines Bootes unumgänglich nothwendig. Den 28sten ward damit angefangen, und Holz, Watape,

Birkenrinde und Harz gesucht. Die Indianer ließen sich wohl hin und wieder blikken, aber keiner nahete sich. Endlich kam der angenommene Führer mit einem andern an, entschuldigte sein Betragen, und brachte außerdem sehr günstige Nachrichten in Betreff der Weiterreise, namentlich, daſs eben 2 Männer von der Seeküste angekommen wären, und daſs er von seinen Verwandten am Trageplatz schon erwartet würde. Der Blinde erstattete seinen Freunden auch guten Bericht über die Weißen. Allein in der Nacht wolte er in einem Kahn entfliehen, und da dies bemerkt ward, sagte er, er habe bloß trinken wollen. Seine Freunde schalten ihn derb über seine Treulosigkeit; aber man denke sich — einige Stunden darauf hätten sich diese entfernt.

Den 1sten Heumond war der Kahn fertig, und besser und fester gerathen, als der alte je gewesen. Muskitos und Sandfliegen plagten die Arbeiter entsetzlich dabei; denn der Bau wurde auf einer Insel vorgenommen, wo dergleichen Geschmeiß am häufigsten ist. Das neue Boot und einige kräftige Aufmunterungen Mackenzie's verscheuchten allen Trübsinn bei seinen Leuten. Den 2ten ward abgeschift, nach Zurükklassung des alten Mannes, den man mit Lebensmitteln versah, den 3ten fuhr man in einen Nebenfluſs ein, der nach der Beschreibung des weggegangenen Wegweisers zum Trageplatz führte. Bald

kam der Führer mit zwei seiner Freunde wieder an und den 4ten ließ Mackenzie sein Boot und die meisten Sachen zurükk; die vergraben oder in ausgehöhlten Bäumen verstekt wurden. Das Boot bedekte man mit Strauchwerk um es gegen die Sonne zu schützen. Jetzt fing die beschweerliche Landreise an. Jeder muste eine Last von 90 Pfund tragen, Lebensmittel, Geschenke, Pulver und Blei. Unter vielen Mühseeligkeiten wurde die Landreise fortgesetzt. Oft schlief Mackenzie mit den Wegweisern auf einem Rokk, um sie vom Weglaufen abzuhalten, erhielt aber jedes Mal davon viel Ungeziefer. Er traf viele Eingeborne, wovon einige auch an der See gewesen waren. Mit allen wurde er durch vorausgesandte Boten leicht bekant. Mackenzie's Geduld muste verschiedene Proben auf diesem Weg bestehen. Die Lebensmittel gingen aus, die Jagd lieferte wenig, die Einwohner besaßen nicht viel, ein anhaltendes Regenwetter weichte die Wege auf und die feuchte Wärme mattete den Wandrer ab; und doch musten starke Tagereisen, oft 7 Meilen, gemacht werden, um bald das Ziel zu erreichen. Dies Alles bewürkte dass seine Leute sehr unzufrieden wurden.

Die Indianer dieser Gegend haben manches Eigenthümliche. Sie begraben ihre Todten, aber stirbt ein andrer aus dem Hause, so wird der Begrabne verbrant, und der Neugestorbene an seine Stelle be-

graben. So geht das fort. Die Männer helfen den Weibern tragen, und behandeln dieselben besser, als die Nordindianer es thun. Sie nähren sich mehr von Fischen als von Wild, genießen daneben auch Wurzeln, z. B. Pastinak und Rinde. —

An einem Berge trafen die Reisenden viele Murmelthiere.

„Das Murmelthier (arctomys) ist mit den Hasen, Zieseln und Hamstern verwandt. Es wird über 1 Fuß lang und einige Pfund schweer und hat einen zotteligen, röthlich schwarzgrauen Pelz. Es wohnt in den Hochgebirgen, da wo kein Holz mehr vorkomt; aber gute Weide ist; denn es lebt von Gras, Kräutern, z. B. Alpenwegewart und Wurzeln. In den Schweizeralpen trift man es häufig. Es pfeift, so bald es Gefahr merkt und gräbt sich für den Winter Höhlen, worin es starr liegt, ohne etwas zu fressen. Die Höhlen sind tief in den Bergen, mit Moos und Heu gepolstert und 3 bis 5 Fuß lang ist der Eingang dazu verstopft. Erst nachdem diese Thiere 14 Tage nichts gefressen haben, trit der Winterschlaf ein, und dauert bis zum Windmond. Fünf bis 9 liegen gewöhnlich zusammen, jedes krumm, die Nase an dem After, ganz kalt, und in der Stunde nur 15 Mal athmend, was man aber kaumhin bemerkt. Bringt man die erstarten Thiere in Wärme, so fangen sie allmälig an zu athmen, das Blut ge-

räth in Bewegung, sie schnarchen, strekken sich und richten sich endlich in die Höhe, doch taumeln sie etwas hin und her. Dringt die Kälte in die Höhle so weit ein, daſs würklicher Frost darin ist, so erfrieren sie. Beim Aufwachen im Frühling sind sie abgemagert. Sie halten sich gern auf der Sommerseite der Berge auf, und wo es trokken ist, setzen sich oft in die Sonne, und fressen auf dem Hintern sitzend und die Speisen mit den Pfoten haltend. Auch gehen sie wohl auf den Hinterbeinen. Sie leben in Gesellschaft, sind sehr lustig und spaſshaft, spielen mit einander und murren dabei wie junge Hunde. Die Einwohner von Savoyen in Oberitalien richtet sie zu allerlei Kurzweil ab, und ziehen so damit im Lande umher."

Je weiter Mackenzie kam, desto höhere mit Schnee bedekte Berge traten ihm entgegen; doch ging er neben den meisten weg, in Ebnen. Aus den Schneegebirgen sammelt sich ein nach Westen fließender Bach. Dieser wurde den 17ten Heumond nach groſsen Anstrengungen erreicht. Er war gleichsam schon das Ziel der Reise, weil er nach einem kurzen Lauf, wie man wuste ins Meer floſs. Man kann sich Mackenzie's Freude denken, die durch die gute Aufnahme in einem Dorf noch vermehrt ward. — Wir wollen hier das Wichtigste von ihm selbst hören:

„Die Sonne war (am 17ten) dem Untergange nahe, als unsre Führer vorangingen, und hinter sich

durch abgebrochene Zweige den Weg bezeichneten. Meine Leute sehnten sich sehr nach Ruhe, und hatten auch vollen Grund dazu, mich aber trieb die Unruhe immer vorwärts. Endlich erblickte ich mehre Feuer in kleinen Hütten, nebst Leuten, die emsig mit Fischkochen beschäftigt waren. Ich ging in eine derselben, ohne die geringsten Umstände zu machen, warf meine Bürde ab, und setzte mich, nachdem ich ihnen allen die Hand geschüttelt hatte, bei ihnen nieder. Sie nahmen mich ohne den geringsten Anschein von Verwunderung auf, gaben mir aber bald Zeichen, nach dem großen Hause zu gehen. Das that ich, fand dort einen meiner Führer und setzte mich neben einen Mann, dessen würdevolles Aeußere mich anzog. Bald kamen auch meine Leute an. Vor uns ward eine Matte ausgebreitet, und mir und Herrn Mackay meinem Gefährten, jedem ein gerösteter Lachs und meinen Leuten — jedem ein halber vorgesetzt. Weil wir draußen schlafen wolten, ließ der Wirth ein Feuer anzünden und Bretter für uns hinlegen. Bei dem Feuer ward uns eine Schüssel mit zerstoßenem und im Wasser gekochtem Lachsrogen vorgesetzt, der wie Sahne aussah. Auch war daran eine Art bitteres Gewürz. Darauf folgte eine Speise aus Lachsrogen, Stachelbeeren und einer Art Sauerampfer. Nach diesen Lekkereien legten wir uns unter dem freien Himmel zur Ruhe. Am Mor-

gen brachte mir mein gaſtfreundlicher Wirth einige Beeren, und geröſteten Lachs. Die Stachelbeeren, Himbeeren und Heidelbeeren, die mir hier geboten wurden, waren die ſchönſten in ihrer Art, die ich je ſah und aß. Lachs iſt in dem Fluſs ſo häufig, daſs die Bewohner ſtets Ueberfluſs daran haben. Um ihn deſto beſſer zu fangen, ſind Wehre angebracht, an denen ſich die Fanggeräthe befinden. Gegen alles Fleiſch von warmblütigen Thieren haben dieſe Leute einen Widerwillen; ſie meinen auch, die Lachſe würden dadurch verſcheucht. Ich bat unſern Wirth um 2 Kähne, die wir erſt erhielten, nachdem wir das noch übrige Fleiſch von uns gethan hatten. In dieſen fuhren wir den 18ten des Mittags den Fluſs hinab, von 7 Eingebornen begleitet; die mit außerordentlicher Geſchicklichkeit die Kähne über die Wehre gehen ließen, ohne einen Tropfen Waſſer zu ſchöpfen. Nach einer Fahrt von etwa 1½ Stunden erreichten wir ein andres Dorf. Der älteſte Sohn des Häuptlings band ſich einen ſchönen Mantel von Seeotterfellen ab und umhing mich damit. In dem Hauſe des Häuptlings wurden Matten vor uns ausgebreitet, auf die wir uns ſetzen muſten, und ſchönere noch, — gleichſam Tiſchtücher — als die geröſteten Lachſe kamen. Darauf ſetzte man uns eine Mulde mit viereckigen Kuchen vor, die mit Lachsöl beſprengt waren. Das Oel ſchmekte ſüß, die Kuchen aber

ſchlecht. Die Einwohner betrachten dieſe Kuchen als groſſe Lekkerbiſſen. Sie werden aus der innern Rinde der Hemloks-Tanne, die man zeitig im Sommer ausſchneidet gemacht. Die Unterhaltung war ſehr einförmig, da meine Indianer nichts von der Sprache dieſer Leute verſtanden. Vor der Wohnung meines Wirthes lagen 4 Haufen Lachſe, wovon jeder wohl aus 3 — 400 Stükk beſtand. An Metall hatte dies Volk, wegen ſeines Handels mit europäiſchen Schiffen, keinen Mangel. Einige Weiber fanden wir Zedern-Rinde klopfen, um daraus eine Art Flachs zu machen; andere ſpannen am Rokken, und eine webte ein Gewand, an welchem Streifen von Seeotterfellen angebracht wurden.

Den 20ſten um 8 Uhr gelangten wir aus dem Fluſs ins Meer. Die Fluth war eben vorüber und hatte eine groſſe Strekke mit Seegras bedekt. Am Ufer ſahen wir viele Robben, und ſchoſſen nach einigen vergeblich; denn ſie tauchten ſchnell unter. Wir ſchifften in einer Bucht umher; ins weite Meer durften wir uns wegen der Kleinheit und Zerbrechlichkeit unſers Bootes nicht wagen. Es begegneten uns etwa 15 Mann in 3 Kähnen; ſie ſchienen mit Sakk und Pakk zu reiſen, und wunderten ſich weiter nicht über uns, da oft Europäer wegen der Seeotterfelle hierher kommen; auch war Vancouver, der nähere Ausforſcher der Nordweſtküſte Amerikas vor Kurzem

hier geweſen, wie wir aus den Reden des einen Wilden im Kahn ſchloſſen, der ſehr zudringlich wurde, unſern Wegweiſer aufforderte zu ihm ins Boot zu kommen, und hernach ſelber in unſer Boot ſprang. Er wollte Alles haben und wiederholte oft, daſs Leute meiner Farbe auf ihn vor einiger Zeit geſchoſſen hätten. Mehre Kähne mit Eingebornen kamen hinzu, und man lud uns ein, ins Dorf zu kommen, wir aber thaten das nicht, denn wir erwarteten nicht viel Gutes von dieſen Leuten. Wir landeten an einer Felſenſpitze, und erſt nach Sonnenuntergang entfernten ſich alle Strandbewohner, von denen wir nicht ein Mal hatten Lebensmittel erhandeln können. Wir waren während der Nacht, die wir hungrig zubrachten, ſehr auf unſerer Hut. Meine Leute wurden dadurch noch furchtſamer, daſs unſer Wegweiſer, den wir vom Fluſſe mit hatten, ſagte, die Küſtenbewohner wären ſo zahlreich als die Mükken und alle bösartigen Weſens. Ich ließ mich aber durch Nichts abhalten, erſt gehörige Himmelsbeobachtungen zu machen, um meinen Standpunkt dadurch zu erfahren, und ſchrieb mit Oelfarbe meinen Namen nebſt dem Tag (den 22ſten Heumond 1763) an einen Felſen. Den 23ſten bei der Rükkehr ging ich mit unſerm Führer ein Stükk zu Lande. Der Führer eilte etwas voran. Bald ward ich Häuſer anſichtig und aus denſelben ſtürzten 2 Männer mit Dolchen auf mich ein. Sogleich ergriff ich mein Gewehr, und jetzt ſtutzten ſie.

Indeſs kamen mehre und darunter auch der, welcher auf dem Meere uns ſo läſtig geworden war, und gewiſs auch jetzt dieſe Feindſeeligkeiten angeſtiftet hatte. Einer ſprang hinter mich und ſuchte meine Arme feſt zu halten, aber ich riſs mich los, und bald kam auch einer meiner Leute an, dem allmälig mehre folgten. Jetzt flohen die Feinde in ihre Häuſer. Bei dem Angriff hatten ſie mir Hut und Rokk entwandt, ſo wie früherhin auf dem Meer mehre andre Dinge. Wohl wiſſend, daſs Herzhaftigkeit allein aus Gefahren rettet, muſten jetzt alle meine Leute ſich bewafnen. So rükten wir gegen das Dorf vor und forderten außer unſerm geſtohlnen Eigenthum noch einen Vorrath an Lachs zu unſrer Unterhaltung. Unſer Wegweiſer trat bald aus einem Hauſe heraus, und erzählte, wie jene Leute, die wir auf dem Meere getroffen, dieſe überredet hätten, daſs wir vier von ihnen getödtet, und daſs dadurch die Feindſeligkeit entſtanden ſei. Wir erhielten, was wir forderten, ſöhnten uns aus und fuhren ſtromauf.“ So weit Mackenzie. —

Die Anwohner des Fluſſes benahmen ſich jetzt alle eben ſo gut, als bei der Herunterfahrt; führten die Boote und ſpeiſten die Reiſenden. Neben dem Fluſs befanden ſich an einigen Stellen ſchöne Wälder, worin Tannen ſtanden von 7 bis 8 Fuß im Durchmeſſer. Der Boden an vielen Oertern würde herliches Getreide liefern können. Einer von Mackenzie's Leuten, der zu

Fuß ging, wurde von einer Bärin angefallen, die aber ein Jäger glüklich erlegte. Den 26sten verließ Mackenzie den von ihm benanten Lachsfluſs, deſſen obere Anwohner ihn und ſeine Leute reichlich mit Fiſchen verſahen und ſie noch eine weite Strekke begleiteten. Den 5ten Erntemond fanden die Reiſenden das zurükkgelaſſene Boot nebſt den verſtekten Sachen richtig wieder. Den Bewohnern dieſer Gegend wäre es ein Leichtes geweſen, Alles aufzufinden und zu entwenden. Das hatten ſie nicht gethan, allein bei der Ankunft der Reiſenden entwandten ſie Manches, das ſie aber wieder herausgaben, da Mackenzie ſie damit bedrohete, daſs die Weißen nicht würden mehr die Lachſe die Flüſſe hinaufkommen laſſen, wenn ſie ſo untreu wären. Den 17ten erreichten die Reiſenden, bei günſtigem Wetter, die Quellen des Friedensfluſſes und den 24ſten trafen ſie in der Gabelburg glüklich wieder ein*).

*) Zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ließ die Nordweſtgeſellſchaft alle ihre Niederlaſſungen von einem gewiſſen Thomson bereiſen, um durch Höhenmeſſungen ihre genaue Lage zu ermitteln. Im Jahr 1810 ſandte ſie zwei Reiſenden zu neuen Entdekkungen aus, einen gewiſſen Mackenzie nach dem Nordpolmeer und einen gewiſſen Kay zum öſtlichen Weltmeer. Das Ergebniſs dieſer Reiſen iſt aber noch nicht bekant geworden.

Des Hauptmann Lewis

Reiſe

von dem Ausfluſs des Missouri zu dem Ausfluſs der Columbia

nebſt

einer Beſchreibung der Nordweſtküſte Amerikas.

Erste Fahrt.

Von St. Louis bis zu den Mandanen.

Die Bundesregierung der nordamerikanischen Freistaaten beschloss zu Anfang des Jahres 1803, eine kleine Abtheilung von Soldaten von dem Einfluss des Missouri in den Missisippi zu den unbekannten Quellen jenes Flusses zu senden, und von da aus einen Uebergang über die Gebürge zum Fluss Columbia ermitteln zu lassen. Dem Hauptmann Meriwether Lewis ward diese gefahrvolle Unternehmung übertragen und der Lieutenant Clarke ihm als Unterbefehlshaber beigegeben. Beide erhielten zugleich den Auftrag, Freundschaft mit den wilden Völkern zu stiften und Handelsverbindungen anzuknüpfen. — Die ganze Mannschaft betrug 43 Seelen, worunter einige Freiwillige waren. Alle schifften sich unweit St. Louis am Missisippi in 3 Fahrzeugen ein, einem grössern und zwei kleinern. Die Fahrt nahm den 14ten Wonnemond 1804 ihren Anfang und ging bald in den Missouri, vor St.

Charles vorbei den Strom hinauf. Den 1sten Brachmond (Juni) gelangten die Boote an die Mündung des Osage-Flusses, ohne daſs weiter etwas Erhebliches vorfiel *). Mehre Leute reiſten gewöhnlich am Ufer, theils um zu jagen, was öfter zu Pferde geſchah, die man mit eingeſchift hatte, theils um das Land zu unterſuchen. Die Boote legten gewöhnlich des Abends an den Ufern an. Der Osage iſt bei ſeiner Einmündung 49 Ruthen, und der Missouri an der Stelle 218 Ruthen breit. Den 12ten begegneten die Reiſenden 5 großen, mit Pelzwerk beladenen, Booten, den Siwer-Indianern gehörig. Bei dieſen Siwern befand ſich ein alter Franzoſe, der wegen ſeines langen Lebens unter den Indianern die Sprachen vieler dieſer Völkerſchaften kante und deshalb als Dolmetſcher in Sold genommen wurde. Ueberhaupt traf Lewis mehre Franzoſen unter den Wilden an, die ſich mit Pelzhandel beſchäftigten und ſich in der Verwilderung wohl zu befinden ſchienen. Den 26ſten kamen die Reiſenden bei dem Ausfluſs des Kanſas an der 58 Ruthen beträgt, ſchlugen daſelbſt die Zelte auf, umringten ſie zur Sicherheit mit Pfälen und verweilten 2 Tage dort.

*) Im Jahr 1811 wurden die erſten Niederlaſſungen oberhalb Charles gemacht. Im Jahr 1817 befanden ſich ſchon 1050 Akkerbauer oberhalb Charles am Miſſuri, Osage und andern Flüſſen, und man dachte an die Anlegung einer Stadt am Miſſuri, 30 Meilen von Charles entfernt. —

Die Reise hatte viel Einförmiges. Bald beunruhigten Stürme und Sandbänke die Schiffahrt, bald brach ein Mast und was dergleichen mehr war. Die Jagd auf Dammhirsche ernährte theilweis die Manschaft; Bären und Wölfe, Elennthiere und Büffel wurden gleichfals erlegt und Biber in Schlingen gefangen. Die Gegenden am Missuri sind vortreflich. Wald wechselt mit unabsehbaren Weiden; die nach oben zu immer mehr zunehmen. Zedern, Pappeln, Buchen, Nussbäume, Aeschen und Ahorn stehen in Wäldern und an den Ufern der Flüsse *). Noch oberhalb des Kansas trafen die Reisenden Ueberreste von französischen Niederlassungen aus früher Zeit, die von Pelzhändlern angelegt waren. Einige Pferde wurden aufgegriffen, die von südlichen Völkern, die sie von den Spaniern erhalten haben, sich bis hierher verirt hatten. An einer Stelle wuchsen vortrefliche Kirschen, die man grade in der Reife fand. Beeren aller Art gewährten eine angenehme Erfrischung. Der Fischfang verschafte an einigen Stellen herliche Nahrung. An einem Tage fing man über 700 Fische, worunter 167 große Hechte waren. Katzenfische wurden mit Angeln gefangen; 9 Stükk wogen 300 Pfund.

*) Steinkohlen, Bleierze, Eisenerze und Galmei sind hier schon entdekt.

Den 3ten und 19ten Erntemond hatte Lewis eine Zusammenkunft mit Ottern, Missurern und Kansas; doch waren ihrer nur wenige; allein den 29sten stellten sich durch Boten eingeladen, 60 Siwer ein, die zum Zeichen der Freundschaft einen Hund schlachteten und mit Zwiebakk und Tabakk bewirthet wurden. Alle diese Völker suchte man für die Freistaaten zu gewinnen und sie zum Handel mit den Kaufleuten dieser Staaten zu ermuntern. Mehre Thiere trafen die Reisenden, die wenig oder gar nicht bekant sind; als Dammhirsche mit schwarzen Schwänzen und sehr langen Ohren, andre mit 1½ Fuß langen Schwänzen. Sie fanden eine Art Wölfe, die nicht viel größer als Füchse sind und einen langen Schwanz haben; wilde Hunde die in Höhlen lebten, eine Art Ziegen oder Gemsen, und ein dachsartiges Thier Prarow von den Franzosen genant, das man aus der Beschreibung nicht gut erkennen kann, das aber wahrscheinlich meles americana (ursus labradorius) ist. — „Das mit unserm Igel in Absicht der Stacheln verwandte Stachelschwein (hystrix dorsata) was man wohl bei den Herumführern von wilden Thieren sieht, ward oft erlegt. Dieses Thier ist fast in ganz Nordamerika verbreitet, hält sich in Höhlen unter den Wurzeln großer Bäume auf und nährt sich von Früchten und Rinde, klettert darum auf die Bäume, ist aber plump und ungeschikt.

Es wird 1½ Fuß lang und wiegt 16 Pfund. Seine Stacheln haben feine Widerhaken; sitzen aber sehr lokker im Körper. Wird das Thier angegriffen und kann es nicht auf Bäume oder in Höhlen entfliehen, so drükt es sich kugelförmig auf die Erde, mit seinen Stacheln rasselnd; aber keinesweges damit schießend, wie man wohl behauptet hat. Die Stacheln auf dem Rükken sind 4 bis 6 Zoll lang, grösstentheils weiß oben aber schwarz, was ein schönes Farbenspiel bewürkt, wenn die Stacheln aufgesträubt sind. Liegen sie an, so erblikt man von der weißen Farbe nichts. Außer dem Widerhäkchen endet jeder Stachel in einem langen Haar. Nach den Seiten und dem Kopf zu sind die Stacheln kleiner. — Außer diesem amerikanischen Stachelschwein gibt es noch 3 andre Arten in der alten Welt."

Die Wölfe müssen am mitlern Missuri sehr häufig sein; denn sie hatten in kurzer Zeit einen erlegten Büffel ganz verzehrt und sich so dabei gebissen, dass ein todter weißer Wolf neben dem Büffelgerippe gefunden ward. Die im 2ten Theil von uns erwähnten Erdfestungen traf man auch hier. Am weißen Fluss, wo die Reisenden den 15ten Herbstmond anlangten, verschwindet außer den kanadischen Pappeln alles Gehölz und man sieht nur Wiesenebenen. Spuren von Eisen, Salz und Schwefel traf man an einigen Stellen; so dass alles hier neuen Ansiedlern gute

Aussichten gewährt. Auf dem Gipfel eines Berges fand man das versteinerte Gerippe eines 45 Fuß langen Fisches, wovon ein Theil mitgenommen ward.

Nachdem die Reisenden mehre große Krümmungen des Flusses zurükgelegt hatten, wovon eine 3 deutsche Meilen betrug, während der Landweg nur $\frac{1}{5}$ Meilen war, so kamen sie den 25sten Herbstmond mit mehren Sivern zusammen. Funfzig erschienen am Ufer, 5 kamen an Bord, und wurden von Klarke in einem Boot ans Land begleitet. Allein die Siver wolten ihn nicht zurükkehren lassen, sagten, sie möchten das Boot behalten, denn sie seien arm und brauchten es. Da Klarke doch auf die Rükkehr bestand, meinten sie, es fehle ihnen nicht an Kriegern. Klarke aber erwiederte, am Bord des großen Fahrzeuges sei so viel Arznei (Pulver und Blei) dass man damit 20 solcher Völker, als sie wären, in einem Tage vertilgen könte. Das würkte. Den andern Tag ging Klarke doch wieder ans Land; denn es schienen die Siver im Ganzen friedlich zu sein. Als er ausstieg, gingen sie ihm mit einem aus Büffelhaut verfertigten Gewande entgegen, bekleideten ihn damit, und 8 trugen ihn feierlich in ihren Versamlungssaal. Dieselbe Ehre wiederfuhr darauf dem Hauptmann Lewis; und die Siver gaben nun ein Fest, wozu sie viele Hunde schlachteten. Essen und Rauchen war dabei die Hauptsache. Gegen die Nacht erschienen

die Frauen und tanzten mehre Stunden. Zwölf Leute spielten dazu auf, indem sie auf eine ausgespante Büffelhaut schlugen, und dabei kleine Säkchen mit Körnern, die vielen Lärm machten, in der Luft hin und her schwenkten. In der Mitte des Lagers brante ein Feuer. Um dasselbe schlossen die Weiber, etwa 80 an der Zahl, geschmükt mit den Hirnschädeln erschlagener Feinde, und versehen mit einem Stabe, einen Kreis. Sie sangen und sprangen alle mit einem Mal und erfülten die Luft mit schreklichem Geheule. Das Lager der Indianer bestand aus etwa 80 Hütten, und in jeder wohnten ungefähr 10 Leute. Die Weiber waren darin beschäftigt, Büffelhäute zu Kleidung und zu Zelten zu bereiten. Beim Umziehen aus einem Lager in das andre bedienen sich diese Leute der Hunde, wovon jeder, vor einem kleinen Karren gespant, 70 Pfund fortschaft. Vierzehn Tage vorher hatten diese Sivex ein Gefecht mit den Mahas gehabt und von letztern 75 Mann erschlagen und 25 Weiber gefangen genommen. Lewis beredete sie zum Frieden und zur Auslieferung der Gefangenen. Man konte aber den Sivern nicht recht trauen; denn bei der Abfahrt bemächtigten sie sich des Taues, und wolten das Fahrzeug nicht fortlassen. Ernstliche Drohungen und eine Rolle Tabakk glich die Sache wieder aus.

Vom 10ten bis zum 24sten Weinmond hatten

die Reisenden manche Unterhaltung mit den Rikarees, die Pferde besitzen und etwas Akerbau treiben. Bei ihnen traf man auch 2 Franzosen, als Pelzhändler und Dolmetscher. Das eine Dorf der Rikarees hatte 60 Hütten von verschiedner Größe. Alle waren bakofenartig gebaut und mit Zweigen von Weiden bedekt, worüber ein Lager von Thonerde sich befand. Oben war eine Oefnung für Rauch und Licht, und die Thür an der Seite mit einer Büffelhaut verhängt. Die Weiber müssen die Hütten bauen, und auch die Felder bestellen, auf denen Getreide, Erbsen und Tabakk gewonnen wird. Die Rikarees haben Kähne aus Flechtwerk, die mit einer Haut gefüttert sind. Sie halten mehr auf Reinlichkeit als fast alle andern Indianer, sind friedlich, freundlich und fleißig. Ihre Weiber zeichnen sich durch Anmuth aus. Die Männer beschäftigen sich mit der Jagd. Unsern Reisenden begegneten viele in Kähnen, mit Wild beladen; ja sie waren Augenzeugen davon, dass die Rikarees über 40 wilde Ziegen oder Gemsen erlegten. Den 18ten traf Lewis 2 Franzosen, die aus dem Gebiet der Mandanen vertrieben waren, und dabei Gewehre und sämtliches Pelzwerk verloren hatten. Das Land der Rikarees ist von andrer Beschaffenheit als das tiefer liegende. Es wechseln wieder Wälder mit Wiesen, die Gegend ist hügelig vorzüglich auf der nördlichen Seite. Den

Dammhirsch, der unten so häufig war, sieht man seltener, dagegen ganze Heerden wilder Ziegen, viele Büffel und Elennthiere.

Den 18ten Weinmond stelte sich der erste Frost ein, bald folgte Schnee; und die Reisenden musten jetzt allso an eine Winterrast denken. Den 21ten Regenmond ward auch ein schiklicher Platz im Lande der Mandanen dazu aufgefunden, und sogleich Hand ans Werk gelegt, um Winterhütten zu erbauen. Während einige sich hiermit beschäftigten, gingen andre auf die Jagd, um Wintervorrath zu verschaffen. Den 27sten wurden die Hütten mit den Vorrathshäusern fertig und bekamen den Namen Mandanenburg. Die Hütten standen in 2 Reihen, und jede enthielt 4 große, 7 Fuß hohe Stuben. An dem einen Ende der Hüttenreihen bildeten 2 Vorrathshäuser einen Winkel. Die Räume zwischen den Hütten waren mit Pfälen verschlossen. Die Wände der Hütten bestanden aus Thonerde, die Dächer aus Brettern von Pappelholz. Von St. Louis bis zur Mandanenburg hatten die Reisenden 320 deutsche Meilen zu Wasser zurükgelegt, und das immer stroman. Bis zum 7ten Windmond (April) 1805 verweilten sie in ihrer Burg, jagten fleißig und hatten vielen Verkehr mit den Mandanen. Diese wohnen, wie die Rikarees in Dörfern, besitzen Pferde und treiben etwas Akerbau neben der Jagd. Sie

ſind vom ſtärkern Körperbau als die Rikarees, und ihre Kinder haben ſehr ſchöne Haare. Unter den Mandanen befanden ſich Handelsleute von der Nordweſtgeſelſchaft, und wunderten ſich nicht wenig, als ſie Leute aus den Freiſtaaten hier ankommen ſahen.— Mit den Mandanen war aber bald Freundſchaft geſchloſſen. Lewis beſchenkte die Oberhäupter mit vollſtändigen Kleidungen und hielt eine feierliche Rede an ſie. Dem Oberhaupt der Dikkbauchindianer ſchikte er eine vollſtändige Kleidung zu. Auch ſchenkte er den Mandanen eine eiſerne Handmühle, zum Mahlen ihres Getreides. Er erhielt zum Gegengeſchenk mehre Scheffel Getreide und Büffelhäute. Die Mandanen kamen öfter in die Burg und Lewis Leute beſuchten ſie in ihren Dörfern; ſo lebten Beide Theile in Freundſchaft. Auch ein Haufen Hundsindianer kam ein Mal in die Burg und betrug ſich ebenfals gut. Den 7ten Chriſtmond hielten die Freiſtaaten und die Mandanen eine gemeinſame Büffeljagd, erſtere ſchoſſen 11 Stükk, letztre gegen 40, nämlich mit Pfeilen. Sie waren dabei zu Pferde, die außerordentlich geſchikt ſich benahmen. Sie brachten nämlich den Reiter nahe an den Büffel, damit der Pfeil tief eindränge; machte dann das verwundete Thier die Miene, als wolle es ſich wehren, ſo ergriffen ſie eilig die Flucht. Die Pferde laufen, Winter und Sommer, am Tage im Freien

umher und ernähren sich selbst, des Nachts aber theilen die Mandanen ihre Hütten mit ihnen und werfen ihnen Sträuche von Pappeln zum Fressen vor.

Das Weihnachts- und Neujahrsfest wurden in der Mandanenburg feierlich begangen. Kanonen- und Flintenschüsse verkündeten die Wichtigkeit des Tages, und die Mannschaft ward von den Befehlshabern zu Weihnachten mit Mehl, Aepfeln, Pfeffer und andern Lebensmitteln beschenkt. Einige Gläser Branntewein und Tanz in der Burg erheiterten die ganze Gesellschaft. In den übrigen Zeiten muste aber auch tüchtig gearbeitet werden; denn die Jagd ging oft in weite Gegenden, und manchem erfroren die Glieder dabei. Andre musten Holz fällen und 6 Kähne daraus zimmern, andre Kohlen brennen, weil eine Schmiede eingerichtet war; andre erhandelten Getreide und lederne Kamaschen für Kleinigkeiten von den Mandanen. Weil die Siver sich bisweilen als Feinde in der Gegend sehen ließen, und ein Mal 4 Pferde den Freistaatern wegnahmen, auch diesen so wie den Mandanen und Rikarees den Krieg angekündigt hatten, so muste man beständig auf der Hut sein.

„Die Rikarees, Mandanen, Dikkbäuche und Chaguyennen, von einem Flusse so benant, sind desselben Stammes, waren sonst mächtig, haben aber durch Pokken und die Feindseligkeiten der Siver sehr gelitten. Die Siver wohnen gröstens

theils zwischen dem Missisippi und Missouri, und theilen sich in 6 Völkerschaften, die 21,000 Seelen ausmachen, worunter gegen 4000 Krieger sich befinden. Die Siver treiben keinen Akkerbau, wie die erst benanten Völker. Die Assiniboiner stammen von ihnen ab. Die Mandanen, Rikarees und andre mit ihnen verwandte Völker sind durch den Besitz von Pferden und durch das Treiben von etwas Akkerbau ein wenig mehr gesittigt, als die bloß jagenden Völker. Sie haben festere Lager, d. h. Dörfer, und sehen eine Art Gottesdienst. In ihren Dörfern befindet sich eine große Hütte — die Hütte der Alten genant. Diese ist zu Festen und Feierlichkeiten bestimt. Man nent sie auch die Hütte der Gnade; denn der ärgste Feind, komt er in sie, darf nicht allein darin nicht angegriffen, sondern er muß sogar geschützt werden. Die Alten des Volks wohnen in der Hütte und werden von den Männern mit Fleisch und Tabakk, von den Frauen mit Brennholz und andern nöthigen Sachen versorgt. Die meisten dieser Sachen werden eigentlich der Mutter gebracht. Die Mutter ist nämlich das Gebein eines Büffelkopfes, der im Hintergrunde der Hütte auf einem 3 Fuß hohen Blokke als Götze aufgestelt ist. Man hat ihn roth bemahlt und glaubt, er ziehe die Büffel an. Darum bringen die Jäger der Mutter ihren Theil von dem erlegten Wilde

und die alten Leute, die gleichsam die Priester dieser Mutter sind, verkünden dem Volk die dargebrachten Gaben und preisen den Geber. Soll gesäet werden, so bringt man die Saatkörner zur Hütte der Alten, die eine Matte auseinander breiten, worin kleine hölzerne Bildsäulen nebst Vogelhäuten eingewikkelt sind, und dann einen Gesang anstimmen. Bei der Ernte erhalten die Alten ihren Theil. Hält eine Dürre lange an, so bitten die Alten in feierlichen Gesängen um Regen. Einer steigt dabei auf die Hütte, wendet sich gegen Mittag und öfnet und schließt abwechselnd das Gewand. In der Hütte steht während dieser Feierlichkeit ein Gefäß mit Wasser, worin man eine Wermuthpflanze geworfen hat."

„Mit den übrigen Wilden haben diese Völker die scharfen Sinne gemein. In den weitesten Fernen wissen sie sich zurecht zu finden; in der Nacht verirren sie sich nicht, die Spuren des Feindes erkennen sie an Allem, selbst in den dichtesten Wäldern. Ja der Häuptling eines andern Volkstammes wuste besser die Grenzen eines Landes anzugeben, als mehre Landmesser mit allen ihren künstlichen Werkzeugen es konten. Er allein traf die rechte Richtung. Die Häuptlinge aller dieser Völker sind die besten und tapfersten Krieger. Weder durch Geburt, noch durch Wahl erhalten sie ihr Ansehen, sondern durch die Thaten. Weder sie noch die Vorsteher der Dörfer, die durch

Würde und Ansehen zu diesem Range kommen, sind immer im Stande die aufgeregten Leidenschaften der Jünglinge zu bändigen. Die Leidenschaft dieser ist sehr groß, was sich daraus erklären läst, weil die Jugend ohne alle Zucht und Strafe aufwächst. Perrin du Lac erzählt ein eignes Beispiel von dieser Heftigkeit. Ein junger Poncas fand großen Gefallen an den silbernen Ohrringen, die einer seiner Leute trug und bot demselben 20 Mal so viel Pelzwerk dafür, als sie werth waren. Der aber war eigensinnig und wolte durchaus die Ohrringe nicht verkaufen. Der junge Wilde lauerte ihm nun auf, verwundete ihn an einem einsamen Ort durch einen Pfeil, nahm dem für todt daliegenden die Ohrringe ab, schmükte sich sogleich mit diesen Zierathen, und brachte heiter und fröhlich an Perrin die dafür gebotenen Felle. Perrin eilte sogleich auf die Stelle, fand den Verwundeten ohne alle Bewegung, holte einen andern Wilden, der mit vieler Mühe und Geschiklichkeit den Pfeil herausbrachte und auf die Wunde ein Kraut legte. Der Verwundete ward allmälig wieder hergestelt."

„Die Kleidung der obern Bewohner des Missuri besteht aus Häuten. Die Männer gehen im Sommer gewöhnlich nakkend. Eine hirschlederne Dekke schlagen sie wohl um, wie die Spanier ihre Mäntel. Im Winter tragen sie eine Art Hemd von Ziegenfell,

Hosen von Hirschleder und ein Schuhzeug. Die Weiber haben stets ein Hemde von Ziegenleder, das, um die Schulter befestigt, bis an die Knöchel reicht und mit Muscheln, Korallen, Stacheln von Stachelschweinen, und andern Zierathen besetzt ist. Ueber das Hemd werfen sie noch ein andres Kleid. Die Männer tragen die Haare gemeiniglich frei hangend, die Weiber knoten und wikkeln sie auf."

Zweite Fahrt.

Von den Mandanen bis zur Mündung der Kolumbia.

Den 7ten Windmond verließen die Reisenden die Mandanenburg. Dreizehn Leute schifften sich mit den Häuten in dem großen Fahrzeuge ein, um stromab nach St. Louis zurükkzukehren. Einer war gestorben, und darum setzten 31 Mann auf den kleinen Fahrzeugen die Fahrt jetzt fort. Den 12ten kamen die Kähne zu dem kleinen Missuri und den 26sten zu dem Gelbsteinfluss (Yellow-stone-river), der 36 Meilen oberhalb der Mandanenburg und 378 Meilen oberhalb des Ausflusses des Missuri sich in diesen Fluss ergießt. Sein Bette ist beim Ausfluss 200 Ruthen breit, doch der gröste Theil davon bildet eine Sandbank. Auf dieser Fahrt kamen die Freistaater vor den Dikkbauchindianern vorbei, sahen ein Paar ausgebrante Vulkane, fanden Bimsteine und merkten Schwefelgeruch dabei. Auf einem Berg lag ein ganz versteinerter Baumstamm. Auffallend war es den Reisenden, so wenig Thau und Regen in diesen

dieſen Gegenden zu finden. Mit dem ſchönſten Wetter wechſelte oft Sturm. An Jagdthieren fehlte es nicht. Vorzüglich gut ſchmekten jetzt die Büffelkälber, wovon ſie mehre erlegten. Wilde Gänſe wurden viele geſchoſſen. Dieſe niſten hier auf Bäumen, die oft 60 Fuß hoch ſind. In den höhern Gegenden, wohnt ein Thier, das die Indianer das Bergſchaaf nennen, denn ſein Kopf, ſeine Hörner und ſeine Füße deuten auf eine Verwandſchaft mit dem Schaaf. Der ganze Körper iſt dunkelbraun, mit Ausnahme des weißlichen Bauches. Die Hörner des Mänchens ſind groß, die des Weibchens klein. Mehre Paare von erſterm wogen jedes 25 Pfund. Das Thier iſt ſo groß, als ein Dammhirſch und trägt feine zarte Wolle. Wahrſcheinlich iſt das Thier eine Art Steinbokk, der in Gebirgsgegenden, z. B. in der Schweiz lebt. Es wurden viele dieſer Thiere geſchoſſen; eben ſo häufig die Bären, die aber hier nicht die gewöhnlichen friedlichen amerikaniſchen ſind, ſondern Verwandſchaft mit unſern braunen Bären haben. Die Indianer nennen ſie weiße (helle) Bären, ſie ſind aber bräunlich grau. Ausgewachſen beträgt ihre Länge über 8 Fuß, dabei ſind ſie ſehr dikk. Sie griffen oft unſre Reiſenden an, zumal, wenn ſie verwundet waren. Nicht ſelten zerreißen ſie Menſchen. Die Wilden haben eine Art Verehrung vor dieſem Thier.

Je weiter die Kähne den Missuri hinaufkamen, desto bergiger ward die Gegend; und dass sie höher wurde merkte man auch an dem Schnee, der noch im Wonnemond fiel. Von St. Louis bis zum Plattenfluss, d. h. in einer Strekke von 120 deutschen Meilen fanden die Reisenden die fruchtbarsten Ebnen; von da etwa 300 Meilen herauf eine hügelige, doch wenig felsige Gegend, die geringe Wälder hat, dagegen aber unabsehbare Wiesenebnen. Bäche und Flüsse, von Pappeln umkränzt durchschneiden diese Ebnen, welche im Frühjahr den buntesten Blumenteppich bilden und fast das ganze Jahr hindurch von Büffeln, Elennthieren und Dammhirschen belebt sind.

Den 27sten Wonnemond kamen die Reisenden, 460 Meilen von St. Louis zu Wasser entfernt, in felsige unfruchtbare Gegenden, und oberhalb der Einmündung des Maria-Flusses sahen sie mit Schnee bedekte Gebirge. Ehe sie an den Maria-Fluss ankamen, trafen sie mehre Indianer, die ein Heer von etwa 190 Büffeln jagten, und diese so in die Enge trieben, dass sie sich in einen Abgrund herabstürzten und alle erlegt wurden. Die Nacht vorher war ein Büffel durch den Fluss geschwommen, in ein Fahrzeug gestiegen, ohne dadurch die schlafenden Leute durch die er ging, zu wekken, hatte 2 Flinten zertreten und war an der andern Seite

ans Land gesprungen. Den 3ten Brachmond (Jun.) kamen die Reisenden an die Gabel an, welche Missuri und Maria bilden. Sie wusten nicht, welchen Fluss sie zur weitern Fahrt wählen wolten, untersuchten beide, fanden sonderbare Felsen, angenehme Thäler, viele Beerensträuche, namentlich Stachelbeersträuche, wilde Birnbäume und eine Flachspflanze; sie wählten den südlichen Fluss, weil er der stärkere war. Beide Flüsse hatten einen groſsen Ueberfluss an Fischen. Auf einer Insel des Mariaflusses wurde das gröſste Fahrzeug nebst 1000 Pfund Sachen und Lebensmitteln für die Rükkehr vergraben, und den 12ten Brachmond die Reise fortgesetzt. Allein die Fahrt dauerte nicht lange. Am Abend des 15ten kamen die Kähne an Wasserfälle; die den Fluss weithin unschifbar machten; so dass Fahrzeuge und Sachen $3\frac{2}{3}$ deutsche Meilen zu Lande weiter zu schaffen waren. Der erste Wasserfall ist 98 Fuß hoch, der zweite 19, der dritte 47, und der vierte 26. Zwischen diesen gröſsern Fällen sind kleinere; so dass der Fluss auf die $3\frac{2}{3}$ Meilen 362 Fuß hoch fält. Um die Kähne und Ladungen fortzuschaffen wurden Schlitten oder Schleifen gebaut; was viele Mühe machte, da es an ordentlichem Holz gebrach. Das 3te von St. Louis mitgebrachte Fahrzeug ward am Landungsplatz nebst mehren Sachen noch vergraben. Weil man aber nicht Alles

auf den Kähnen fortbringen konte, ſo fing man oberhalb der Waſſerfälle den Bau eines andern Fahrzeuges an, wozu man das behauene Holz ſchon mitgebracht hatte; bezog daſſelbe mit Fellen und weil man kein Harz hatte ſo ward es mit Fett überſtrichen. Während einige am obern Lagerplatz bauten, andre die Kähne und Sachen vom untern Lagerplatz die Strekke von 3½ Meilen brachten, gingen andre auf die Jagd, die ſehr reichlich ausfiel. Ein Jäger wäre dabei bald von 3 Bären zerriſſen worden. Er rettete ſich durch einen Sprung ins Waſſer. Der Flachs blühete an einigen Stellen und die Stachelbeeren wurden reif. An einem Tage fiel ein ſchrecklicher Hagel, die Körner wogen jedes 6 Loth. Wie häufig die Wölfe hier ſein müſſen, kann man daraus ſchließen, daſs eine Heerde von 25 Stükk geſehen ward. Zwei beſondre Thiere erlegte man hier, das eine glich einer Katze und war wohl die wilde Katze, das andre ſah wie ein Murmelthier aus, hatte aber dunklere Farbe. Den 9ten Heumond (Juli) konte die Reiſe erſt wieder fortgeſetzt werden und leider trat bald ein neues Hinderniſs ein. Die mühſam gebauete Barke zog Waſſer, denn das erkaltete Fett ſprang ab. Glüklicher Weiſe traf man einige Meilen oberhalb gute Bäume, verfertigte aus zweien neue Kähne (ausgehölte Stämme) und ließ die Barke nebſt mehren Sachen zurükk.

Die Fahrt ging den 15ten Hemmond weiter, und die Felsen umher wurden immer höher und schroffer. Viele Bäche stürzten sich in den Fluss. Die Fahrt auf dem Wasser dauerte bis zum 17ten Erntemond. Der Fluss theilte sich erst in 2 Aerme und dann wieder. Man gab diesen Aermen die Namen berühmter Nordamerikaner, und ließ den des Missuri aufhören. Auf dem nördlichsten, dem Jefferson ging die Schiffahrt bis zu einer kleinen Gabel. In der letzten Zeit mußten die Kähne gewöhnlich gezogen werden. Die Mannschaft streifte in einzelnen Zügen umher, um Wilde zu entdekken, und von ihnen Kundschaft über die Gegend einzuziehen. Das Wild nahm sehr ab, nur Hirsche und Steinböke traf man. Biber und Fischottern dagegen lebten hier in großer Anzahl. An den herlichsten Beeren erquikte sich die Mannschaft, die aber bei Tage sehr durch Hize und Moskitos, des Nachts hingegen durch Kälte litt.

Den 17ten hatten alle eine große Freude; denn der Hauptmann Lewis, der zu Fuß bis an einen Arm der Columbia vorgedrungen war, brachte von dorther einige Schlangenindianer mit und kam an diesem Tage bei den Kähnen an. Es waren an 20 Schlangenindianer und alle zu Pferde. Die Kähne wurden jezt ausgeladen und zurükgelassen, die Ladung dagegen auf die Pferde gebracht, um sie an den einen Arm der Columbia zu schaffen, der 8 deutsche

Meilen vom Landungsplatze entfernt war. Den 19ten aßen die Reisenden an der Hauptquelle des Jefferson, die 5 Meilen vom Ausladeplatz entfernt ist, ihr Mittagsbrod, und waren von vielen Schneebergen umgeben in einem kleereichen Hochthal. Daſs sie sehr hoch waren, erkanten sie an dem Reif, der des Morgens die Gegend bedekte. Den 20sten kamen sie zu dem Dorf der Indianer, an einem Columbia-Bach gelegen. Das Dorf bestand aus etwa 25 Hütten von Weidenruthen. Die Bewohner waren sehr ärmlich. Außer Beeren und einigen Fischen hatten sie fast gar nichts zu leben. Ihr Reichthum bestand in Pferden, die sie aus Noth öfter schlachten müssen, und die ihnen nicht selten von Nachbarvölkern gestohlen werden. Beim Grüßen reichen sie nicht die Hand, sondern sie legen einen Arm um den Hals dessen, den sie grüßen. Um Feuer anzuzünden nehmen sie 2 Stäbe, wovon der eine 9 und der andre 18 Zoll lang ist, auf dem kürzern, der wagerecht befestigt wird, drehen sie einige Minuten in senkrechter Richtung die Spitze des längeren Stabes herum und durch diese heftige Reibung entsteht ein Holzpulver, das Feuer fängt. Aus Weidenruthen flechten sie wasserdichte Körbe. Sie haben eine Art Brod, das aus zerstoßenen Beeren und zerriebenem Fleisch zusammengesetzt ist, den Europern aber wenig mundet.

Während Lewis alle Sachen vom Jefferson zu

dem Dorf der Schlangenindianer schaffen ließ und Pferde zur weitern Reise kaufte, machte Klarke einen Streifzug, um die Gegend und einen schiklichen Weg auszukundschaften. Mehre Leute nebst einem Schlangenindianer begleiteten ihn; er fand an einigen Stellen an dem Bach vortreflichen Boden, aber das Thal war überall eng, ja so eng, daſs er oft muſte über die höchsten Berge hinwegsteigen, weil im Thal gar nicht durchzukommen war. Der Bach erlaubte keine Schiffahrt, denn er hatte zu viele Schnellen, Stürze und Wirbel, auch fehlte es an Holz zu dem Bau von Kähnen. In den Hütten der Schlangenindianer, die er hin und wieder traf, fand er einige Lebensmittel, vorzüglich gute Lachse; einige Fische fingen auch seine Leute, aber die eigentliche Jagd lieferte fast nichts. Nur Beeren gab es genug und von der mannigfaltigsten Art. Den 24sten hemten unübersteigbare Berge ganz seinen Weg und er kehrte darum zurük. Lewis hatte unterdeſs die Sachen herbeigeschaft und 25 Pferde nebst einem Maulthier gekauft; das Stük kam in Waaren etwa 3 bis 6 Dollars zu stehen. Den 1sten Herbstmond brach der ganze Zug auf und schwenkte sich bald nördlich in die Gebirge, weil nach Angabe der Indianer dahin der beste Weg zum Meere ging. Allein der Weg war sehr schlecht. Viele steile Felsenwände, ungeheure Schlünde, umgestürzte Baumstämme, Quellgründe, Steinstrek-

ten u. s. w. ermüdeten Pferde und Menschen. Von ersten stürzten mehre, ja eins muste zurükgelassen werden. Regen, Schnee, Hagel, Kälte und Winde wechselten mit einander, und dabei muste man sich mit getrokneten Fischen begnügen, welche man von den Schlangenindianern gekauft hatte. Sehr selten ward ein Dammhirsch oder ein Elennthier erlegt; Fasanen wurden bisweilen geschossen. Am Tage schmolz oft der fußhohe Schnee plözlich und machte die Wege höchst schlüpfrig. Den 4ten kamen die Reisenden in ein schönes Thal, worin der nach Klarke benamte Bach flos, allein an Schiffahrt war noch nicht zu denken. Das Thal zeichnete sich durch Fruchtbarkeit aus. Neben manneshohem Isop stand Flachs, Klee, Kerbel und Engelwurz. Flachskopfindianer — ein sehr friedliches Völkchen — wohnt in diesem Thal. Sie waren eben im Begriff nach dem Missuri und Gelbsteinflus aufzubrechen, um dort Büffel zu jagen, welche auf dieser Seite der Gebirge nicht vorkommen. Sie hatten gute Kleider, aber wenig Lebensmittel. Doch verkauften sie den Reisenden mehre Esswaaren, vorzüglich eine Art Brod, das aus einem zwiebeligen Gewächs (Komas genant) bereitet wird. Es schmekt mild und süß. Die Zwiebeln werden geschält, gewaschen, zerstoßen und zu einem Teig verarbeitet. Den Teig bakt man in einer Art von Ofen. Seinen Namen

hat dies Volk von seinen breiten Köpfen. Diese werden durch Kunst so gestaltet. In frühester Kindheit wird der Kopf zwischen zwei Bretter gebracht. Ein größeres reicht von den Schultern bis über den Kopf hinaus, ein kleineres geht von den Augenbraunen nach oben. Beide Bretter werden mit Riemen sehr fest geschnürt und der Kopf dadurch gezwungen oben in die Höhe und an beiden Seiten herauszuwachsen.

Lewis kaufte von diesen Indianern noch mehre Pferde und vertauschte die ganz abgematteten. Den Weg ward darauf bis zum 24sten durch die schrecklichsten Gebirge fortgesetzt. Hunger und Durst quälte oft die Reisenden. Zuletzt musten die auf den Fall der Noth mitgenommenen Fleischbrühtafeln verzehrt und junge Füllen geschlachtet werden. Den 23ten entdeckte Lewis eine heiße Quelle, und an diesem Tage kam man an eine sehr beerenreiche Gegend. Wilde Kirschen, Spierlingsbeeren, die rothen säuerlichen Beeren der Stechpalmen (vielleicht Berberitzen?) und andre unbekante Beeren mehrer Art wuchsen zwischen Stachel- und Erdbeeren. Den 21sten sahen endlich die Reisenden ein schönes offnes Thal und den 22sten kamen sie in dasselbe und trafen mehre Indianer von dem Stamme der Flachköpfe an, von denen sie wieder Lebensmittel kauften. Weil aber die Speisen der Indianer, ihre Wurzeln, getrokneten

Fische und Komasbrode den Europäern wenig schmeckten, so war dies noch eine schlechte Erquikkung. Alle bezogen, matt und krank den 24sten ein Lager an dem Flachkopfflusse, den man jetzt herunterschiffen wolte. Eine große Freude war es, als die Jäger 5 Dammhirsche erlegten.

Jetzt muste an den Bau von Kähnen gedacht werden; aber das war nichts Leichtes, denn alle, die nicht krank darnieder lagen, klagten wenigstens über große Mattigkeit. Dabei herschte eine schwüle Hitze, und das Flusswasser erquikte gar nicht, denn neben der Wärme hatte es auch einen salzigen Beigeschmakk. In der Nähe des Lagerplatzes war ein Dorf und mehre Flachköpfe kamen öfter zum Lager, um dort zu fischen. Alle diese Leute hatten europäische Sachen, die ihnen vom Meere aus zugekommen waren. Ihr Reichthum besteht in Pferden. Ihre Kleidung verdanken sie grösstentheils der Jagd am Missuri. Sie tragen behaarte Büffelhäute; einige hatten auch Felle von einem Schaaf, das da muss von dem Steinbokk ganz verschieden sein. Die Wolle davon war 4 Zoll lang und sehr fein und zart.

Den 1sten Weinmond genesten alle Kranke und einige Tage darauf wurden die Kähne fertig, 4 große und ein kleiner. Man bediente sich des Feuers zum Ausbrennen, um menschliche Kräfte zu ersparen. Den 6ten wurde manches Gepäkk, vorzüglich das

Sattelzeug vergraben; die Pferde erhielten ein Fischchen, die Flachköpfe nahmen sie in Verwahrsam, und drauf ging die Flussfahrt an. Das Wasser war 2 bis 5 Fuß tief, und hatte viele Strudel und Wirbel. Oft geriethen die Kähne in Gefahr, eins versank und fast alle Tage wurden welche leck. Der Schlangenindianer, der als Wegweiser mitgekommen war, lief davon, weil er sich zu sehr vor den Wirbeln fürchtete. Aber die Fahrt ging rasch; täglich wurden in der Regel 6 deutsche Meilen zurückgelegt. Am Ufer standen kleine Dörfer, etwa alle $1\frac{1}{2}$ Meile traf man 4 Hütten an. Von den Indianern wurden Fische und andre Nahrungsmittel, vorzüglich aber Hunde gekauft, die den so sehr an Fleisch gewöhnten Reisenden besser als die Fische und andre indianische Speisen schmeckten. Die Gegenden, durch welche die Fahrt ging, hatten sehr wenig Holz. Wild sah man gar nicht. Nur einige Gänse und Enten wurden geschossen. Die Flachköpfe benahmen sich alle sehr gut, die Häuptlinge begleiteten oft die Kähne. Den 10ten ging die Fahrt aus dem Ostfluss in den Westfluss, der Lewis-fluss genannt ward, und den 16ten in die Columbia selbst. Die Columbia ist bei der Einmündung des Lewisflusses 215 Ruthen breit, und letzterer 118 Ruthen, aber beide Flüsse sind wenig tief. Der Zusammenfluss beider Gewässer liegt unter 46° 15′ 13″ nördlicher

Breite. Die Gegend iſt eben und erhebt ſich erſt wieder eine bedeutende Strekke unterhalb des Schlangenfluſſes, wo mehre Waſſerfälle das Ausladen aller Kähne und das Tragen der Sachen nothwendig machten. Die Kähne brachte man ziemlich glüklich die Fälle hinunter. An den Fällen wohnen der Lachſe wegen, ſehr viele Indianer, wahrſcheinlich noch vom Stamme der Flachköpfe. Sie gebrauchen wegen Mangel an Holz Binſen, Rohr und Schwertlilien zum Bau ihrer Hütten, die halb unter der Erde zu ſein pflegen. An Kleidern ſind dieſe Leute arm, weil es wenig Säugethiere hier gibt; ſie gehen faſt nakt. Den Mangel von Jagdthieren fühlten unſre Reiſenden noch immer ſehr ſtark, Lachſe, Hunde, Beeren und Wurzeln machten die tägliche Koſt aus. Sie kauften dieſe Gegenſtände ſehr billig. Einige Haſen, und einige Vögel, die zwiſchen den Truthähnen und den Faſanen ſtehen, gaben bisweilen eine kleine Abwechslung. Unter den Fällen wurden auch einige Biberotten geſchoſſen; man traf da mehr Wald und auch wieder Dammhirſche. Bei den Waſſerfällen wovon der letzte über 12 Meilen von dem erſten entfernt liegt, iſt der Strom ſchmal und tief, unterhalb derſelben wird er breiter und enthält ſchöne Inſeln. Die Berge, deren Zug die Waſſerfälle verurſachen, ziehen ſich auf beiden Seiten gegen die Küſte hin und waren theilweis mit Schnee bedekt. Die Inſeln und

Ufer sind mit Eichen, Buchen, Ahorn, kanadischen Pappeln und Haselnussträuchen an vielen Stellen besetzt. Gänse, Enten und andre Wasservögel gewährten den Reisenden eine gute Nahrung. Indessen die meiste Nahrung bestand noch immer aus gekauften Sachen. Darunter waren schöne Wurzeln Whapto von den Einwohnern genant. Sie haben die Größe von Hühnereiern und gleichen an Geschmakk unsern Kartoffeln *). Die Einwohner am untern Fluss haben wenig oder gar keine Pferde, dagegen besitzen sie viele und gute Kähne. Oft standen 50 Stükk an einem Ort. Ihre Kleidung ist künstlicher, als die der obern Bewohner. Die Frauen tragen einen kurzen Rokk, der aus Lederstreifen, wie unsere Teppiche geflochten ist. Den Rokk befestigen sie um den Leib vermittelst eines breiten, mit Franzen besetzten, und aus Bast gearbeiteten Gürtels, dessen beide Enden bis auf die Kniee hinunterhangen. Ihre Hütten sind oben mit Zedernrinde bedekt. Man findet darin viele europäische Sachen, welche den Handel dieser Völker mit Seeschiffen beweisen. Ja einige deuteten auch an, dass sie eben erst von zwei Schiffen, die im salzigen Wasser lägen, zurükkgekehrt wä-

*) Wäre ein Pflanzenkenner mitgereist, so würde man eine vollständige Beschreibung haben. Wahrscheinlich sind Whaptos und Komas Arten von Knabenkraut (orchis).

ren. Die Erſcheinung von Europäern hatte alſo für ſie nichts Auffallendes.

Den 4ten Regenmond merkten die Reiſenden zuerſt auf ihrer Fahrt Ebbe und Fluth und den 8ten kamen ſie in einen Meerbuſen, Untiefenbei von ihnen genant. Das Waſſer war am Ende der Bei ſalzig und die Wogen gingen ſo hoch, daſs mehre ſeekrank wurden. Bei einem Vorgebirge, Wellan-kap (Cap Swell) von ihnen genant, landeten ſie. Hier blieben ſie 1½ Tag unter dem fürchterlichſten Regen und Wind, ohne ein Obdach zu haben. Den 10ten legte ſich der Wind etwas und ſie fuhren ab um die 2 Schiffe aufzuſuchen, von denen die Wilden erzählt hatten, und die unſern Reiſenden herliche Ausſichten zur Rükkehr oder zur bequemern Ueberwinterung gewährten, muſten aber bald wieder landen, und das unter den gröſten Gefahren. Große Feuer wärmten wohl etwas, und gedörter Fiſch ſtillte den Hunger, ſo wie der Regen den Durſt, aber die Lage war wegen Wind und Regen und wegen Mangel an Zelten ſchrekklich. Donner und Blitz begleiteten den Regen, der alles überſchwemte. Die Kähne muſten ans Land gezogen werden, weil ſie unterſinken wolten, und hätte man ſie auf dem Lande nicht mit Steinen beſchweert, ſo würden die Regenfluthen ſie alle weggeſchwemt haben. Den 13ten Nachmittags ward von Neuem ein Verſuch gemacht, zur Auffin-

bung der Schiffe. Ein früherhin von den Indianern gekaufter Kahn fuhr mit 3 Mann ab; allein bald muſten dieſe wegen der ſchrecklichen Wellen landen, und zu Fuß weiter gehen. Den 14ten that Lewis mit 4 Mann daſſelbe, während die übrigen in dem ſchrecklichen Lager blieben. Den 15ten beruhigte ſich etwas das Wetter, und jetzt fuhren alle dem Meere zu, das den 16ten noch ſehr unruhig war. An der Seeküſte ward drauf ein Lager bezogen, um die Ankunft von Lewis zu erwarten. Mehre gingen ſogleich auf die Jagd und andre trokneten die naſſen Sachen. Die Jäger brachten Enten, Gänſe, Kraniche und Dammhirſche. Lewis hatte den Ort getroffen wo die Leute von den 2 Schiffen im Laufe des Sommers gelandet waren, aber die Schiffe fand er nicht mehr. Den 17ten kam er ins Lager an.

Das Ziel der Reiſe war jetzt da; man hatte einen Weg vermittelſt des Miſſuri und der Kolumbia aus dem Innern der Freiſtaaten ins öſtliche Weltmeer gefunden. Die Reiſenden hatten jetzt weiter nichts mehr zu thun, als zu überwintern und dann ſo raſch als möglich zurükkzukehren. Bevor ſie aber an die Ueberwinterung dachten, unterſuchten ſie noch etwas näher die Küſte. Klarke begab ſich den 18ten mit 10 Mann an das Vorgebirge Disappointement, und ging von da aus noch 2 Meilen nördlich. Er

fand das Land eben an der Küste, und reich an Süßwasserteichen, Nadelholz und Wiesenebenen. Er brachte vom Meere ausgeworfenen Bimstein, schöne Muscheln und einen Adler mit, der von einer Flügelspitze bis zur andern 9 Fuß und vom Schnabel bis zur Schwanzspitze 3 Fuß 10 Zoll maß. Die Columbia fließt unter 46° 19' 17" ins Meer und ist da 915 Ruthen breit. — Die Jäger lieferten Dammhirsche, Bären, Eichhörnchen, Gänse und Enten. Dazu wurden gedörte Lachse und Wurzeln von den Eingebornen gekauft. Um das Lager hielten sich stets mehre Indianer auf. Ihre Kleider waren theils von Bast, theils von Fellen, z. B. von Bisamratten und Seeottern, theils von Vogelhäuten gemacht. Einer hatte einen Hut, der aus Zedernbast geflochten und vollständig wasserdicht war. Von Fußbekleidung wissen diese Leute nichts. Sie heißen Chinook-Indianer auf dem nördlichen Ufer, auf dem südlichen aber Clat-sops-Indianer. Die letztern gaben Lewis den Rath, auf der Südseite des Flusses zu überwintern und deshalb den Fluss ein Stück zurükkzukehren. Der Regen verhinderte bis zum 25sten die Rükfahrt.

Die gemachte Reise von St. Louis bis zum Vorgebirge Disappointement beträgt 812 Meilen; von St. Louis bis zur Jeffersons-Quelle nämlich 624 Meilen und von da bis zum erwähnten Vorgebirge

birge 188 Meilen. Denkt man ſich aber einen geraden Strich von St. Louis bis zum Vorgebirge Disappointement, ſo würde der nur etwa 450 Meilen betragen. Klarke berechnet in einem Briefe den Weg, der künftighin zu machen wäre auf 712 Meilen; von denen 515 auf die Miſſuriſchiffahrt bis zu den Quellen kommen, und 129 Meilen auf die Kolumbiaſchiffahrt; 68 Meilen müſten alſo zu Lande gemacht werden über 2 Gebirgsketten. Die Kolumbiafahrt wird an 3 Stellen durch Waſſerfälle unterbrochen.

Dritte Fahrt.

Von der Mündung der Kolumbia bis nach St. Louis.

Den 25ſten Regenmond ging die Rükkfahrt vom Meere an der nördlichen Seite des Meerbuſens hinauf, den 26ſten über denſelben, und bald darauf ward wegen des ſchrekklichen Wetters ein Lager bezogen. Ungeachtet des Wetters ging Lewis den 29ſten aus, um eine bequeme Winterſtätte aufzuſuchen. Die Manſchaft lebte gröſtentheils von Fiſchen, von den Indianern gekauft; denn die Jagd war wegen des vielen Strauchwerks und der umgefallenen Bäume bei dem ſchlechten Wetter ſehr ermüdend. Den 2ten Chriſtmond ward in dies Lager das erſte Wild, ein Elennthier gebracht; und den folgenden Tag mehre. Den 5ten kehrte Lewis in dem ſchrekklichſten Regen, der das ganze Lager unter Waſſer ſetzte, zurükk. Während des ganzen Monaths, den die Reiſenden jetzt in der Küſtengegend verweilten, hatten ſie nur 3 regenfreie Tage gehabt. Den 7ten führen ſie den Fluſs noch 3 Meilen hin-

auf, wandten sich dann südlich in einen Nebenfluss, an dem eine Burg erbaut werden solte. Sogleich gingen einige an die Bauarbeit, während andre mehre geschossene Elennthiere herbei schaften. Regen und Stürme dauerten dabei fort, sonst war das Wetter warm; ja noch im Frostmond (Januar) 1806 so warm, dass Fliegen, Mükken, Schmetterlinge und andre Sommerwesen in der Luft spielten. Den 24sten Christmond waren die Hütten fertig; 7 an der Zahl, und den folgenden Tag wurden sie, nachdem die Mannschaft feierlich ins Gewehr getreten war, bezogen. Die Hauptleute beschenkten an diesem Tage die Mannschaft mit noch etwas vorhandenem Tabakk und die Nichtraucher mit Schnupftüchern. Die Tabakkraucher waren seit langer Zeit schon übel dran; sie musten sich mit der Rinde von wilden Apfelbäumen begnügen. Zwischen Weihnachten und Neujahr wurden die Hütten befestigt, und die Winterstätte mit dem Namen Klatsopburg belegt. Von jetzt an beschäftigte sich die Mannschaft theils mit Verschaffung von Lebensmitteln, theils mit Zubereitungen zur Rükkreise. Weil es an Salz fehlte, so wurden 6 Mann mit Kesseln an das Meer gesandt, um aus Seewasser Salz zu kochen. Sie bereiteten mehre Scheffel. Den 5ten Frostmond wurden 2 Mann zu den Salzbereitern geschikt. Diese kamen an einen Fluss und baueten sich ein Floss, um über-

zuſetzen. Da aber das Floſs nicht beide trug, ſo ſetzte ſich erſt einer herüber und bemühte ſich durch einen Stoß das Floſs auf das andre Ufer zurükkzuſchnellen; allein das blieb mitten im Fluſs ſtehen, und ſo war der andre gezwungen zum Floſs zu ſchwimmen. Solche Abentheuer gab es viele. Oft kamen auch Indianer in die Burg, handelten und bewieſen, daſs die gröſten Unſittlichkeiten unter ihnen herſchten, ſo wie unter den Indianern am Miſſuri. Durch Keuſchheit zeichneten ſich dagegen die Flachköpfe vor allen Indianern aus. Den 7ten ging Klarke mit 14 Mann 3 Meilen ſüdlich an den Meeresſtrand, und fand das Gerippe eines geſtrandeten Walfiſches, 150 Fuß lang. Die Eingebornen hatten alles Fleiſch davon losgemacht. Ein nicht ganz kleiner Fluſs ergoſs ſich an dieſer Stelle ins Meer und die daran wohnenden Indianer, Callemeux genant, zeichnen ſich durch Grauſamkeit aus. Einer wolte einen Mann von Klarkes Begleitung ermorden, um ſich deſſen Dekke zu bemächtigen.

Den 24ſten Froſtmond fiel der erſte Schnee, den aber die Indianer baarfuß durchſchritten, als wenn es weiter nichts wäre; den Tag darauf trat der erſte Froſt ein; aber er wat nicht groß und 14 Tage darauf kehrte der anhaltende Regen wieder zurükk. Während des Froſtwetters wurde viel Wild geſchoſſen. Den 20ſten Eismond (Febr.) kaufte

man von den Chin-ook-Indianern mehre der erwähnten Hüte und einige Tage drauf brachten dieselben viele Sardinen (kleine Heeringe) die vortreflich schmekten. Lewis schikte darum mehre seiner Leute ab, um diese Fische zu fangen. Sie kehrten auch mit einer reichen Ladung davon nebst einem Stör zurükk. Zu Anfang des Lenzmondes (März) ward an die Ausbesserung der Kähne gedacht, und den 17ten noch ein Kahn von den Indianern gekauft. Mehre Leute verfertigten Mokkasins oder Kamaschen aus Elennhäuten. Weil sie nicht lange beim Gehen auszuhalten pflegen, so wurden 338 Paar gemacht. Auf den 20sten Lenzmond war der Antrit der Rükkreise festgesetzt, wegen schlechten Wetters wurde sie jedoch bis auf den 23sten verschoben. Die Jäger hatten vom 1sten Christmond 1805 bis zum 20sten Lenzmond 1806, insgesamt 131 Elennthiere und 20 Dammhirsche geschossen, außer mehren Fischottern, Bibern und kleinen Dachsen. Allein das Fleisch der Elennthiere, was die gewöhnlichste Nahrung ausmachte, hatte keine rechte Kraft und nährte schlecht. — Alle Völker, die unsre Reisende hier am Meer kennen lernten, haben den Gebrauch, dafs sie die Todten mit ihrem Hab' und Gut begraben. Auf ihren Kirchhöfen sieht man darum viele Kähne. Klarke fand auf dem Kirchhof der Chin-ook-Indianer davon 109 Stükk.

Die Rükkreiſe von der Burg zeichnet ſich von der Reiſe zum Meer hin durch Schnelligkeit aus; denn die gemachten Erfahrungen förderten die Reiſe. Die Fahrt zu Kahne hatte wenig Merkwürdiges. Die Jäger gingen voran um Wild zu ſchießen, und von den Uferbewohnern kaufte man ebenfals Lebensmittel. Bis zu den Waſſerfällen fehlte es nicht an Wild. Außer Dammhirſchen und Elennthieren wurden auch Vögel, Eichhörnchen von beſondrer Art und einige Bären geſchoſſen; ſo wie 3 junge Bären aus einer Höhle genommen. Auf der Dammhirſchinſel, die ihren Namen, den ſie auf der Hinreiſe erhalten hatte, auf der Rükkreiſe ſchon bewährte, traf man viele Schlangen; doch keine Klapperſchlangen, die ſehr ſelten, im Kolumbiagebiet geſehen werden. Von den Uferbewohnern kaufte man Fiſche, Wapto und Hunde, und höher herauf Schapekeel eine Art Brod, das keinen üblen Geſchmakk hatte. Auf der Hin- und Rükkreiſe war die 125 Ruthen breite Mündung des Multnomah überſehen, weil queer eine Inſel davor liegt. Erſt da die Kähne 8 Meilen höher herauf waren erfuhr Klarke dies, und ging darauf zu Lande zurükk, um ſich davon zu überzeugen. Um für die Reiſe zwiſchen und hinter den Waſſerfällen einigen Vorrath zu haben ward Fleiſch gedört. Viele von der Manſchaft klagten über Reißen in den Gliedern, denn die feuchte Witterung dauerte

fort. Von 4ten Regenmond (November) bis zum 28sten Lenzmond waren nur 12 regenfreie, und darunter nur 6 würklich heitere Tage gewesen. Bei dem untersten Wasserfall hatte die Manschaft viel Beschweernisse, weil das Wetter die Felsen so glitschig gemacht und die Sachen alle zu Lande fortgeschaft werden musten. Ein Kahn ging auch hier verloren; denn das Seil, woran er gezogen ward, zerriss. Den 19ten Windmond (April) waren alle Gefahren der Kolumbia überstanden. Bei den Wasserfällen trafen die Reisenden die ersten Pferde wieder an und kauften allmälig welche. Mehre reisten nun zu Lande und vom 24sten alle. Die Eingebornen begleiteten sie oft zu Pferde; und benahmen sich sehr gut. Nur einer stahl Eisen; und obgleich er dafür einige Prügel bekam, so blieben doch die andern alle ruhig dabei. Wie gutmüthig, brav und treu die Indianer sind, welche zwischen dem Felsengebirge und den Wasserfällen wohnen, beweisen folgende Züge. Die Reisenden hatten einige Thierfelle vergessen, welche ihnen von drei Leuten nach einigen Tagen nachgebracht wurden. Andre hatten zufällig 2 auf der Hinreise verstekte Kisten gefunden, diese treulich aufbewahrt, ohne sie zu öfnen, und bei der Rükkehr stelten sie dieselben den Freistaatern wieder zu. Eben so machten es andre mit aufgefundenen Sätteln. Es wohnen viele Indianer oberhalb der

Wasserfälle, alle von dem Volk der Walla-walla. An einem Tage sah Lewis an 500 an einer Stelle, und alle waren mit Pferden und mit Kleidern aus Büffel- und Hirschleder wohl versehen. Den 28sten Windmond setzten die Reisenden auf geborgten Kähnen von dem nördlichen Ufer auf das südliche über, um den Weg abzukürzen, kamen durch fruchtbare und unfruchtbare Gegenden, und kehrten den 4ten Wonnemond nicht weit unterhalb des Zusammenflusses des Ostflusses mit dem Lewis auf das nördliche Ufer zurükk, wo sie bekante Indianer trafen. Sie waren sehr ausgehungert auf diesem Zuge und musten zum Pferdefleisch ihre Zuflucht nehmen. Den 7ten Wonnemond kamen sie in die Gegend, wo sie im vorigen Jahr die Kähne gebaut hatten, und trafen hier auch ein Paar Leute, mit welchen sie sich durch Dolmetscher unterhalten konten, weil sie die Sprache der Schlangenindianer verstanden.

Vom 7ten Wonnemond bis zum 23sten Brachmond rükten die Reisenden nur wenige Meilen vorwärts, denn sie musten das Schmelzen des Schnees in den Gebirgen abwarten. Die bei der Einschiffung auf dem Ostfluss zurükkgelassenen Pferde wurden allmälig alle zusammengebracht, 36 Stükk. Sie hatten sich sehr gut ausgefressen. Den 13ten waren alle zusammen, und die Reisenden besaßen nun 60 Pferde. Mehre davon hatten die Indianer geschenkt.

Allein an Lebensmitteln fehlte es, die Indianer besaßen selbst wenig; darum musten Pferde geschlachtet werden. Den 10ten fiel noch Schnee und man merkte es, daſs die Gebirge in der Nähe waren. Den 14ten ward ein ordentliches Lager bezogen und für die Hauptleute sogar eine hölzerne Hütte gebaut. Auch zimmerte man einen Kahn, um zu fischen. Der Ostfluſs war beim Lager 50 Ruthen breit, und wuchs mit jedem Tage stark an, weil der Schnee in den Gebirgen zu schmelzen anfing. Die grauen Bären machten hier den besten Gegenstand der Jagd aus. Die Indianer wissen dies Fleisch sehr schön zuzubereiten. Sie glühen groſse Steine, legen Fleisch darauf, bedekken dies mit Strauchwerk, legen darauf von Neuem Fleisch, und fahren so fort mit Fleisch und Strauchwerk zu wechseln. Den ganzen Haufen bedekken sie mit Erde, und nach 1½ Stunden hat man ein sehr gut zubereitetes Fleisch. Auch muſs es hier noch eine Art ganz weiſsen Bären geben; die Einwohner hatten solche Häute und erzählten, daſs sie weit weniger wild wären, als die grauen und braunen. Bis zum 10ten Brachmond blieb die Mannschaft in dem Lager und hatte da Gelegenheit mehres Merkwürdiges an den Indianern des Ostflusses zu beobachten. Sie führen mit den Schlangenindianern und auch mit nördlich wohnenden Völkern öfters Kriege, und tragen auch wohl Hirnschädel, Finger und andre

Theile von erschlagenen Feinden als Siegeszeichen an sich. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und Keulen — Kopfbrecher genant. Diese Keulen haben am Ende einen steinernen oder hölzernen Knopf, der mit schmalen Riemen an der eigentlichen Keule befestigt und mit Leder überzogen ist. Mann gegen Mann muss dies eine furchtbare Waffe sein. Durch ihre Kriege mit den Schlangenindianern sind sie im Besitz von mehren spanischen Dollars gekommen, welche jene die bis Neu-Mexiko hin wohnen, als Zierath tragen. Ihre Pferde stammen aus derselben Gegend. Sie sind gewaltige Reiter. In die tiefsten Abgründe und auf die steilsten Berge tummeln sie ihre Pferde hinunter und hinauf. Der berittenste Husar steht ihnen nach. Ihre Sättel gleichen denen der Spanier, sie sind aus Holzstükken und Leder verfertigt, und gehen vorn und hinten hoch hinauf. Beim Reiten legen sie gewöhnlich noch ein Kleidungsstükk auf den Sattel, auch wohl mehre, gleich den Kosaken.

Den 10ten brach die Mannschaft nach einer schönen Ebne am Fuß des Hochgebirges auf. Sie hatte bei der Hinreise den Namen Komasebene erhalten, und prangte jetzt mit vielen blühenden Pflanzen, Sträuchen und Bäumen. Vorzüglich sahe man Erdbeeren und Komas blühen. Viele Vögel, am meisten Elstern und Grünspechte belebten die Büsche und

Wälder darin. Den 15ten ward von hier aus der Versuch gemacht, die Hochgebirge zu übersteigen. Je höher man kam, desto tiefer wurde der Schnee. Er trug wohl die Pferde, obgleich er 8 bis 15 Fuß tief lag, allein man sah voraus, daſs im glüklichsten Fall, wenn man nicht verirte, man 4 Tage auf beständigem Schnee würde reisen müssen, ohne daſs die Pferde nur ein Hälmchen fänden. Das ging nicht, und so wurden den 17ten die meisten Sachen oben auf einem Berg gelaſſen, und der Rükweg nach der Komasebne angetreten. Unten erhob sich ein starkes Gewitter, und Moskiten und schwarze Fliegen plagten gewaltig. Auf der Komasebne wurde viel gejagt, um Wildvorrath zu bekommen, außerdem fing man schöne Lachsforellen und erhielt eine gute Masse Komaswurzeln. Mit diesen Lebensmitteln versehen und begleitet von einigen Indianern, die des Weges kundig waren, wurde den 25sten die Bergreise von Neuem angetreten. Der Schnee war sehr zusammengeschmolzen, aber darum auch weich, und die Pferde stürzten oft bis an die Brust hinein. Auf den südlichen Abhängen der Berge fand man aber hinlängliches Futter für die Pferde, ja schöne Blumenteppiche, während die Nordseiten noch ganz in Schnee vergraben waren. Den 29sten hatten die Reisenden die höchsten Berge hinter sich und den 30sten kamen sie an dem Klatkefluſs an, wo sie zwei

Tage sich ausruhten. Sie wunderten sich, in dem Fluss keine Lachse zu finden; die Indianer aber sagten, dass der Flachkopffluss 6 bis 700 Fuß hohe Wasserfälle habe, weshalb es den Lachsen unmöglich sei, hinaufzukommen.

Den 3ten Heumond (Jul.) ward die Reise; aber in 2 Abtheilungen fortgesetzt; Lewis wolte sich vom Klarkefluss in der nächsten Richtung zu den Missurifällen begeben und den Mariasfluss untersuchen, Klarke hingegen solte zu den Kähnen am Jeffersonfluss gehen und von da zu dem Gelbsteinfluss aufbrechen. Die Indianer begleiteten Lewis (dem wir folgen) noch eine Tagereise aus Liebe und Freundschaft. Er schlug die Straße ein, welche die Einwohner die Büffelstraße nennen, weil sie aus dem Columbia-Thal auf ihr nach dem Missuri zur Büffeljagd reiten. Der Weg führte durch mehre anmuthige Thäler, die von beschneiten Bergen eingeschlossen waren. Ja den 10ten schneite es selbst in einem Thale. Es ist auch wohl an sich klar, dass die Gebirge, an denen ein 600 Meilen langer, reißender Strom entspringt, sehr hoch sein müssen.

Den 9ten sahen die Reisenden den ersten Büffel wieder und von dem Tage an hatten sie Wild im größten Ueberfluss. Den 12ten kam Lewis mit seinen Leuten bei den Missurifällen an. Er ließ einige mit Pferden dort; damit sie Klarkes Leute, welche

mit den Kähnen vom Jefferſon kommen würden, erwarteten, und Kähne und Sachen unter die Fälle brächten. Er ſelbſt begab ſich mit den andern zu Pferde an den Marlafluſs, um den und deſſen Umgegend etwas näher zu unterſuchen. Die Sachen, welche man auf der Hinreiſe bei den Fällen vergraben hatte, waren zum Theil geſtohlen. Die Leute wurden an den Fällen ſehr beunruhigt durch Moskiten und durch die vielen Wölfe, die ein gräsliches Geheul machten. Die Wölfe jagen hier die Steinböke, und dies mit vieler Geſchiklichkeit. Sie umringen nämlich den Steinbokk, machen den Kreis enger und enger, und erhäſchen ſo ſicher das ſchnelle Thier; welches ein einziger Wolf nie erhaſchen würde. — Die Sachen welche man oberhalb der Fälle, beim Zurükklaſſen der neuerbauten Barke vergraben hatte, wurden unverſehrt wieder gefunden. Ein Soldat, der zu Pferde zu denſelben abgeſchikt war, muſte einen Kampf mit einem groſsen Bären beſtehen. Dieſer ſprang plötzlich ſo auf ſein Pferd los, daſs daſſelbe den Reiter gerade vor dem Unthier abwarf. Der rafte ſich auf, konte aber wegen der Nähe nicht ſchieſsen, und ſchlug deshalb mit dem Kolben auf den Bären ein. Der Bär, der einige Schläge auf dem Kopf erhalten hatte, wurde dadurch etwas betäubt, und der Soldat, der ſein Gewehr zerſchlagen, retteté ſich auf einen Baum. Der Bär erholte ſich und

strich 3 Stunden um den Baum herum, dann erst entfernte er sich. Der Soldat stieg einige Zeit darauf herab, suchte sein Pferd wieder und kam, sehr glüklich über seine Rettung, ins Lager zurük. Den 19ten trafen mehre von Klarkes Leuten mit den Kähnen an. Diese wurden jetzt auf Schlitten geladen und durch Pferde unter die Fälle gebracht. Klarkes Leute hatten auch eine heiße Quelle gefunden, worinnen in 25 Minuten das Fleisch gar war. Bis zum 25sten verzögerte sich das Herunterbringen aller Kähne und Sachen. Den 26sten wurde abgefahren und den 28sten traf man Lewis an der Mündung des Mariaflusses an. Dieser hatte mit seinen Leuten in 36 Stunden 21 deutsche Meilen zu Pferde zurükgelegt, und dabei ein Gefecht mit einer Horde Dikkbäuche gehabt, welche in den Ebnen des Mariaflusses wohnt. Lewis begegnete nämlich den 26ten acht dieser Indianer, die sich freundlich gegen ihn benahmen und ihn mit 2 Kleidern beschenkten. Er erwiederte dies durch eine Schaumünze (Medaille) und beide Theile brachten friedlich die Nacht mit einander zu. Am andern Morgen stahlen zwei Indianer 3 Flinten und wolten damit sogleich entfliehen. Die Eigenthümer der Flinten setzten ihnen nach, und der, welcher 2 Flinten zugleich genommen hatte, ward zuerst eingeholt. Man suchte ihm dieselben zu entreißen, er aber hielt

ſie feſt und wehrte ſich hartnäkkig. Die Eigner fuhren drauf mit Meſſern auf ihn ein und tödteten ihn. Der andre lieferte nun die Flinte von ſelbſt ab. Als aber die Leute zu ihren Pferden zurükkkehrten, waren mehre Indianer im Begriff, ſich derſelben zu bemächtigen. Jetzt ſchoſs Lewis nach einem und verwundete ihn tödtlich, doch feuerte derſelbe ſeine Flinte gegen den Hauptmann auch noch ab, ohne ihn zu treffen. Drauf ergriffen die Indianer alle die Flucht, und Lewis eilte mit ſeinen Leuten an die Mündung des Mariaſtuſſes zurükk, wo er zugleich mit den Leuten von den Fällen eintraf. Eiligſt wurden noch am Tage des Zuſammentreffens die auf der Inſel vergrabenen Sachen herausgenommen und in die Kähne gebracht. Alle Pferde erhielten ihre Freiheit, und den 29ſten ſeegelte man von der Mündung des Mariaſtuſſes ab. Täglich wurden jetzt 10 bis 20 Meilen zu Waſſer zurükkgelegt, und dabei doch ſo viel Wild erjagt, daſs man nur die ſchönſten Stükke aß. Den 4ten Erntemond (Aug.) kam man vor dem Milchfluſs und den 7ten vor dem Gelbſteinfluſs vorbei. Den 11ten ging Lewis mit einem Jäger auf die Jagd, kehrte aber plötzlich, verwundet, zurükk, und rief zu den Waffen, in der feſten Ueberzeugung, daſs er von Indianern verwundet ſei. Sogleich rüſteten ſich alle, und es wurden Kundſchafter ausgeſchikt. Zuletzt ergab es ſich aber, daſs

der Jäger ein Elennthier verfolgt und dabei unvorsichtiger Weise auf Lewis geschossen habe.

Den 12ten wurde Klarks eingeholt. Dieser hatte sich am Ausfluss des Galatins von den Kähnen mit 10 seiner Leute getrent, war mit ihnen 3 Tage den Galatin hinaufgegangen, und hatte sich dann östlich über hohe Berge zu einem Arm des Gelbsteinflusses (Yellowstone) gewandt. Diesen Fluss war er 20 Meilen zu Fuss heruntergegangen, und hatte dann zwei Kähne gebaut worauf er die Reise fortsetzte. Die Fahrt auf dem Gelbsteinfluss ging sehr gut. Das Thal dieses Flusses ist fruchtbar und anmuthig aber holzarm *).

Die Reisenden waren jetzt alle wieder vereint, erfreuten sich einer guten Gesundheit und dachten mit Wonne an ihre baldige Rükkehr. Den 13ten kamen sie vor dem kleinen Missuri vorbei und den

14ten

*) Im Herbst des Jahres 1819 sandten die Freistaaten 300 Mann von einem Schützenregiment zum Gelbsteinfluss ab, um dort einen Kriegsposten zu bilden und so den Grund zu einer neuen Stadt zu legen. Man hatte die Leute mit Sämereien und allem Möglichen versehen, was jene Niederlassung fördern könte. In demselben Jahr wurde in Pittsburg ein Dampfboot gebaut, 75 Fuß lang, und stark ausgerüstet; es solten Mahler und Naturforscher sich darauf einschiffen, um näher die Nebenflüsse des Missuri zu untersuchen, und merkwürdige Gegenstände abzuzeichnen. So dringt das Leben der Freistaaten in die entlegensten Gegenden.

14ten lagerten sie sich zwischen Dikkbäuchen und Mandanen. Sie wurden von beiden Völkern recht herzlich aufgenommen und reichlich beschenkt mit Mais, Wurzeln und anderm Gemüse. Einige aber stahlen auch, wes's sie habhaft werden konten. Der Dalmetscher wurde hier entlassen und mit allen Schmiedegeräthschaften beschenkt, weil er sich unter den Mandanen ansiedeln wolte. Die Dikkbäuche erhielten eine kleine Kanone, um die sie sehr baten. Ein Freistaater bekam seinen Abschied, weil er sich entschloss, mit 2 Indianern hier gemeinsame Jagd zu treiben und damit den Pelzhandel zu verbinden. Ein Häuptling, der dikke Weiße genant, entschloss sich mit in die Freistaaten zu reisen und schifte sich und die Seinigen ein. Die Kähne wurden alle zusammengebunden, um eine desto größere Last zu tragen, und so ging den 16ten die Fahrt weiter fort. Den 21sten kamen die Reisenden bei den Rikarees an und trafen bei denen mehre Hundeindianer, welche keine Geschenke annehmen wolten, und sagten, sie möchten mit den weißen Leuten nichts zu thun haben, weil sie sich davor fürchteten.

Die Fahrt ging jetzt eilig nach Hause und es fiel wenig Merkwürdiges mehr vor. An einer Stelle fand man schöne wilde Pflaumen, und fast alle Tage begegneten den Kähnen Barken und kleinere Schiffe, die mit Waaren sich zu den verschiedenen Völkern

begaben. Mehre Kaufleute waren aus St. Louis und brachten Neuigkeiten und Nachrichten über das Befinden der Angehörigen mit. Von allen erhielten die Reisenden viele Freundschaftsbeweise. Natürlich konte für keinen die gemachte Reise größere Wichtigkeit haben als für diese Kaufleute. Der eine Kaufmann wolte den Plattenfluss hinaufschiffen, und von da zu Lande die Waaren in das spanische Gebiet bringen, wo er sie glaubte mit vielem Vortheil gegen klingendes Geld umsetzen zu können.

Den 23sten Herbstmond trafen endlich die Reisenden nach einer Abwesenheit von 2 Jahren, 4 Monaten und 10 Tagen, glüklich in St. Louis ein, und wurden mit großer Liebe und Freundschaft empfangen.

Beſchreibung der Nordweſtküſte Amerikas.

Unſere beiden letzten Reiſen führten uns an die Nordweſtküſte Amerikas. Da beide Reiſeunternehmungen nicht dazu geeignet waren, uns vollſtändig mit dieſer ſo merkwürdigen Küſte bekant zu machen, ſo ergänzen wir dies hier.

Die Nordweſtküſte Amerikas von der Halbinſel Kalifornien hinauf bis zum Elskap iſt eigentlich erſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts in allen ihren Theilen durch den engliſchen Seefahrer Vancouver, der 1790 — 1795 eine Entdekkungsreiſe machte, bekant geworden. Des Spaniers Cortez Gefährten entdekten 1534 ſchon die Halbinſel Kalifornien, Cabrilho kam 1543 einige Grade über das Vorgebürge Mendocino hinaus, und der bekante Engländer Drake gelangte 1579 bis zum 48ſten Grad nördlicher Breite. Er nante das Küſtenland Neu-Albion. Die Spanier machten mehre Reiſen in dieſe Gegenden, um eine Durchfahrt zu entdekken, aber vergeblich. Der Ruſſe Behring durchſchifte

1728 die nach ihm benante Straße, welche Aſien von Amerika trent, und erforſchte auf einer gröſsern Reiſe die aleutiſchen Inſeln, ſo wie die nördlichen Küſten des Feſtlandes. Seit dieſer Zeit haben ſich die Ruſſen immer feſter und feſter in Amerika angeſiedelt, vorzüglich des Pelzhandels wegen, zu deſſen Betreibung eine beſondre Geſelſchaft beſteht. Die ruſſiſchen Beſitzungen erſtrekken ſich bis zum 56ſten Grad der Breite. Die neueſten Nachrichten davon finden wir in Kotzebue's Entdekkungsreiſe. In den Jahren 1776 bis 1779 machte der berühmte engliſche Seefahrer Cook ſeine 3te Entdekkungsreiſe, auf der er manche Stellen der Küſten näher unterſuchte, als einer vor ihm. Seit der Zeit trieben die Engländer hier Pelzhandel, und wurden dadurch allmälig mehr und mehr mit den Küſten bekant. Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſandten ebenfals des Pelzhandels wegen bald Schiffe dorthin, und von einem derſelben der Columbia iſt der uns bekante Fluſs benant. Die Spanier wurden eiferſüchtig auf den Pelzhandel der Engländer, bemächtigten ſich mehrer Handelsſchiffe derſelben in dieſer Gegend und legten im Nutkasunde eine Art Feſtung an. Doch ward die Sache allmälig beigelegt und der Nutkaſund den Engländern übergeben, die jetzt die Küſte vom 56ſten Grade an bis zu Fuca's Einfahrt dem Namen nach beſitzen. Von da bis unterhalb des

Vorgebürgs Mendocino gehört sie den Freistaaten, und südlicher ist sie im Besitz der Spanier. Die Rechte aller vier Völker an diesen Küsten sind keine göttlichen; denn alle Küsten wurden bewohnt angetroffen; und was schon ein andrer hat, das darf man nicht nehmen. Die falschen Rechtsbegriffe der Europäer in dieser Hinsicht stammen von dem Pfarrherren aus Rom der in frühern Zeiten Länder nach Belieben vertheilte, so wie er nach Willkühr Rechte nahm und gab. Nur da ist der Entdekker Besitzer, wo er noch keinen Herren der Erde findet.

Ausgezeichnet ist die Nordwestküste Amerikas vor dem innern Lande und der Nordostküste durch den geringern Grad von Kälte und durch größere Feuchtigkeit und vielen Regen. Die nicht zu nördlichen Gegenden sind reich an dem schönsten Holze. Ein Gebürgszug zieht sich an den meisten Stellen unfern der Küste hin. Die vielen Inseln und Buchten nördlich vom Fuca's Einfahrt eignen sich ungemein für die Seethiere, mit deren Pelzen die Europäer handeln. Das Hauptthier ist die Seeotter.

Die Seeotter (lutra marina) ist verwandt mit der bei uns vorkommenden Fluss- oder Fischotter (lutra vulgaris), aber größer. Sie erreicht eine Länge von 3 Fuß, hat einen behaarten Schwanz, einen dikken Kopf gleich dem der Katze, dikke Lippen, einen walzigen Leib und Schnurrhaare am Munde.

Ihre Zehen sind nicht vollständig mit Schwimmhäuten verbunden, obgleich sie mehr im Wasser denn auf dem Lande lebt. Eine ausgewachsene Seeotter ist 80 Pfund schweer. In ihrem schönen Pelz sind weiche Grundwolle und Glanzhaare vermischt. Die Hauptfarbe des Pelzes ist braun; doch ändert sich das Pelzwerk mit den Jahren und auch nach den Gegenden; so wie die Güte von der Jahreszeit des Fanges abhängt. Die agatschwarzen werden am theuersten bezahlt, die hellesten am wohlfeilsten. Der Pelz des Männchens ist schöner, als der des Weibchens. Der Fang dieser Thiere ist nicht leicht und wird auf verschiedne Weise von den Völkern betrieben. Die Seeotter war ursprünglich an den Ostküsten Asiens, vorzüglich nach Norden hin, eben so häufig als an den Küsten Nordwest-Amerikas; allein der starke Fang hat sie dort vermindert. Auch an den amerikanischen Küsten merkt man ihre Abnahme. Sonst fand man sie zu Hunderten in den Meerbusen und an den Inseln. Sie schwimmen fast beständig und schlafen sogar schwimmend auf dem Rüken. Auf dem Lande laufen sie schnell hin und her. Sie sind schlau und munter, spielen und schreien, wie Katzen, und geschlagen stellen sie sich wohl todt, um noch zu entfliehen. Sie leben von Fischen und andern Seethieren, werfen nur ein Junges und lieben dies sehr. Ja sie küssen es, spielen mit ihm und tragen

es, bei Gefahren zu Lande, in dem Maul fort. Im Waſſer halten ſie es zwiſchen den Vorderfüßen und ſchwimmen dabei auf dem Rükken. Ihr Fleiſch iſt, wie das der Biber, ſehr ſchmakhaft. Für ein gutes Fell wird in China und Japan 80 rthlr. bezahlt, für die beſten aber 180 rthlr. Alle Felle von der Nordweſtküſte werden in China und Japan verkauft. In den Jahren 1786, 87 und 88 gingen 8175 Felle dahin, woraus 252,897 ſpaniſche Thaler oder Piaſter (jeder 1 rthlr. 10½ ggr.) gelöſt wurden. Dies macht das Stükk im Durchſchnitt 31 Piaſter. Der Gewinn bei dieſem Handel war anfänglich ſehr groß, da man den Eingebornen wenig für ihre Pelze gab.

Einer der Hauptörter, an dem jezt die Engländer eine Niederlaſſung haben iſt der Nutkaſund auf der Quadra- und Vancouvers-Inſel. Cook entdekte im Jahr 1778 den Sund und fand die Umgegend deſſelben ſehr bevölkert. Das Dorf Nutka hat allein gegen 2000 Einwohner, und an 1500 wohnen in zwei andern Dörfern. Im Ganzen mag der Häuptling von Nutka über 8000 Seelen herſchen, wenn man den Ausdrukk in dieſen Gegenden gebrauchen kann, wo jeder ein freier Mann und der Fürſt nur der erſte unter ſeines Gleichen iſt. Südlich von dem Nutkaſund wohnen 3 andre Häuptlinge, wovon der ſüdlichſte Wikananiſch, der am Cox Hafen in einem Dorf von 4000 Einwohnern ſeinen Sitz

hat, gegen 13,000 Seelen zu ſeinem Gebiet rechnet. Eben ſo volkreich iſt Fuca's Einfahrt. Die Einwohner leben von Beeren und Wurzeln, vorzüglich aber von Fiſchen, Seehunden, Walfiſchen und andern großen Seethieren. Von den Fiſchen kommen am meiſten die Heeringe, die Sardinen, Heilbutten, Lachſe, Forellen und Kabeljaue hier vor. Die hieſigen Lachſe ſind beſſer als die in den nördlichen Gegenden. Kleine Seekrabben und Miesmuſcheln werden oft gegeſſen. Die Miesmuſchel (mytulus) hat eine 3 Zoll lange und 1½ Zoll dikke bauchige ſchwarzblaue Schaale, und 3 Zoll lange Bartfaſern. An dieſen Bartfaſern hangen oft 10 und mehre ſo zuſammen, daſs ſie nur aus einander ſich reißen laſſen. Die Schiffer eſſen nicht ſelten dieſe Thiere roh, wobei ſie ſehr knirſchen. Bei einigen findet man ſchlechte Perlen. An den Küſten liegen ſie oft zu hunderttauſenden. Gebraten ſchmekken ſie nicht übel. Manche darunter aber ſind giftig. Von Vaucouvers Leuten wurden mehre ſo vergiftet; einer ſtarb, nachdem er aufgeſchwollen war und ſchwarze Lippen bekommen hatte, die übrigen wurden noch durch Schwitzen und Thee gerettet. — Giftige Schlangen ſcheinen aber an der Weſtküſte Amerikas faſt gar nicht vorzukommen. Die erwähnten Sardinen gehören zu dem Geſchlecht der Heeringe und werden hier in Buchten durch Leute zuſammengetrie-

ben, die in Kähnen sitzen und mit Gebüsch im Wasser plätschern. Die so zusammengetriebnen Fische, denen durch Gebüsch, worun Steine befestigt sind, die Rükkehr verspert wird, werden mit geflochtenen Körben ausgeschöpft; oft in so grosser Anzahl, dass man viele verfaulen läst, weil es an Zeit zum Ausnehmen fehlt. Die ausgenommenen und gereinigten Fische stekt man auf Ruthen und hängt sie reihenweis über das Feuer, um sie zum Wintervorrath zu rösten. Die Sardine (clupea sprottus) ist um ⅓ kleiner als der Heering, und wird in Europa auch wie die Sardelle (clup. encrasicolus) die schmäler ist als jene eingemacht. Der gemeine Heering (clup. harengus) ist einer der wichtigsten Seefische. Er komt auf die Tafeln der Aermsten und Reichsten, sein Fang und der Handel mit ihm beschäftigt viele tausend Menschen, und seine starke Vermehrung, bei dem jährlichen Fang von 1000 Millionen Stük, läst sich nur daraus erklären, dass jedes Weibchen etwa 50,000 Eier hat. Kein andrer Fisch komt in der Anzahl vor, als er; er ist der Heerfisch. Man kante ihn schon in den ältesten Zeiten; aber Beukel, ein Deutscher aus Brabant, erfand erst 1400 die wichtige Kunst, ihn einzusalzen. Als Karl dem 5ten 150 Jahr nachher Beukels Grab gezeigt wurde, so verzehrte er zum Andenken an diesen Mann einen Heering auf dem Grabe. Die Heeringe

kommen zur Leichzeit an die Küsten, in ungeheurer Menge mit einem Male und werden gewöhnlich des Nachts bei Laternen gefangen. In den andern Zeiten leben sie mehr im tiefen Meer. Dass sie alljährlich große Züge machen, ist eine falsche Annahme. Entweder wird der Heering eingesalzen und als Heering versandt, oder nach dem Salzen geräuchert und als Bükling verfahren. Es gibt noch eine große Art Heeringe, die 2 Fuß lang sind (clup. alosa) und auch wohl Heeringsmutter heißen. Von diesen erzählt man, dass sie Klang und Sang sehr lieben, und drum in Schellennetzen am besten gefangen würden.

Wir kehren von dem Heeringe zu den Einwohnern des Nuthasunds zurükk. Diese sind stark aber nicht schön gebaut, haben gute weiße Zähne, dikke Lippen, eine platte Nase, fleischige Gesichter und hervorragende Backenknochen. Ihr Kopf ist spitzig, weil den zarten Kindern durch Binden derselbe so gepreßt wird. Ihr Barthaar reißen sie gewöhnlich aus; das Kopfhaar pflegen sie aber desto besser, und drehen es oft in mehre herabhängende Zöpfe. Ihre Haut ist so weiß, als die der Europäer, doch sieht man sie selten in ihrer Weiße, weil sie sich gewöhnlich mit Fett und rothem Okker einschmieren. Sie kleiden sich theils in Fellen, die reichern in denen der Seeotter, theils in eine Art leinenem Zeuge, das sie

aus den Fasern eines Baumes und aus dem Bast der Nessel verfertigen. Die Rinde und die Nesseln werden zu diesem Behuf in Urin gebeizt, dann weich geschlagen, in Streifen gelegt und das Zeug so geflochten wie unsre Matten. Die Weiber sind sehr geübt in dieser Arbeit. Das Zeug ist gut und warm, und gewöhnlich am Rande mit Pelzwerk besetzt. Die Kleidung der Männer gleicht einem Mantel aus 2 Stükken der über die rechte Schulter hängt und unter dem linken Arme zusammengebunden ist. Er reicht bis an die Knöchel, und giebt den Bewohnern ein alterthümliches Ansehen. Die zwei Bestandtheile desselben, wovon der eine vorn, der andre hinten hängt, lassen die Seiten ziemlich und die Aerme ganz frei. Die Kopfbedekkung der Nukaer ist auch von dem Bastzeuge, und gleicht einem Zukkerhute. Oft findet man Zierathen daran von Vögeln und Säugern. Ihre Kleider sind von dem vielen Beschmieren mit Thran und Farben, worin sie nach Zeit und Umständen abwechseln, sehr schmutzig; überhaupt kann man Reinlichkeit nicht zu ihren Tugenden rechnen. Die Männer durchstechen sich die äußern Ohren und hängen allerlei Zierathen hinein, mehre durchbohren sich auch den Nasenknöchel in dieser Absicht. An den Händen und Füßen tragen sie ebenfals allerlei Zierathen. Die Kleidung der Weiber weicht von denen der Männer wesentlich ab. Das Haupt-

Kleid gleicht einem Hemde ohne Aermel, geht bis an die Fußknöchel und ist von dem erwähnten Zeuge. Eine Art von Mäntel werfen sie wohl noch darüber, um damit zugleich die Aerme zu bedekken. Ihr langes schwarzes Haar hängt an den Schultern hinunter. Im Kriege tragen die Männer ein eigenes Kriegskleid, einen Mantel aus Elennshäuten gefertigt und um den Hals mit ledernen Franzen und Quasten besetzt. Dieser Mantel reicht auch bis an die Knöchel und hält Pfeile und Speere ab, weil er weit ist. Darüber nehmen sie wohl noch eine Bärenhaut. Den Kopf bedekken sie mit einer Larve, die den Kopf eines Thieres vorstelt und ziemlich geschikt von Holz und Fellen gemacht ist und mit Riemen befestigt wird. Auch bei den Jagden tragen sie dergleichen Masken, vorzüglich solche, die Köpfe der zu jagenden Thiere darstellen. Kommen sie in Freundschaft zu einem Fremden, so schmükken sie ihren Kopf mit Federn und streuen auch wohl Dunen um sich her. In ihrer Kriegsrüstung erinnern sie unwillkührlich an die alten Deutschen. Mehre Reisende versichern auch, dass die Einwohner von Nutka und andre Völker an der Nordwestküste Menschenfresser seien; doch ist es nur wahrscheinlich, dass sie in der Wuth Feinde verschlingen. Sie brachten oft Menschenschädel, Hände und dergleichen den europäischen Schiffen

zum Verkauf, und Meares und Douglas erzählen Folgendes in dieſer Hinſicht:

„Kallikum und Hanapa (zwei nutkaiſche Häuptlinge) gaben beide ihre Abneigung gegen das Menſchenfleiſcheſſen zu erkennen; bekanten aber zu gleicher Zeit, es wäre unter ihrem Volke Sitte und insbeſondere hinge Makilla (der oberſte Häuptling) ſo ſehr daran, daſs er monathlich einen Sklaven umbrächte, wovon er eine große Anzahl in den verſchiednen Dörfern (vielleicht Kriegsgefangene) beſäße.“ „So bald (ſo erzählten ſie) „der ſchrekliche Tag gekommen iſt, den er mit einem Menſchenſchmauſe begehen will, verſammelt er eine gewiſſe Anzahl Sklaven in ſeiner Wohnung, und ſucht aus dieſen das Opfer aus. Die Eingeladenen ſingen zuerſt ein Kriegslied, tanzen um das Feuer und gießen Oel in daſſelbe. Drauf läſt Makilla ſich die Augen verbinden, und ſucht ſo einen Sklaven zu haſchen. Alle die Unglüklichen ſuchen ihm zu entrinnen; allein es währt nicht lang, ſo hat er einen ergriffen, der dann augenbliklich umgebracht wird. Den todten Körper zerſchneidet man, und vertheilt ihn, noch warm, unter die Gäſte; indeſs die Sklaven, welche dieſem Schikſaal entronnen ſind, durch ein lautes Freudengeſchrei ihre Errettung preiſen.“ — Makilla geſtand ſpäterhin ſelbſt, daſs er Menſchenfleiſch äße. — So wahr dieſe Erzählung auch ſein mag, ſo ſcheint

es doch, als wenn die erwähnte Feierlichkeit eine gottesdienstliche gewesen sei; bei der das Opfern die eigentliche Sache war, und nicht das Essen des Menschenfleisches.

Die Sklaven und gemeinen Leute beschäftigen sich am meisten in Nutka mit dem Fischfang; die Häuptlinge aber gehen auf die Walfisch- und Seeotterjagd; für sie ist der Fischfang zu gemein. Der Walfisch wird gespeert; statt der Taue hat man Riemen dabei. An dem Speerschaft befinden sich viele Blasen und Bojen, welche dem Walfisch das Untertauchen erschweeren. Gewöhnlich nimt ein Häuptling 18 bis 20 Mann auf mehren Kähnen zu dieser Jagd mit. Den ersten Speerwurf thut er selbst. Der Seeotterfang ist mühsamer und gefährlicher, als der der Walfische. Man setzt dazu 2 bis 3 kleine Kanots (ausgehölte Baumstämme) in Bereitschaft. In jedem Kanot befinden sich 2 erfahrne Jäger. Sie haben Bogen, Pfeile und einen kleinen Speer bei sich. Letzter ist außer dem Schaft mit einem Riemen versehen, und hat viele starke Widerhaken. Die so ausgerüsteten Jäger suchen im Meer ihre Beute auf. Finden sie die Seeotter auf dem Rükken schlafend, so nähern sie sich ihr mit der größten Behutsamkeit, stechen sie mit dem Speer und ziehen sie ans Boot. Allein das Thier lebt noch und läßt sich mit seinen Feinden jetzt in einen Kampf ein, es

kratzt und beißt; wird aber doch überwältigt. Hat ein solches Thier sein Junges bei sich, so kämpft es mit verdoppelter Anstrengung. Häufiger ist die Hetzjagd. Man mattet nämlich das Thier dadurch ab, daſs man es verfolgt. Es taucht dann unter, kann aber unter dem Wasser nicht lange verweilen, und wird sobald es oben komt wieder von neuem gejagt. Die Boote unterstützen sich dabei, und nehmen das Thier gern zwischen sich. Oft entwischt eine so gejagte Seeotter dennoch, (denn diese Thiere schwimmen rascher als der Mensch rudern kann); oftmals wird sie abgemattet, durch Pfeile und Speere zuletzt erlegt. — Robben fangen die Nutkaer am Strande, indem sie eine Robbenmaske sich vor machen und dadurch andre anziehen. —

Die Kunstgeschicklichkeit der Nutkaer ist nicht gering. Sie zeigt sich in der Verfertigung von basteten und auch von wollenen Zeugen, in der Zurichtung ihrer Kleider und Jagdgeräthschaften, vorzüglich in der Verfertigung ihrer Kähne. Bei Verfertigung derselben bedienten sie sich sonst gröstentheils steinerner Werkzeuge. Viele ihrer Kähne können 15 bis 30 Menschen fassen. Ja manche haben 50 Fuſs Länge und 8 Fuſs Breite. Alle sind ausgehölte Baumstämme und vorn mit einem spitzen Schnabel versehen. Queerhölzer verhindern, daſs sie sich nicht werfen. Diese Kähne schwimmen sehr sicher. Man-

ches Kanot iſt mit eingelegten Zähnen geziert, und die Seiten ſind oft mit allerlei wunderlichen Bildwerken bemahlt, die chineſiſchen Bildern etwas gleichen. Bevor die Nutkaer mit den Engländern bekant wurden, hatten ſie keine Seegel; jetzt machen ſie ſich ſolche aus ihren Matten. Ihre Ruder ſind ſehr ſauber und nett gearbeitet und oben mit einer Krükke verſehen. Ihre Angelhaken machen ſie aus Fiſchknochen und Muſchelſchaalen. Die Schnüre dazu verfertigen ſie aus Seetang.

Außer den gewöhnlichen häuslichen Geſchäften liegt den Weibern in Nutka auch die Nachtwache ob. Da nämlich die Völkerſchaften häufig in Krieg mit einander leben, und nächtliche Ueberfälle dabei nicht ſelten ſind, ſo muſs ein Theil der Weiber des Nachts wachen. Sie vertreiben ſich dabei die Zeit durch Erzählungen, bisweilen auch durch Singen. Alle Reiſende loben den Geſang der Nutkaer. Dixon erzählt von den Bewohnern von Norfolksund ebenfals, daſs ſie gern ſingen. Jedesmal, ehe ſie den Handel anfingen, putzten ſich die Häuptlinge, und dazu wurde eine halbe Stunde geſungen. Der oberſte Häuptling hat ein Kleid an, das mit getrokneten Beeren oder mit Vogelſchnäbeln beſetzt iſt, welche raſſeln, und in der Hand bewegt er eine Klapper, oder ein andres Klangwerkzeug, was geſchüttelt wird. Der Häuptling fängt den Geſang an, darauf

fallen

faſſen Weiber und Männer ein, ſingen im Einklang, und ſchlagen mit den Händen und Rudern regelmäßig den Takt dazu. Der Häuptling ſingt oft ſeine eigne Weiſe.

Die Häuſer der Nutkaer ſind aus über einander gelegten, mit Bändern verbundenen Planken gemacht. Inwendig und auswendig ſtehen Pfäle zur Befeſtigung daneben. Die vordre Wand iſt niedriger als die hintere, und vom Dach, das ebenfals aus Planken beſteht, kann drum der Regen ablaufen. Die Dachplanken kann man hin und her ſchieben, um dem Rauch Oefnungen zu machen. Thüren und Fenſterlöcher ſind höchſt unregelmäßig. Gewöhnlich wohnen in einem Hauſe mehre Sippen. Kiſten und Kaſten, worin Kleider, Lebensmittel und Geräthe ſich befinden, ſtehen an den Seiten aufgethürmt. Bänke dienen zum Schlafen. Auf ihnen liegen Matten. Der Unflath in den Häuſern iſt groß. Oft findet man darin Haufen von Eingeweiden der Fiſche, die man vor mehren Wochen darin ausgenommen hat. Doch ſieht man an den Kaſten Malereien und Verzierungen. Selbſt eine Art hölzerne Bildſäulen, die vielleicht Götzen ſind, ſtehen in einigen Häuſern.

Die Wohnungen der Häuptlinge ſind beſſer gebaut als die der gewöhnlichen Leute. Meares und Douglas beſchreiben eine ſolche, worein der Häupt-

ling Wikananisch sie führte, der spaterhin auch über Nutka herschte. Ihre Worte lauten:

„Wikananisch schikte uns eine Einladung zu einem Fest in seiner Behausung, und wir begaben uns dem zu Folge gegen Mittag ans Land, wo eine Menge Weiber und Kinder uns empfing, und Wikananisch Bruder uns an den Ort führte, wo das Mal bereitet war. Wir traten in das Haus, und erstaunten über den großen Raum, den es einnahm. Es war ein weites Vierekt, und ringsum mit ungewöhnlich breiten und hohen Planken abgeschlagen, die zwanzig Fuß hohe Wände bildeten. Drei ungeheure, grob geschnitzte und angemahlte Bäume waren die Balken, und sowohl ihre Enden als ihre Mitte ruheten auf rieſenhaften hölzernen Bildsäulen. Auch die Dekke über unsern Köpfen bestand aus breiten Planken, die so geschikt gefügt waren, daſs man sie nach Gefallen ausheben konte, um Luft und Licht herein und den Rauch hinaus zu lassen. In der Mitte dieſes großen Zimmers branten mehre Feuer und an denselben standen einige große hölzerne Gefäße mit Fischsuppe. Große Schnitte von Walfischfleisch lagen schon in Bereitschaft, um in ähnliche Gefäße, die voll Wasser da standen, gelegt zu werden. Die Weiber nahmen mit einer Art von Zangen glühende Steine aus dem Feuer, und stekten sie in dieſe Kübel, um das Wasser siedend zu machen.

Rund umher lagen Fische in Haufen aufgethürmt, und in der Mitte standen große Seehundsfelle mit Oel gefüllt, mit welchem lekkern Getränk man die Gäste, wie bei uns mit Bier oder Wein, bediente. — Die Bäume, die das Dach stützten, waren so stark, daſs die Masten des größten Kriegsschiffes dagegen nur schwach erscheinen würden. Man begreift nicht, wie ein Volk, ohne alle Hebel und andre künstliche Werkzeuge solche Bäume in die Höhe bringen kann. Die Thüre, in welche wir in das sonderbare Gebäude traten, war der Mund einer von den erwähnten ungeheuren Bildsäulen, und so groß man sich ihn auch denken mag, stand er dennoch mit den übrigen Zügen des greulich großen Gesichts in Verhältniſs. Wir stiegen von außen einige Stufen zu diesem ungewöhnlichen Eingange hinan, und auf der innern Seite wieder bis an das Kinn der großen Gestalt in das Haus hinunter. — In dem Hause waren etwa 800 Seelen versammelt, Männer, Weiber und Kinder. Die meisten saßen auf den Bänken, die an den Wänden sich befanden. Der Häuptling zeigte sich, von den vornehmsten Einwohnern umgeben, am obern Ende des Hauses auf einem kleinen erhöhten Gerüste, welches von verschiednen Kasten umgeben war. Ueber diesen hingen Blasen voll Oel, große Schnitte von Walfischfleisch, und große Fettklumpen. Menschenschädel zierten an mehren Stellen die Woh-

nung. Bei unsrer Ankunft waren die Gäste schon tapfer über die Speisen her. Die Suppe wurde in hölzerne Schüsseln gethan und Miesmuscheln dienten als Löffel. Die Weiber aber aßen nicht mit, weil es ein Fest war. — Als das Fest d. h. hier das Essen, aufhörte, wünschte man die Geschenke zu sehen, die wir für Wikananisch bestimt hätten. Wir breiteten dieselben aus. Darunter waren auch 2 kleine kupferne Theekessel. Auf diese richteten sich aller Augen, und es wurde Jemand besonders mit deren Bewachung von Wikananisch beauftragt. Hierauf traten etwa 50 Mann in die Mitte des Hauses, und jeder hielt vor uns ein Seeotterfell in die Höhe, das sehr lang und von der glänzendsten Schwärze war. Der Häuptling überreichte uns diese mit einer Rede als Geschenk und ließ sie sogleich auf die Schiffe schaffen." —

Nach Vancouver's Erzählung werden einige Todten bei diesen Völkern beerdigt, andre hingegen in Kanots zwischen Bäumen aufgehängt und mit einem Brett bedekt. Vorzüglich fand man Kinder und Oberhäupter so, etwa 12 Fuß über der Erde schwebend. Wahrscheinlich ist dies eine besondre Auszeichnung. Die Todten in der Erde waren nicht tief eingescharrt, und überall sah man an diesen Grabstätten Knochen umher liegen.

An Tapferkeit und Muth fehlt es den Eingebor-

nen keinesweges. Nicht weit davon, wo Mackenzie angegriffen ward, hatte auch eins von Vancouvers Booten ein hartnäkkiges Gefecht; und eins von Meares und Douglas Booten wäre faſt in der Fuca Straße von den Indianern erobert worden. Dieſes Boot wolte nämlich die Straße näher unterſuchen, und ſtieß auf Eingeborne, die Krieg mit einem Häuptling führten, der den Europäern befreundet war. Zwei Kähne mit 40 bis 50 Mann näherten ſich dem Boot und enterten es, während ſie von andern Kähnen aus der Ferne und den Leuten am Strande unterſtüzt wurden. Die Letztern ſandten einen großen Pfeil- und Steinregen auf das Boot. Der Anführer des einen Kahns ward glüklicher Weiſe in dem Augenblikk erſchoſſen, als er auf den Steuermann einen Wurfſpieß ſchleudern wolte. Doch galt es bei allen Bootsleuten (13 an der Zahl) Leben oder Tod. Ein Wilder gerieth mit einem Europäer in einen harten Kampf. Erſter führte eine ſteinerne Keule, letzter einen kurzen Säbel. Von einem dritten ward glüklicher Weiſe mit dem Ruder der eine Keulenſchlag des Feindes aufgefangen, der dem Europäer einen unvermeidlichen Tod drohte. Darauf hieb der Engländer dem Wilden einen Arm ab, und doch rettete ſich dieſer noch durch Schwimmen. Der Engländer hatte während des ganzen Gefechts einen Pfeil in der Wade. Der Hauptmann des Bootes war am

Kopf auf gleiche Weise verwundet. Andre hatten Wunden durch Steine, andre durch Keulen erhalten. Das Seegeltuch und das Boot waren überall mit Pfeilen gespikt. — Uebrigens kann man es den Küstenbewohnern nicht verdenken, dass sie gegen die Europäer auf ihrer Hut sind. Durch die Schlauheit aufgeklärter Handelsleute sind sie oft betrogen. Namentlich hat man ihnen Flinten verkauft, die so leicht gearbeitet waren, dass deren Lauf beim 2ten und 3ten Schuss zersprang. Auch haben sie nichts anders als Unterjochung von den europäischen Niederlassungen zu erwarten. Für die nördlichen Gegenden ist diese schon eingetreten. Die russische Handelsgesellschaft hat die Aleuten, die Bewohner der Inselkette, welche sich vom Kamtschatka nach Alaschka hinüberzieht, vollständig unterjocht und benutzt sie als Sklaven. Diese Leute, eskimoschen Stammes, welche auf ihren kahlen Inseln in unterirdischen Wohnungen leben, sind dadurch von mehren Tausenden auf einige Hundert zusammengeschmolzen. Die Hauptniederlassung der Russen befindet sich auf der Insel Kodiak, die von den andern aleutischen Inseln sich schon durch ordentlichen Holzwuchs auszeichnet. Auch auf dieser nimt die Bevölkerung immer mehr ab. Von Langsdorf, der 1805 hier war, sagt: „Veränderte Lebensart, fremde Sitten und Gebräuche, Mangel an Nahrung und Kleidung,

Verbreitung von ungewöhnlichen, zum Theil unbekannten, Krankheiten, Drukk und Missbräuche aller Art, besonders gezwungene gewaltthätige Jagdstreifereien, Kummer und Sorgen, Meuterei und viele andre dergleichen Ursachen haben, gleich einer Pest, diese Länder und Inseln auf eine unglaubliche Art entvölkert. Dieselben zerstörenden Einflüsse dauern noch immer fort, und drohen dem Restchen dieses Völkchens den gänzlichen Untergang.“ — Zu Christen hat man diese Leute durch die Taufe gemacht; sie können das Kreuz schlagen und das ist ihr ganzes Christenthum. Die Unsittlichkeit ist gränzenlos, denn die vielen Laster der Roheit haben die Russen vermehrt. Die hier lebenden und im Dienste der Handelsschaft stehenden gemeinen Russen kommen nämlich grösstentheils von Sibirien hierher, und sind Verwiesene oder deren Kinder, weil Russland viele seiner Missethäter dorthin schikt. Unter diesem verwahrlosten Geschlecht stehen die Aleuten, und sind also eigentlich Sklaven von Sklaven. So ein russischer Jäger und Aufseher in einer Niederlassung martert manchen armen Aleuten zu Tode. — An 30 Gebäude befinden sich in der russischen Niederlassung auf Kodiak; worunter auch eine Kirche ist. Im Jahr 1805 ward eine Schule angelegt, für Russen und Aleuten. Den Unterricht übernahmen die, freilich selbst unwissenden Geistlichen und einige See-

offiziere. Allein wie kann in der Sklaverei der Unterricht gedeihen! — Alle Erlegniſſe der Jagd von den übrigen ruſſiſchen Niederlaſſungen auf Alaſchka, an Cook's Einfahrt, im Prinz Wilhelms Sund, dem Behringsbuſen und an andern Orten, wo kleine Niederlaſſungen ſind, kommen auf Kodiak zuſammen. Die Ruſſen ziehen oft mit mehren hundert Aleuten in Lederbooten auf die Seeotterjagd aus, und das auf ein halbes Jahr und länger. Die umgekehrten Boote und Erdhöhlen dienen dabei am Lande zur Wohnung. Die Nordamerikaner ſind aber am thätigſten in Abſicht der Seeotterfelle, ſie wiſſen am beſten mit den Wilden zu verkehren, nehmen oft eine ganze Maſſe davon in Sold, damit ſie an guten Stellen die Jagd betreiben, und wagen ſich ſogar an den ſpaniſchen Küſten, obgleich an denſelben dieſe Jagd verboten iſt. Der Betrag der ruſſiſchen Jagd in den nördlichen Gegenden iſt indeſs noch immer beträchtlich. Im Jahr 1802 belief ſich die Zahl der in 5 Jahren geſammelten Seeotterfelle auf 18,000 Stükk. In frühern Zeiten bekam man weit mehre Felle. Allmälig haben die Seeottern abgenommen. Deswegen rükten die Ruſſen immer weiter mit ihren Niederlaſſungen nach Süden fort. Der erſte Beamte der Geſelſchaft von Baranoff vertrieb vor mehren Jahren die Bewohner des Norfolk-Sundes und legte eine Niederlaſſung dort an, Sitcha oder Neu-

Archangel genant. Nachdem er Häuſer und Feſtungswerke angelegt hatte, ließ er unter einem Aufſeher 30 Ruſſen und mehre Aleuten zurükk. Dieſe wurden aber ſpäterhin von den Ureinwohnern, Kaluſchen genent, überfallen und mit Ausnahme weniger Aleuten, die auf ihren Kähnen flohen, getödtet. Einige geflüchtete Aleuten kamen glüklich bis nach Kodiak und brachten die Unglüksposſt; allein Baranoff machte 1804 am Krossſunde eine große Seeotterjagd, und ging von da mit 4 Schiffen nach dem Norfolkſund. Die Kaluſchen hatten unter der Zeit ein befeſtigtes Lager erbaut, und beſaßen viele Feuergewehre, theils durch Zerſtöhrung der Niederlaſſung, theils durch Pelzhandel. Sie vertheidigten ſich trotz des hizigen Angriffs der Ruſſen 4 Tage lang; da ward Breſche geſchoſſen, die Kaluſchen baten um Frieden und zogen in der Nacht ab, 300 ſtreitbare Männer nebſt Weibern und Kindern. Der Verluſt an Todten und Verwundeten war von beiden Seiten nicht klein. Die Kaluſchen haben ſich ſeit der Zeit in einer Entfernung von 1 Meile von Sitcha niedergelaſſen, und leben ſcheinbar in Frieden mit ihren Verdrängern, die ſie der reichſten Fiſcherei und der beſten Seeotterjagd beraubt haben. Sie wohnen jezt auf einem Felſen, der eine Feſtung bildet. Den einzigen Zugang dazu haben ſie durch Verhaue geſichert. Etwa 1300 befinden ſich in der Feſtung. Um die

neuen Bewohner Sitcha's mit Frauen zu versorgen, wurde ohne Weiteres eine Anzahl von Aleutinnen dorthin eingeschift.

Die Kaluschen gleichen in ihrem ganzen Wesen den Nutkaern. Sie bemahlen sich ebenfalls mit Farben, sie kleiden sich auf ähnliche Weise, und lieben den Gesang. Das Durchbohren der Unterlippe und das Hineinbringen eines Stükk Holzes ist bei ihren Weibern häufig; je vornehmer die Frau, desto gröſser das Holzstükk. Etwa im 14ten Jahr wird dem Mädchen deshalb die Lippe eingeschnitten und das Loch immer weiter und weiter ausgedehnt.

Die Halbinsel Alaschka, und die aleutischen Inseln, so wie mehre Gegenden in Nordamerika, z. B. um Eliasberg haben unterirdische Feuer, die bisweilen ausbrechen und Erderschütterungen verursachen. So lag vor 1795, etwa 6 Meilen von der Nordspitze der Insel Unalaschka entfernt ein einzelner Fels im Meer, der als Hauptlagerstätte der Seehunde und Wallrosse den Aleuten bekänt war. Im erwähnten Jahr bemerkte man in der Nachbarschaft desselben einen Nebel, und ein Aleute, der sich in den Nebel wagte kehrte bald mit der Nachricht zurükk dass das Meer koche. Alle Umwohner trauerten, weil ein schönes Jagdfeld ihnen entzogen war. Erst im Jahr 1800 verschwand der Nebel; und wie erstaunten die Aleuten nun, als sie statt des noch wohl-

bekanten einzelnen Felsens eine Insel erblikten, auf der sich ein brennender und rauchender Berg befand. Von 1800 bis 1802 spürte man auf Unalaschka mehre Erdbeben; wovon das letzte mehre Hütten zerstörte. Darauf hörte der neue feuerspeiende Berg auf zu brennen, und andre ältre Berge der Art auf Unalaschka und Umiak fingen an zu spielen, doch bisweilen löste der neue sie wieder ab. Im Jahr 1806 wagten sich einige Aleuten an die neue Insel, fanden ihren Umfang über 4 Meilen, und sahen Lawa aus dem Berge fließen, zu dessen Ersteigung wohl 5 bis 6 Stunden nöthig sind. Allein die Leute konten den Gipfel nicht erreichen, denn außer den Spaltungen, den Hökkern und spitzen Steinen, die den Weg beschweerlich machten, hemten Hitze und Dampf die vollständige Ersteigung.

Wir begaben uns aus diesen kalten Gegenden an die Küsten südlich vom Vorgebürge Mendocino. Hier kommen wir zuerst nach Neukalifornien das bis St. Diego geht, dann nach Altkalifornien und zuletzt zu Mexiko — alles spanische Länder in Nordamerika. In Neukalifornien, das im Ganzen noch von herumstreifenden Indianern bewohnt ist, haben die Spanier 19 sogenante Missionen oder Sittigungsstätte. In jeder wohnen 600 bis 1000 neubekehrte Indianer und sind zu einer seshaften Lebensart gebracht. Zu dem Schutz der Missionen dienen 6 Presidio oder

Kriegsposten, worin 2 bis 300 Mann Reiter sich aufhalten. Alle Geistliche in Neukalifornien sind Franziskaner-Mönche. In jeder Mission befinden sich 2 bis 3 Geistliche. In Altkalifornien besteht dieselbe Einrichtung. Ueberhaupt gingen sonst etwa 300 Geistliche jährlich aus Spanien nach Amerika, jeder, um 10 Jahr in den Missionen zu arbeiten, wofür er jährlich 400 Piaster Besoldung in Waaren erhielt. Ein eignes Vermögen durfte aber keiner haben; was jeder erübrigte, das floss in die Missions-kasse. Das nördlichste Presidio ist das von Francisco; und dazu gehören 3 Missionen, nämlich Francisco, St. Clara und Jose. Das Haupt-Presidio, worin sich der Stathalter von ganz Neukalifornien aufhält ist Monterey. Alle Missionen haben einen großen Ueberfluss an Vieh und andern Nahrungsmitteln. Die Mönche behandeln die Neubekehrten im Ganzen mit vieler Nachsicht, Liebe, Sorgfalt und Gerechtigkeit. Nur Ungehorsam wird mit körperlicher Züchtigung bestraft. Die Missionen in Alt- und Neukalifornien sollen dem spanischen Hof jährlich eine Million Piaster kosten. Diese Anstrengungen verdienen alle Achtung, und dies um so mehr, da man die Neubekehrten an eine seshafte Lebensart gewöhnt. So leicht ist das nicht. Manche entwischen wieder in die Wildheit, doch holt man sie, wie ungerathene Kinder gewöhnlich wieder ein, bestraft sie mit Stockprügel

und hängt ihnen ein starkes Eisen an, welches die Flucht unmöglich macht. Jeder Mönch hat mehre Pferde. Verläst er seine Mission, so wird er von mehren Reitern begleitet, die vor ihm herreiten, und mit einem ledernen Panzer gegen die Pfeile der Wilden gedekt sind. Die Geistlichen selbst dürfen keine andre Waffen führen als die Zeichen des Friedens — Bibel und Kreuz. Mit diesen reisen sie von Reitern umgeben unter die unbekehrten Volksstämme und suchen neue Christen zu werben. Manche kommen auch selbst, durch ihre schon bekehrten Verwandten angezogen.

Das Presidio in Francisco gleicht einem deutschen Meierhofe; niedrige einstökkige Häuser schließen einen viekkigen Hof ein. Die Mission gleiches Namens liegt eine kleine deutsche Meile davon. Sie besteht aus dem Kloster und dem Dorfe der bekehrten Indianer. Alle Mädchen und Witwen müssen im Kloster wohnen und werden dort mit Spinnen und Weben beschäftigt. Am Tage können sie mit Erlaubniss ihrer Obern ausgehen. Jede darf sich verheirathen und zieht dann von dem Kloster ins Dorf. Dies besteht aus 8 langen Reihen Häuser, die so abgetheilt sind, dass jeder Hausstand von dem andern getrent ist. Im Jahr 1805 befanden sich 1200 Einwohner in dem Dorf. Alle werden aus der Klosterküche ernährt. Des Tages wird 3 Mal

in dieser Absicht geläutet, und jede Familie schickt dann ihr Gefäß in die Küche und erhält so viel Kellen als Seelen im Hause sind. Das Essen ist reichlich und nahrhaft, und besteht aus Gemüse und Fleisch. Wöchentlich werden 40 bis 50 Ochsen deshalb geschlachtet. Außer dem Dorf und dem Klostergebäude trift man in der Mission noch viele Arbeits- und Vorrathshäuser, als Werkstätte für Schlosser, Tischler u. s. w. Eine solche Mission hat wegen des gemeinsamen Arbeitens Aehnlichkeit mit der im 2ten Theil beschriebnen Harmonie. Die Indianer werden mit Gartenbau, Akkerbau und allerlei Handwerken beschäftigt, und erhalten außer der Nahrung auch die Kleidung. Die Frauen müssen gewöhnlich das Korn zu Mehl zwischen 2 Steinen reiben; und die Mönche haben darum noch keine Mühlen eingeführt, weil sie nicht wissen, wie sie dann die Frauen beschäftigen sollen. — Die kalifornischen Indianer gleichen den Einwohnern von Nutkasund, beschmieren sich mit Farben, machen sehr nette Geräthschaften, Bogen, Pfeile, Körbe aller Art, und schmükken sich gern vorzüglich mit Federn. Sie stehen den nördlichen Indianern an Wuchs, Schönheit und Verschlagenheit sehr nach.

Der Ueberfluss des Rindviehes ist groß. Es weidet wild umher, und nur so viele Kühe als man der Milch wegen gebraucht, hat man in der Nähe.

Die zahllosen Heerden von Rindvieh bei Francisco sollen von 5 Stükk abstammen, welche man 1776 hierher brachte. Der Oberbefehlshaber von Neukalifornien ließ 1805 etwa 20,000 Stükk erlegen, weil er Mangel an Weide befürchtete. Häute und Talg sind drum auch die wichtigsten Ausfuhrgegenstände dieser Missionen. Die meisten Ochsen fängt man in Schlingen. Zwei Männer zu Pferde suchen einen zwischen sich zu bekommen und ihm die Schlinge über die Hörner zu werfen. Ist dies gelungen, so wikkelt jeder das eine Ende der starken Schlinge an einem besondern Knopf des Sattels fest, und so wird das Thier fortgeschaft, ohne den Reitern oder den Pferden Schaden zufügen zu können. Bei der Schlachtbank schlingt ein anderer dem Thier ein Seil um die Hinterfüße und wirft es so nieder, damit ein dritter die Gurgel abschneidet. Schaafe hat man gleichfals in großem Ueberfluss. Humboldt gibt an, dass 1802 in Neukalifornien 167,782 Ochsen, 107,172 Schaafe, 1040 Schweine, 2187 Pferde, 877 Maulthiere und 15,562 Menschen lebten. Zu allen Feldarbeiten gebraucht man Ochsen. Zu den Landreisen hat man Pferde und Maulthiere, dagegen mangelt es in allen diesen spanischen Niederlassungen fast ganz an Wasserfahrzeugen, vielleicht darum weil die Indianer darauf leicht entfliehen könten. Im Fall der Noth macht man Kähne aus Stroh und

ling Wikananisch sie führte, der spaterhin auch über Nutka herschte. Ihre Worte lauten:

„Wikananisch schikte uns eine Einladung zu einem Fest in seiner Behausung, und wir begaben uns dem zu Folge gegen Mittag ans Land, wo eine Menge Weiber und Kinder uns empfing, und Wikananisch Bruder uns an den Ort führte, wo das Mal bereitet war. Wir traten in das Haus, und erstaunten über den groſsen Raum, den es einnahm. Es war ein weites Viereck, und ringsum mit ungewöhnlich breiten und hohen Planken abgeschlagen, die zwanzig Fuſs hohe Wände bildeten. Drei ungeheure, grob geschnitzte und angemahlte Bäume waren die Balken, und sowohl ihre Enden als ihre Mitte ruheten auf riesenhaften hölzernen Bildsäulen. Auch die Dekke über unsern Köpfen bestand aus breiten Planken, die so geschikt gefügt waren, daſs man sie nach Gefallen ausheben konte, um Luft und Licht herein und den Rauch hinaus zu lassen. In der Mitte dieses groſsen Zimmers branten mehre Feuer und an denselben standen einige groſse hölzerne Gefäſse mit Fischsuppe. Groſse Schnitte von Walfischfleisch lagen schon in Bereitschaft, um in ähnliche Gefäſse, die voll Wasser da standen, gelegt zu werden. Die Weiber nahmen mit einer Art von Zangen glühende Steine aus dem Feuer, und stekten sie in diese Kübel, um das Wasser siedend zu machen.

Rund umher lagen Fische in Haufen aufgethürmt, und in der Mitte standen große Seehundsfelle mit Oel gefüllt, mit welchem lekkern Getränk man die Gäste, wie bei uns mit Bier oder Wein, bediente. — Die Bäume, die das Dach stützten, waren so stark, daſs die Masten des größten Kriegsschiffes dagegen nur schwach erscheinen würden. Man begreift nicht, wie ein Volk, ohne alle Hebel und andre künstliche Werkzeuge solche Bäume in die Höhe bringen kann. Die Thüre, in welche wir in das sonderbare Gebäude traten, war der Mund einer von den erwähnten ungeheuren Bildsäulen, und so groß man sich ihn auch denken mag, stand er dennoch mit den übrigen Zügen des greulich großen Gesichts in Verhältniſs. Wir stiegen von außen einige Stufen zu diesem ungewöhnlichen Eingange hinan, und auf der innern Seite wieder bis an das Kinn der großen Gestalt in das Haus hinunter. — In dem Hause waren etwa 800 Seelen versammelt, Männer, Weiber und Kinder. Die meisten saßen auf den Bänken, die an den Wänden sich befanden. Der Häuptling zeigte sich, von den vornehmsten Einwohnern umgeben, am obern Ende des Hauses auf einem kleinen erhöhten Gerüste, welches von verschiednen Kasten umgeben war. Ueber diesen hingen Blasen voll Oel, große Schnitte von Walfischfleisch und große Fettklumpen. Menschenschädel zierten an mehren Stellen die Woh-

nung. Bei unsrer Ankunft waren die Gäste schon tapfer über die Speisen her. Die Suppe wurde in hölzerne Schüsseln gethan und Miesmuscheln dienten als Löffel. Die Weiber aber aßen nicht mit, weil es ein Fest war. — Als das Fest d. h. hier das Essen, aufhörte, wünschte man die Geschenke zu sehen, die wir für Wikananisch bestimt hätten. Wir breiteten dieselben aus. Darunter waren auch 2 kleine kupferne Theekessel. Auf diese richteten sich aller Augen, und es wurde Jemand besonders mit deren Bewachung von Wikananisch beauftragt. Hierauf traten etwa 50 Mann in die Mitte des Hauses, und jeder hielt vor uns ein Seeotterfell in die Höhe, das sehr lang und von der glänzendsten Schwärze war. Der Häuptling überreichte uns diese mit einer Rede als Geschenk und ließ sie sogleich auf die Schiffe schaffen.“ —

Nach Vancouver's Erzählung werden einige Todten bei diesen Völkern beerdigt, andre hingegen in Kanots zwischen Bäumen aufgehängt und mit einem Brett bedekt. Vorzüglich fand man Kinder und Oberhäupter so, etwa 12 Fuß über der Erde schwebend. Wahrscheinlich ist dies eine besondre Auszeichnung. Die Todten in der Erde waren nicht tief eingescharrt, und überall sah man an diesen Grabstätten Knochen umher liegen.

An Tapferkeit und Muth fehlt es den Eingebor-

nen keineswegeS. Nicht weit davon, wo Mackenzie angegriffen ward, hatte auch eins von Vancouvers Booten ein hartnäkkiges Gefecht; und eins von Meares und Douglas Booten wäre faſt in der Fuca Straße von den Indianern erobert worden. Dieſes Boot wolte nämlich die Straße näher unterſuchen, und ſtieß auf Eingeborne, die Krieg mit einem Häuptling führten, der den Europäern befreundet war. Zwei Kähne mit 40 bis 50 Mann näherten ſich dem Boot und enterten es, während ſie von andern Kähnen aus der Ferne und den Leuten am Strande unterſtüzt warden. Die Letztern ſandten einen großen Pfeil- und Steinregen auf das Boot. Der Anführer des einen Kahns ward glüklicher Weiſe in dem Augenblikk erſchoſſen, als er auf den Steuermann einen Wurfſpieß ſchleudern wolte. Doch galt es bei allen Bootsleuten (13 an der Zahl) Leben oder Tod. Ein Wilder gerieth mit einem Europäer in einen harten Kampf. Erſter führte eine ſteinerne Keule, letzter einen kurzen Säbel. Von einem dritten ward glüklicher Weiſe mit dem Ruder der eine Keulenſchlag des Feindes aufgefangen, der dem Europäer einen unvermeidlichen Tod drohte. Darauf hieb der Engländer dem Wilden einen Arm ab, und doch rettete ſich dieſer noch durch Schwimmen. Der Engländer hatte während des ganzen Gefechts einen Pfeil in der Wade. Der Hauptmann des Bootes war am

Kopf auf gleiche Weise verwundet. Andre hatten Wunden durch Steine, andre durch Keulen erhalten. Das Seegeltuch und das Boot waren überall mit Pfeilen gespikt. — Uebrigens kann man es den Küstenbewohnern nicht verdenken, dass sie gegen die Europäer auf ihrer Hut sind. Durch die Schlauheit aufgeklärter Handelsleute sind sie oft betrogen. Namentlich hat man ihnen Flinten verkauft, die so leicht gearbeitet waren, dass deren Lauf beim 2ten und 3ten Schuss zersprang. Auch haben sie nichts anders als Unterjochung von den europäischen Niederlassungen zu erwarten. Für die nördlichen Gegenden ist diese schon eingetreten. Die russische Handelsgesellschaft hat die Aleuten, die Bewohner der Inselkette, welche sich vom Kamtschatka nach Alaschka hinüberzieht, vollständig unterjocht und benutzt sie als Sklaven. Diese Leute, eskimoschen Stammes, welche auf ihren kahlen Inseln in unterirdischen Wohnungen leben, sind dadurch von mehren Tausenden auf einige Hundert zusammengeschmolzen. Die Hauptniederlassung der Russen befindet sich auf der Insel Kodiak, die von den andern aleutischen Inseln sich schon durch ordentlichen Holzwuchs auszeichnet. Auch auf dieser nimt die Bevölkerung immer mehr ab. Von Langsdorf, der 1805 hier war, sagt: „Veränderte Lebensart, fremde Sitten und Gebräuche, Mangel an Nahrung und Kleidung,

Verbreitung von ungewöhnlichen, zum Theil unbekannten, Krankheiten, Drukk und Misbräuche aller Art, besonders gezwungene, gewaltthätige Jagdstreifereien, Kummer und Sorgen, Meuterei und viele andre dergleichen Ursachen haben, gleich einer Pest, diese Länder und Inseln auf eine unglaubliche Art entvölkert. Dieselben zerstörenden Einflüsse dauern noch immer fort, und drohen dem Restchen dieses Völkchens den gänzlichen Untergang.“ — Zu Christen hat man diese Leute durch die Taufe gemacht; sie können das Kreuz schlagen und das ist ihr ganzes Christenthum. Die Unsittlichkeit ist gränzenlos, denn die vielen Laster der Roheit haben die Russen vermehrt. Die hier lebenden und im Dienste der Handelsschaft stehenden gemeinen Russen kommen nämlich gröstentheils von Sibirien hierher, und sind Verwiesene oder deren Kinder, weil Russland viele seiner Missethäter dorthin schikt. Unter diesem verwahrlosten Geschlecht stehen die Aleuten, und sind also eigentlich Sklaven von Sklaven. So ein russischer Jäger und Aufseher in einer Niederlassung martert manchen armen Aleuten zu Tode. — An 30 Gebäude befinden sich in der russischen Niederlassung auf Kodiak; worunter auch eine Kirche ist. Im Jahr 1805 ward eine Schule angelegt, für Russen und Aleuten. Den Unterricht übernahmen die, freilich selbst unwissenden Geistlichen und einige See-

offiziere. Allein wie kann in der Sklaverei der Unterricht gedeihen! — Alle Erlegnisse der Jagd von den übrigen russischen Niederlassungen auf Aluschka, an Cook's Einfahrt, im Prinz Wilhelms Sund, dem Behringsbusen und an andern Orten, wo kleine Niederlassungen sind, kommen auf Kodiak zusammen. Die Russen ziehen oft mit mehren hundert Aleuten in Lederbooten auf die Seeotterjagd aus, und das auf ein halbes Jahr und länger. Die umgekehrten Boote und Erdhöhlen dienen dabei am Lande zur Wohnung. Die Nordamerikaner sind aber am thätigsten in Absicht der Seeotterfelle, sie wissen am besten mit den Wilden zu verkehren, nehmen oft eine ganze Masse davon in Sold, damit sie an guten Stellen die Jagd betreiben, und wagen sich sogar an den spanischen Küsten, obgleich an denselben diese Jagd verboten ist. Der Betrag der russischen Jagd in den nördlichen Gegenden ist indess noch immer beträchtlich. Im Jahr 1802 belief sich die Zahl der in 5 Jahren gesammelten Seeotterfelle auf 18,000 Stükk. In frühern Zeiten bekam man weit mehre Felle. Allmälig haben die Seeottern abgenommen. Deswegen rükten die Russen immer weiter mit ihren Niederlassungen nach Süden fort. Der erste Beamte der Gesellschaft von Baranoff vertrieb vor mehren Jahren die Bewohner des Norfolk-Sundes und legte eine Niederlassung dort an, Sitcha oder Neu-

Archangel genant. Nachdem er Häuſer und Feſtungswerke angelegt hatte, ließ er unter einem Aufſeher 30 Ruſſen und mehre Aleuten zurük. Dieſe wurden aber ſpäterhin von den Ureinwohnern, Kaluſchen genant, überfallen und mit Ausnahme weniger Aleuten, die auf ihren Kähnen flohen, getödtet. Einige geflüchtete Aleuten kamen glüklich bis nach Kodiak und brachten die Unglükspost; allein Baranoff machte 1804 am Krossſunde eine große Seeotterjagd, und ging von da mit 4 Schiffen nach dem Norfolkſund. Die Kaluſchen hatten unter der Zeit ein befeſtigtes Lager erbaut, und beſaßen viele Feuergewehre, theils durch Zerſtöhrung der Niederlaſſung, theils durch Pelzhandel. Sie vertheidigten ſich trotz des hizigen Angriffs der Ruſſen 4 Tage lang; da ward Breſche geſchoſſen, die Kaluſchen baten um Frieden und zogen in der Nacht ab, 300 ſtreitbare Männer nebſt Weibern und Kindern. Der Verluſt an Todten und Verwundeten war von beiden Seiten nicht klein. Die Kaluſchen haben ſich ſeit der Zeit in einer Entfernung von 1 Meile von Sitcha niedergelaſſen, und leben ſcheinbar in Frieden mit ihren Verdrängern, die ſie der reichſten Fiſcherei und der beſten Seeotterjagd beraubt haben. Sie wohnen jezt auf einem Felſen, der eine Feſtung bildet. Den einzigen Zugang dazu haben ſie durch Verhaue geſichert. Etwa 1300 befinden ſich in der Feſtung. Um die

neuen Bewohner Sitcha's mit Frauen zu versorgen, wurde ohne Weiteres eine Anzahl von Aleutinnen dorthin eingeschift.

Die Kaluschen gleichen in ihrem ganzen Wesen den Nutkaern. Sie bemahlen sich ebenfalls mit Farben, sie kleiden sich auf ähnliche Weise, und lieben den Gesang. Das Durchbohren der Unterlippe und das Hineinbringen eines Stükk Holzes ist bei ihren Weibern häufig; je vornehmer die Frau, desto gröſser das Holzstükk. Etwa im 14ten Jahr wird dem Mädchen deshalb die Lippe eingeschnitten und das Loch immer weiter und weiter ausgedehnt.

Die Halbinsel Alaschka, und die aleutischen Inseln, so wie mehre Gegenden in Nordamerika, z. B. um Eliasberg haben unterirdische Feuer, die bisweilen ausbrechen und Erderschütterungen verursachen. So lag vor 1795, etwa 6 Meilen von der Nordspitze der Insel Unalaschka entfernt ein einzelner Fels im Meer, der als Hauptlagerstätte der Seehunde und Wallrosse den Aleuten bekänt war. Im erwähnten Jahr bemerkte man in der Nachbarschaft desselben einen Nebel, und ein Aleute, der sich in den Nebel wagte kehrte bald mit der Nachricht zurükk dass das Meer koche. Alle Umwohner trauerten, weil ein schönes Jagdfeld ihnen entzogen war. Erst im Jahr 1800 verschwand der Nebel; und wie erstaunten die Aleuten nun, als sie statt des noch wohl-

bekanten einzelnen Felsens eine Insel erblikten, auf der sich ein brennender und rauchender Berg befand. Von 1800 bis 1802 spürte man auf Unalaschka mehre Erdbeben; wovon das letzte mehre Hütten zerstörte. Darauf hörte der neue feuerspeiende Berg auf zu brennen, und andre ältre Berge der Art auf Unalaschka und Umiak fingen an zu spielen, doch bisweilen löste der neue sie wieder ab. Im Jahr 1806 wagten sich einige Aleuten an die neue Insel, fanden ihren Umfang über 4 Meilen, und sahen Lawa aus dem Berge fließen, zu dessen Ersteigung wohl 5 bis 6 Stunden nöthig sind. Allein die Leute konten den Gipfel nicht erreichen, denn außer den Spaltungen, den Hökkern und spitzen Steinen, die den Weg beschweerlich machten, hemten Hitze und Dampf die vollständige Ersteigung.

Wir begaben uns aus diesen kalten Gegenden an die Küsten südlich vom Vorgebürge Mendocino. Hier kommen wir zuerst nach Neukalifornien das bis St. Diego geht, dann nach Altkalifornien und zuletzt zu Mexiko — alles spanische Länder in Nordamerika. In Neukalifornien, das im Ganzen noch von herumstreifenden Indianern bewohnt ist, haben die Spanier 19 sogenante Missionen oder Sittigungsstätte. In jeder wohnen 600 bis 1000 neubekehrte Indianer und sind zu einer seshaften Lebensart gebracht. Zu dem Schutz der Missionen dienen 6 Presidio oder

Kriegsposten, worin 2 bis 300 Mann Reiter sich aufhalten. Alle Geistliche in Neukalifornien sind Franziskaner-Mönche. In jeder Mission befinden sich 2 bis 3 Geistliche. In Altkalifornien besteht dieselbe Einrichtung. Ueberhaupt gingen sonst etwa 300 Geistliche jährlich aus Spanien nach Amerika, jeder, um 10 Jahr in den Missionen zu arbeiten, wofür er jährlich 400 Piaster Besoldung in Waaren erhielt. Ein eignes Vermögen durfte aber keiner haben; was jeder erübrigte, das floss in die Missions-kasse. Das nördlichste Presidio ist das von Francisco; und dazu gehören 3 Missionen, nämlich Francisco, St. Clara und Jose. Das Haupt-Presidio, worin sich der Stathalter von ganz Neukalifornien aufhält ist Monterey. Alle Missionen haben einen großen Ueberfluss an Vieh und andern Nahrungsmitteln. Die Mönche behandeln die Neubekehrten im Ganzen mit vieler Nachsicht, Liebe, Sorgfalt und Gerechtigkeit. Nur Ungehorsam wird mit körperlicher Züchtigung bestraft. Die Missionen in Alt- und Neukalifornien sollen dem spanischen Hof jährlich eine Million Piaster kosten. Diese Anstrengungen verdienen alle Achtung, und dies um so mehr, da man die Neubekehrten an eine seshafte Lebensart gewöhnt. So leicht ist das nicht. Manche entwischen wieder in die Wildheit, doch holt man sie, wie ungerathene Kinder gewöhnlich wieder ein, bestraft sie mit Stockprügel

und hängt ihnen ein starkes Eisen an, welches die Flucht unmöglich macht. Jeder Mönch hat mehre Pferde. Verläst er seine Mission, so wird er von mehren Reitern begleitet, die vor ihm herreiten, und mit einem ledernen Panzer gegen die Pfeile der Wilden gedekt sind. Die Geistlichen selbst dürfen keine andre Waffen führen als die Zeichen des Friedens — Bibel und Kreuz. Mit diesen reisen sie von Reitern umgeben unter die unbekehrten Volksstämme und suchen neue Christen zu werden. Manche kommen auch selbst, durch ihre schon bekehrten Verwandten angezogen.

Das Presidio in Francisco gleicht einem deutschen Meierhofe; niedrige einstökkige Häuser schliesen einen viekkigen Hof ein. Die Mission gleiches Namens liegt eine kleine deutsche Meile davon. Sie besteht aus dem Kloster und dem Dorfe der bekehrten Indianer. Alle Mädchen und Witwen müssen im Kloster wohnen und werden dort mit Spinnen und Weben beschäftigt. Am Tage können sie mit Erlaubniss ihrer Obern ausgehen. Jede darf sich verheirathen und zieht dann von dem Kloster ins Dorf. Dies besteht aus 8 langen Reihen Häuser, die so abgetheilt sind, dass jeder Hausstand von dem andern getrent ist. Im Jahr 1805 befanden sich 1200 Einwohner in dem Dorf. Alle werden aus der Klosterküche ernährt. Des Tages wird 3 Mal

in dieſer Abſicht geläutet, und jede Familie ſchickt dann ihr Gefäß in die Küche und erhält ſo viel Kellen als Seelen im Hauſe ſind. Das Eſſen iſt reichlich und nahrhaft, und beſteht aus Gemüſe und Fleiſch. Wöchentlich werden 40 bis 50 Ochſen deshalb geſchlachtet. Außer dem Dorf und dem Kloſtergebäude trift man in der Miſſion noch viele Arbeits- und Vorrathshäuſer, als Werkſtätte für Schloſſer, Tiſchler u. ſ. w. Eine ſolche Miſſion hat wegen des gemeinſamen Arbeitens Aehnlichkeit mit der im 2ten Theil beſchriebnen Harmonie. Die Indianer werden mit Gartenbau, Akkerbau und allerlei Handwerken beſchäftigt, und erhalten außer der Nahrung auch die Kleidung. Die Frauen müſſen gewöhnlich das Korn zu Mehl zwiſchen 2 Steinen reiben; und die Mönche haben darum noch keine Mühlen eingeführt, weil ſie nicht wiſſen, wie ſie dann die Frauen beſchäftigen ſollen. — Die kaliforniſchen Indianer gleichen den Einwohnern von Nutkaſund, beſchmieren ſich mit Farben, machen ſehr nette Geräthſchaften, Bogen, Pfeile, Körbe aller Art, und ſchmükken ſich gern vorzüglich mit Federn. Sie ſtehen den nördlichen Indianern an Wuchs, Schönheit und Verſchlagenheit ſehr nach.

Der Ueberfluſs des Rindviehes iſt groß. Es weidet wild umher, und nur ſo viele Kühe als man der Milch wegen gebraucht, hat man in der Nähe.

Die zahllosen Heerden von Rindvieh bei Francisko sollen von 5 Stükk abstammen, welche man 1776 hierher brachte. Der Oberbefehlshaber von Neukalifornien ließ 1805 etwa 20,000 Stükk erlegen, weil er Mangel an Weide befürchtete. Häute und Talg sind drum auch die wichtigsten Ausfuhrgegenstände dieser Missionen. Die meisten Ochsen fängt man in Schlingen. Zwei Männer zu Pferde suchen einen zwischen sich zu bekommen und ihm die Schlinge über die Hörner zu werfen. Ist dies gelungen, so wikkelt jeder das eine Ende der starken Schlinge an einem besondern Knopf des Sattels fest, und so wird das Thier fortgeschaft, ohne den Reitern oder den Pferden Schaden zufügen zu können. Bei der Schlachtbank schlingt ein anderer dem Thier ein Seil um die Hinterfüße und wirft es so nieder, damit ein dritter die Gurgel abschneidet. Schaafe hat man gleichfals in großem Ueberfluss. Humboldt gibt an, dass 1802 in Neukalifornien 167,782 Ochsen, 107,172 Schaafe, 1040 Schweine, 2187 Pferde, 877 Maulthiere und 15,562 Menschen lebten. Zu allen Feldarbeiten gebraucht man Ochsen. Zu den Landreisen hat man Pferde und Maulthiere, dagegen mangelt es in allen diesen spanischen Niederlassungen fast ganz an Wasserfahrzeugen, vielleicht darum, weil die Indianer darauf leicht entfliehen könten. Im Fall der Noth macht man Kähne aus Stroh und

Riedgras, Walza genant, allein nur um über einen Fluss zu setzen. Wie zerstörbar diese Strohgebäude sind, und dass man darin nie trokken sitzen kann, erhellet von selbst. Wegen Mangel an Fahrzeugen müssen alle Sachen zu Lande fortgeschaft werden, auf schlechten Wegen und schlechten Fuhrwerken. Nur aus Akapulko kommen jährlich Schiffe mit den Bedürfnissen der Missionen an. Die Briefposten werden durch Reiter besorgt. Von Mexico bis Francisco braucht die Briefpost 2 Monate. Zu Pferde kann man von Francisco bis zum untern Südamerika ohne weitere Umstände reisen. Ein Statthalter, der 1793 nach Francisco mit Frau, Kindern und Bedienten von Mexiko zu Pferde kam, brauchte dazu 8 Monate und muste, weil er selten Bewohner fand, in Zelten gewöhnlich übernachten.

Zur nähern Ausforschung des Landes werden oft Reiterabtheilungen ins Innere gesandt. Doch fand 1806 zwischen den Niederlassungen an der Küste und denen am Rio del Norte noch keine Verbindung statt; was eine große Nachlässigkeit verräth, wenn gleich hohe Gebürgszüge die Niederlassungen trennen. Mehre Volksstämme wohnen an den Gebürgen und sind sehr friedlichen Sinnes. Die Küstenbewohner dagegen haben mehr Kriegslust. Alle stimmen darin überein, dass sie gern tanzen; was dem Bekehrten

Ein Tanz der Infornien

ten auch bei Feierlichkeiten erlaubt ist. Als v. Langsdorf in der Mission Jeso war, sah er einen solchen Tanz mit an. Die Tänzer schmükten sich an einem Bache zu dieser Feierlichkeit. Sie bemahlten sich mit Kohlen, Kreide und Okker; einer half dabei dem andern, weil doch keiner den Rükken sich selber bemahlen konte. Die Männer waren ganz nakkend mit Ausnahme der Hüftenbekleidung; die Weiber hingegen ganz bekleidet, so dafs sie nur Aerme und Gesicht färben konten. Sie putzten sich in ihren Wohnungen. Einige Männer bedekten den nakten Körper mit Pflaumfedern. Männer und Frauen brachten an Kopf und an andern Theilen des Körpers, Muscheln, Federn, Korallen und andre Sachen als Zierathen an. Nach der Vorbereitung sammelten sich die Tänzer in 2 Gesellschaften, die sich durch eigenthümliche Zierathen und Gesang unterschieden; die eine bestand aus Küstenbewohnern, die andre aus Binnenwohnern. Beide Völker lebten sonst in beständigem Kriege. Jetzt sind sie durch das Christenthum versöhnt, doch noch nicht mit einander verschmolzen, denn oft zeigen sich Spuren der alten Feindschaft. Der Tanz selbst hat wenig Abwechselung und ist eine Nachahmung des Krieges und des häuslichen Lebens. Die Tänzer springen taktmäßig, drehen den Körper, und verzerren das Gesicht. Gesang und eine Klapper begleitet den Tanz. Die Weiber haben ihre eigne Art

zu tanzen, ſie hüpfen in der Nähe der Männer, aber nie gemeinſchaftlich mit ihnen. Das beigefügte Kupfer ſtelt eine Gruppe tanzender Männer dar. Zu dem Kriegstanze wird eine Strohpuppe gebracht, welche die Tänzer zuletzt mit Pfeilen durchbohren.

Die Küſten von Neukaliforniens ſind theilweis wohl ſandig, doch giebt es vortreflichen Boden, und manche Gegenden bilden die ſchönſten Parke, in denen Berge und Thäler lieblich wechſeln. Die Witterung iſt angenehm, geſund und für den Anbau der wichtigſten Feld- und Gartengewächſe geeignet. Das Meer liefert gute Fiſche und das Land viel Wild.

Des Major Pike's

Reiſen

an die Quellen des Miſſiſippi, durch die unbekanten ſüdweſtlichen Länder der Freiſtaaten und durch Neuſpanien;

nebſt

einer Beſchreibung dieſes letzten Landes.

Einleitung.

Gleich dem Hauptmann Lewis erhielt der Major Pike von der amerikaniſchen Regierung den Auftrag von St. Louis aus 2 Kundſchaftsreiſen zu machen, — die eine bis zu den Quellen des Miſſiſippi, um Erkundigungen über den Handel der Nordweſtgeſellſchaft in dieſen Gegenden einzuziehen, näher das Land zu erforſchen und die Wilden zum Frieden zu mahnen; die andre zu den Oſagen, Panis und Kamanchen, um ſie zu Friede und Freundſchaft zu ſtimmen, und den Lauf des Arkanſas und des rothen Fluſſes näher zu unterſuchen. Dies führte ihn zufälliger Weiſe nach Neuſpanien, worin er ſo eine dritte Reiſe machte. Auf der erſten Fahrt begleiteten ihn 1 Feldwebel, 2 Rottenmeiſter (Korporale) und 17 Gemeinen, auf der zweiten außerdem noch 1 Lieutenant und ein Arzt Dr. Robinson.

Wir laſſen Pike ſelbſt erzählen.

Den 10ten kam ich zu dem ersten Oberhaupt aller Siwer, Namens das Blatt. Die Siwer theilen sich nämlich in 6 Stämme, und unter allen gilt dieser als Häuptling. Die 6 Stämme betragen zusammen 20,000 Seelen und zählen an 4000 Krieger. Sie bewohnen große Länderstriche am Missisippi und Missuri, haben andre Völker unter sich, und sind der Schrekken aller Nachbaren. Nur die Schippewäer leisten ihnen Widerstand. Obgleich die Siwer das muthigste und kriegslustigste Volk ausmachen, so sind die weißen Kaufleute doch ganz sicher unter ihnen, wenn sie ihre Ehre nicht beleidigen. Sie haben eine Sage unter sich, daſs sie von Nordwesten her, eingewandert seien, und Manches an ihnen verräth eine Verwandtschaft mit den Tartaren. Als ich zu ihnen kam ließ mir der Häupelling das Blatt sagen: „wir haben 3 Tage lang Fleisch gegessen; in der letzten Nacht aber angefangen zu trinken, und ich werde dich am folgenden Tage nüchtern an der Spitze meines Volks empfangen.“ — Zum Gruße feuerten alle 3 Mal ihre Flinten ab, und weil sie theilweis betrunken waren, so pfiffen die Kugeln um uns herum, doch glüklicher Weise, ohne Schaden. In der Hütte des Häuptlings war für mich eine reinliche Matte und darauf ein Kissen zum Sitz gelegt. Vor mir lag die Friedenspfeife, aus der zuerst geraucht, und die mir dann, gleich-

hielt eine passende Rede an sie und gab ihnen Geschenke.

Den 27sten kam ich vor dem 60 Meilen schifbaren Felsenfluss vorbei, und traf bald darauf $3\frac{1}{2}$ Meile lange Stromschnellen. Dahinter wohnen die Füchse, die nicht so zahlreich, als die Sakken sind und so viel Getreide bauen, dass sie schon mehre hundert Scheffel jährlich ausführen. Die Jowas, Winebagos und Menomenen sind drei Völkerschaften von derselben Stärke wie die Füchse, jedes 1500 bis 2000 Seelen. Die Winebagos sollen vor 150 Jahren unter den Spaniern gelebt haben.

Den 1sten Herbstmond kam ich zu den Bleibergwerken, in denen jährlich an 200 Zentner reines Blei gewonnen wird. Der Zentner Erz liefert 75 Pfund Blei. Auf meiner Reise fand ich viele englische Kaufleute von der Nordwestgesellschaft; ihre Hauptniederlage ist auf der Hundewiese am Ausfluss des Ouisconsin, den die Waaren herunter kommen. Sie gelangen dahin von Michillimackinak. Von der Hundewiese aus gehen die Handelskähne in alle Nebenflüsse des obern Missisippi. Auf der Hundewiese wohnen in 37 Häusern gegen 400 Weisse, und zu den Handelszeiten im Frühjahr und Herbst wohl 600, alle mit dem Handel beschäftigt. In den erwähnten Zeiten sind auch 300 bis 400 Indianer gegenwärtig.

Den 10ten kam ich zu dem ersten Oberhaupt aller Siwer, Namens das Blatt. Die Siwer theilen sich nämlich in 6 Stämme, und unter allen gilt dieser als Häuptling. Die 6 Stämme betragen zusammen 20,000 Seelen und zählen an 4000 Krieger. Sie bewohnen große Länderstriche am Missisippi und Missuri, haben andre Völker unter sich, und sind der Schrekken aller Nachbaren. Nur die Schippewäer leisten ihnen Widerstand. Obgleich die Siwer das muthigste und kriegslustigste Volk ausmachen, so sind die weißen Kaufleute doch ganz sicher unter ihnen, wenn sie ihre Ehre nicht beleidigen. Sie haben eine Sage unter sich, dass sie von Nordwesten her, eingewandert seien, und Manches an ihnen verräth eine Verwandtschaft mit den Tartaren. Als ich zu ihnen kam ließ mir der Häuptling das Blatt sagen: „wir haben 3 Tage lang Fleisch gegessen; in der letzten Nacht aber angefangen zu trinken, und ich werde dich am folgenden Tage nüchtern an der Spitze meines Volks empfangen.“ — Zum Gruße feuerten alle 3 Mal ihre Flinten ab, und weil sie theilweis betrunken waren, so pfiffen die Kugeln um uns herum, doch glüklicher Weise, ohne Schaden. In der Hütte des Häuptlings war für mich eine reinliche Matte und darauf ein Kissen zum Sitz gelegt. Vor mir lag die Friedenspfeife, aus der zuerst geraucht, und die mir dann, gleich-

kam als ein Empfehlungsschreiben an alle übrige Siwer, mitgegeben ward. Ich erklärte dem Blatt, daſs ihr neuer Vater (neuer Oberherr — denn bisher waren es die Spanier gewesen) wolle Kriegerposten zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung unter den Völkern anlegen lassen, und daſs ich vorzüglich gekommen sei, um ihren Krieg mit den Schippewäern beizulegen. Nach der Unterredung aß ich von den vorgesetzten Speisen, die aus wildem Reis und Wildprett bestanden und sehr wohl schmekten. Vier groſse Schüsseln schikte ich meinen Leuten. Hernach ward ein Tanz aufgeführt. Jeder hatte dabei eine Tute, von Fellen gemacht, in der Hand und blies er damit einen andern Tänzer an, so fiel dieser für todt hin, schien sich allmälig aber wieder zu erholen, und mischte sich dann von Neuem unter die Tänzer.

Den 14ten Herbstmond begegneten wir einigen Saken, die von einem Kriegszuge gegen die Schippewäer zurükkehrten und keinen Feind gesehen hatten. Ich lieſs sie spöttisch fragen, wie viele Skalpe sie gemacht hätten; sie antworteten aber ganz ruhig: keine.

Die Skalpe sind nämlich die Kopfhäute mit den Haaren, welche der Sieger den Todten, oft auch wohl den Verwundeten abzieht, und die bei den Völkern dieser Gegend einen gröſsern Werth haben als

Orden und Ehrenzeichen. Jeder Krieger hat ein besondres Skalpmesser, womit er in einer Minute, um die linke Hand die Haare wikkelnd und den Fuß auf den Hals setzend, den Skalp ablöst und losmacht. Die Gefangenen bei diesen Völkern werden bei der Rükkunft aus dem Kriege gewöhnlich gesondert. Manche nimt man zu Gnaden an, andre aber werden auf die grausamste Weise getödtet. Vorzüglich haben die Tapfersten dies Loos zu erwarten. Man zieht sie vom Kopf bis zu den Füßen aus, bemahlt sie schwarz, setzt ihnen eine Rabenfeder auf den Kopf, bindet sie an einem Pfal, und martert sie auf eine langsame Weise zu Tode, während sie der Qualen spotten, die Marterer verhöhnen, und als ihren eignen Todtensang ihre und der Ihrigen Thaten preisen. In der Regel besteht die Todesart in einem langsamen Verbrennen; bisweilen muss sich die Jugend im Pfeilschießen an einem solchen Unglüklichen üben. Weiber und Kinder wetteifern im Quälen. Der eine durchsticht den Unglüklichen mit Nadeln oder spitzigen Dornen die Glieder, der andre schneidet die Nase und Ohren ab, ein dritter die Lippen und Schamtheile, ein vierter sticht die Augen aus, und dies alles langsam. Die Gefangenen hingegen, welche man zu Gnaden annimt, vorzüglich Weiber und Kinder, werden mit vieler Milde behandelt. Die begnadigten Krieger werden mit Wittwen verheira-

thet; und die gefangenen Frauen den andern Männern zugetheilt.

Den 16ten kamen wir vor dem Fluss Chippaway vorbei, der, so wie der St. Croix, eine nächste Handelsverbindung zwischen dem Mississippi und dem obern See ausmacht. Den 17ten zeigte unser Dollmetschen uns einen spitzen Fels, von welchem sich nicht lange vorher eine Siwerin herabgestürzt hatte. Ihre Verwandten untersagten ihr nämlich den Mann zu heirathen, an dem ihr Herz hing, und wollten ihr einen andern aufdringen. Darum ging sie auf diese Felsenspitze unter Absingung eines Todtenliedes und endete darauf durch einen Sturz von diesem Felsen auf unten Klippen ihr jugendliches Leben. — Den 25sten hatte ich eine Zusammenkunft mit den Siwern am St. Peterfluss, und kaufte von ihnen für die Freistaaten 100,000 Morgen Landes für 2000 Dollars, erhielt viele Versprechungen von Freundschaft für die Freistaaten von ihnen, konte sie aber doch nicht ganz für den Frieden mit den Schippewäern stimmen. Oberhalb der Mündung des St. Peterflusses macht der Mississippi seinen bedeutendsten Wasserfall, Antonsfall genannt. Die senkrechte Höhe desselben beträgt nur 16½ Fuß, die Breite des Flusses oberhalb 627, unterhalb nur 209 Ellen. Sachen und Kähne müssen 58 Fuß über Land geschaft werden. Mehre Meilen oberhalb dieser Fälle

fand ich Spuren des Krieges, 8 zerschlagene Kähne, mehre zerbrochene Ruder, wie gewöhnlich mit Zeichen versehen, die andeuten, wie viele Feinde der Besitzer getödtet hat, und einige Bogen.

Da ich noch weiter gefahren war, nämlich 46 deutsche Meilen oberhalb des Antonfalles muste ich an die Winterrast denken. Es war in der letzten Hälfte des Weinmondes, Frost und Schnee traten ein, und mehre meiner Leute waren durch die schwierige Fahrt und das viele Waten im Wasser sehr erschöpft. Dazu befanden sich unsre Fahrzeuge im schlechten Zustande. Es wurde jetzt Holz gefält und alle beschäftigten sich mit dem Bau einer Burg, und mit Verfertigung von kleinen Kähnen. Alles Pulver muste getrocknet werden, mehres war verdorben, und bei dem Troknen wäre fast Alles in die Luft geflogen. Den 31sten Weinmond war die Burg fertig, und so gut, dass man sich darin zu Noth gegen 500 Indianer hätte vertheidigen können. Während des ganzen Regenmondes erlebten wir viele unglückliche Jagdabentheuer, und verirten uns dabei auf das Schrecklichste. Das Jägerleben ist äusserst mühsam, und in Absicht auf den Lebensunterhalt höchst schwankend. Den 27sten kamen 2 Menomenen an, und erzählten uns, dass Dickson, der Vorsteher der Handelsleute von der Nordwestgesellschaft am obern Mississippi, sich nicht gar weit von hier befinde.

Ich beschenkte diese Leute und sandte sogleich zwei der Meinigen zu ihm ab, um durch ihn die Indianer dieser Gegend für mich zu gewinnen. Am 3ten Christmond kam auch Herr Dickson selbst schon in der Burg an, und gab mir die besten Rathschläge, in Absicht meiner fernern Reise. Diese trat ich, mit Zurücklassung einiger Leute in der Burg, den 10ten an, theils zu Schlitten auf dem Lande, theils mit einem Wasserfahrzeug, das jedoch bald wegen des Eises zurückgelassen werden. Vor unserer Abreise lagerten einige Menomenen sich unweit unsrer Burg und litten sehr an Lebensmitteln. Den 18ten erblikten wir die ersten verlassenen Lagerplätze der Schippewäer, und den 24sten kamen wir zum Rebenfluss, der eine leichte Landverbindung mit dem rothen Fluss hat. Die ganze Gegend des obern Mississippi hat so viele Seen, dass $\frac{1}{4}$ des Landes davon bedekt sind. Im Sommer kann man drum hier nicht anders reisen, als mit Birkenrindekähnen. Das Land zwischen den Seen ist sumpfig. Hin und wieder befinden sich Waldungen.

Zu Ende des Jahres waren wir unter 46° 32′ 33″ nördlicher Breite; und fanden daselbst an einem Flüschen ein verlassenes Lager der Schippewäer. Bei den Hütten erhielten wir in Zeichen die Nachricht, dass sie, 50 Krieger stark wären gegen die Siwer gezogen gewesen, und dass sie ihnen 4 Männer und

4 Weiber getödtet hätten. Diese letztern wurden durch Bildnisse, die sie aus Fichten- und Zedernholz geschnitzt hatten, vorgestellt. Die Bildnisse waren bemahlt und bis in die Mitte des Leibes in die Erde gegraben. In der Nähe befanden sich hohe Stangen aufgerichtet und mit Hirschhäuten, Federbüschen und seidenen Schnupftüchern behängt. Auf einem runden Reife war etwas befestigt, das einen Skalp vorstellen solte. Bei jeder einzelnen Hütte sah man ein groſses Loch in der Erde, und dicht daneben eine Menge Aeste und Zweige. Diese Löcher dienen nämlich als Zufluchtsörter für Weiber und Kinder wenn die Hütten von Feinden überrascht werden. Den 4ten Frostmond (Jan.) 1806 kamen mehre Schippewäer, die unsre Spur entdekt hatten, zu uns. Bei ihnen war ein Engländer und ein Franzose, beide von der Nordwestgesellschaft. Den folgenden Tag gelangten wir zu einer Burg dieser Gesellschaft am rothen Zedernsee und den 9ten zu einer Burg am Sandsee, die 12 Jahr vorher angelegt war. Die Bewohner derselben besitzen Pferde, die sie sich von den Indianern am rothen Flusse verschaffen; denn bis dahin haben sich aus Neuspanien die Pferde verbreitet. Sie bauen sehr gute Kartoffeln um ihre Burg, und fangen Karpfen, Hechte und weiße Fische im gröſsten Ueberfluſs. Auſserdem schieſsen sie viel Hirsche, Biber und Kleinthiere. Die Biber werden,

wie bei uns die Spanferkel gebraten und schmekken vortreflich. Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht aber in wildem Hafer, den sie von den Indianern, den Scheffel zu 2 rthlr. kaufen. Mehl, Schweinefleisch und Salz gehören hier zu den Lekkerbissen. Das Pfund Mehl kostet 16 ggr., das Pfund Salz 1 rthlr. 8 ggr., das Pfund Schweinefleisch 1 rthlr. 4 ggr., das Pfund Kaffee oder Thee 5½ rthlr., das Pfund Zukker aber nur 16 ggr. Denn die Indianer verkaufen vielen, den sie aus dem Zukkerahorn gewinnen. Von diesem See geht eine wichtige Handelsstraße vermittelst des Flusses St. Louis nach dem obern See.

Den 20sten brachen wir von der Sandburg auf, um zur eigentlichen Quelle des Flusses zum Blutigelsee zu reisen. Ich ging den 26sten voran, um bald zu einem Hause zu kommen, worin ich hofte einen Handelsmann zu finden, allein ich traf ihn nicht, und muste allein in diesen Orden eine Nacht zubringen. Den folgenden Tag kam einer meiner Leute mir nach und wir übernachteten neben dem Hause eines Schippewäers, der erst anfangen wolte, uns auszuplündern, aber ganz anständig gegen uns ward, als wir eine ernste Miene machten und er erfuhr, dass wir Freistaater wären. Vor diesen haben die Wilden eine weit grössere Achtung, als vor den Engländern und Franzosen. Sie nennen

und wohl, um uns recht zu bekehren weiße Indianer. Den 1sten Eismond (Febr.) kamen wir beim Blutigelsee, dem äußersten Ziel unserer Reise an, und hatten 4 bis 500 deutsche Meilen zurückgelegt. Ich fühlte mich sehr glücklich, das Ziel der Reise erreicht zu haben, und ward gastfreundlich von den Bewohnern der Blutigelburg empfangen und bewirthet. Unweit des Blutigelsees liegen Seeen, die ihr Wasser dem obern See zuführen, und andre, welche mit dem rothen Fluss in Verbindung stehen. So ist hier die sumpfige Landeshöhe, von der aus das Wasser in den mexikanischen Meerbusen, in den Lorenz- und in den Hudsonsbusen fließt. Am Blutigelsee hatte ich 3 Geschäfte abzuthun: 1) das Land zu erkunden, 2) der Nordwestgesellschaft bekant zu machen, dass sie künftighin müsse die gebührenden Zölle für die Waaren entrichten, die sie in die Freistaaten brächten, und dass dies in Michillimakkinakk geschehen könte, 3) den Frieden mit den Schinpewäern zu vermitteln. In erster Hinsicht machte ich in Begleitung einiger Kaufleute mehre Züge ins Land, die 2te Angelegenheit brachte ich ebenfals zu Stande, und untersagte den Kaufleuten das Aufstekken der englischen Flaggen in unsern Staaten, und das Vertheilen von englischen Schaustükken. Das 3te Geschäft

schäft ward den 16ten Eichmond besorgt. Durch mehre Boten hatte ich die Häuptlinge der Schippewäer auf diesen Tag zu mir einladen lassen und hielt eine Rede an sie. Zum Frieden mit den Sioux brachte ich sie bald, aber nur erst, nachdem ich sie ernstlich bei der Ehre faste, gelang es mir, 2 zu bewegen, nach St. Louis zu kommen, und späterhin hielten auch diese ihr Wort nicht. Freilich eine Reise von 4 bis 500 Meilen ist auch für einen Wilden kein Spaß. —

Den 18ten reiste ich mit meinen Leuten vom Blutigelsee zurükk. Der Vorsteher der dortigen Handelsburg beschenkte mich mit einem Wägleins, davor 2 Hunde gespant waren, ein Geschenk, das hier 200 Dollars Werth hatte. Den 3ten Lenzmond kamen mir einige meiner Leute aus unsrer Burg entgegen und brachten schlechte Nachrichten von dem von mir zurükkgelassenen Befehlshaber derselben, dem Feldwebel. Er hatte die schönsten Bratenstükke, die ich mit nach St. Louis nehmen wolte, verzehrt, den vorräthigen Brantwein vertrunken, ein Fass Schweinefleisch für Geld den Soldaten verkauft, ja er hatte sogar meinen Koffer aufgebrochen, und, was ihm aufs Strengste untersagt war, mit den Indianern gehandelt. Während ich mich mit den andern Leuten bei mir auf das Kärgste behalf, und wir manchmal beinahe vor Hunger und Kälte

wären umgekommen, hatte dieser Elende in der warmen Stube alles verpraßt. Den 5ten kam ich in der Burg an, und setzte den Feldwebel gefangen. Während meines Aufenthaltes in der Burg hatte ich mit den Menomenen mehre Zusammenkünfte. Sie brachten mir ihre Friedenspfeifen für die Abgesandten der Schippewäer, die ich erwartete, und wovon auch den 27sten einer ankam, mit einer Pfeife von 7 Wampun, oder Friedenszeichen. Durch gegenseitige Reden ward der Friede noch fester geknüpft. Diese Zusammenkünfte kosteten mir viel von meinen Lebensmitteln, darum muste ich selbst wieder auf die Jagd gehen. Von den Menomenen wurde ich überall freundlich aufgenommen. Den 9ten lernte ich einen ihrer Häuptlinge kennen, der in einem Tage 4o Elennthiere und einen Bären auf der Jagd erlegt hatte. Den 18ten besuchte ich ein sehr würdiges Oberhaupt, Thomas genant. Er empfing mich nach Art der alten Erzväter. Zuerst zog er mir Schuhe und Kamaschen aus, wies mir den besten Platz in seiner Hütte an, und brachte mir trokkene Kleider herbei, weil die meinigen durchnäst waren. Zum Trinken reichte er uns Ahornsirop mit Wasser verdünt, und fragte mich ob ich Biber- Hirsch- oder Elennfleisch essen wolte. Ich wählte ersteres. Seine Frau füllte sogleich einen Kessel damit an, und verbitte beim Kochen die Brühe mit Mehl, so daſs eine

ordentliche Suppe daraus mach, die mir samt dem Fleisch in jener Zeit eine köstliche Mahlzeit gewährte. Nach dem Mal besuchte ich mit ihm die Hütten der andern Indianer. In jeder bekam ich etwas zum Geschenk, in einigen eine Schaale Sirop, in andern Biberschwänze, die bekantlich zu den gröſten Leckerbiſſen gehören. Als wir in Thomas Hütte zurükkehrten, fanden wir für einen jeden ein weiches reinliches Lager aus den schönsten Bärenhäuten zubereitet, und für mich war noch ein groſses Federkiſſen hingelegt. — Die Menomenen sind alle schön gebaut, haben eine mitlere Gröſse von 5¼ Fuſs, eine helle Gesichtsfarbe, schöne Zähne, gefühlvolle Augen, und in ihrem Blikk liegt Sanftmuth vereint mit groſser Liebe zur Unabhängigkeit. Diese Liebe zur Freiheit geht so weit, daſs wenn Frau und Kinder nicht anders zu retten sind, sie dieselben lieber tödten, als daſs sie sie gefangen nehmen laſsen. — Ich sah sie einen Kriegstanz aufführen, woran sich ein Todtenfeſt anschloſs. Bei diesem wurde den Anwesenden Fleisch vorgesetzt, zweien und dreien eine Schüssel. Jeder sagte vor dem Eſſen eine Art Gebet her, und alle Schüſseln muſsten leer gegeſſen werden. Die Knochen wurden behutsam darin gesammelt und alle ins Wasser geworfen, damit ja die Hunde sie nicht fänden.

Den 6ten Windmond (April) gab ich meinen Leuten ein kleines Fest; wobei alle ausserordentlich fröhlich waren, denn das Eis hatte den Fluss verlassen, alles war zu unsrer Abreise bereit, und den folgenden Morgen verliessen wir unsre Burg. Den 9ten fanden wir 3 Indianer, die sich versteckten. Aus allem ergab sich, dass dies Siwer waren, die schon bei der Heraufahrt an dem Antonisfall sich zweideutig gegen uns benahmen, und die nicht wenig Lust hatten mich zu tödten, weil ich den Frieden vermittelt, und sie noch geneigt waren sich an den Schippewäern zu rächen. Auch gegen den Häuptling der Menomenen gegen Thomas und gegen Herrn Dickson hegten sie einen Hass, weil diese mit den Frieden befördert hatten. Doch fand ich am Peterfluss die meisten Häuptlinge der Siwer mit etwa 600 Männern in 100 Hütten beisammen, und alle zum Frieden geneigt. Sie führten uns in 2 große Hütten, worin an 300 Mann Platz hatten. In dem obern Theile der Hütten befanden sich 40 Häuptlinge und eben so viele Friedenspfeifen, an Stäben gelehnt. Ich setzte die Friedenspfeifen der Schippewäer dagegen, machte sie mit meinen Unterhandlungen mit den Schippewäern bekant, und mit Ausnahme von dreien, die ihren Körper ganz schwarz bemahlt hatten, und Verwandte von denen waren, welche die Schippewäer vor Kurzem ermordet hatten,

nahmen alle den Frieden an. — Mit Bedauern erfuhr ich hier, daſs ein amerikaniſcher Kaufmann habe Brantwein verkauft, was die Geſetze der Freiſtaaten zum Wohl der Indianer ſtreng unterſagen, und hielt mich für verpflichtet bei einer Rükkehr dieſen Frevel anzuzeigen. Den 13ten traf ich einen andern Stamm Siwer an und darunter auch ein ehemaliges Oberhaupt, der wandelnde Wind genant, der vor 7 Jahren einen Kaufmann erſchlagen, darauf ſeine Häuptlingsſtelle niedergelegt und ſelbſt bei ſeinem Volke darauf angetragen hatte, daſs man ihn an die Weiſſen zur Beſtrafung ausliefern möchte. So plagte alſo auch dieſen Indianer das Gewiſſen. — Den 18ten kam ich auf der Handewieſe an, und wohnte daſelbſt einem Kolbenſpiele bei, was die Siwer mit den Füchſen und Winebagos machten. Es waren ihrer 2 bis 300 Spieler. Beide Partheien gaben zuerſt einen gleichen Einſatz zum Gewinn. Ein ſolcher Einſatz beläuft ſich bei groſſen Spielen oft auf mehre tauſend Dollars; und die Parthei, welche 4 Mal hinter einander ſiegt, erhält den ganzen Einſatz. Zum Spiel hat jeder ein Schlagnetz, einen mit Netz überſpanten Reifen, an dem ein Stiel ſitzt. Mit dieſem Schlagnetz wird ein Ball geſchlagen, der aus einer harten Maſſe beſteht und mit Leder überzogen iſt. Der Ball liegt in der Mitte zwiſchen beiden Partheien, die

mehre tausend Schritte von einander einen rund abgesteckten Platz haben. Und welche Parthei in dieses ihr Lager den Ball bringt, hat gesiegt. Bisweilen komt der Ball in einer Stunde nicht an die Erde, weil er stets in der Luft geschlagen wird. — Wahrscheinlich haben die Wilden dies Spiel von den Franzosen gelernt.

Am 23sten hatte ich die große Freude von meiner Frau einen Brief zu empfangen, und den 27sten befanden wir uns in der Gegend des Salzflusses. Hier sahen wir auf mehren Inseln eine ungeheure Menge Taubennester, so daſs wir in einer ¼ Stunde über 300 ausgewachsene junge Tauben sammelten, die uns eine schöne Speise gewähreten. Die Inseln waren so mit Taubenmist belegt, als bei uns die Taubenschläge, und das Girren so vieler dieser Thiere glich dem Winde in einem Walde.

Den 30sten kam ich glüklich in St. Louis, nach einer Abwesenheit von 8 Monaten und 22 Tagen, wieder an.

Zweite Fahrt.

Von St. Louis bis zum Nordfluß.

Nicht lange, nachdem ich von meiner ersten Reise zurükgekehrt war, erhielt ich den Auftrag eine zweite zu machen, um mehre gefangene Osagen in ihr Land zurükzubringen, zwischen ihnen, den Kanzes und den Jetans einen Frieden zu vermitteln, allen eine gute Meinung von den Freistaaten beizubringen, den Arkansas und den rothen Fluß näher zu untersuchen, und wo möglich auf ersterm eine Abtheilung meiner Leute hinunter zu senden und auf dem letzten selbst zurükzukehren.

Den 15ten Heumond (Juli) trat ich in 2 Booten meine Reise von St. Louis an. Wir waren unser 24; und außerdem hatte ich 51 Osagen und Panis bei mir, theils Häuptlinge, die von der Bundesstadt zurükkehrten, größtentheils aber Gefangene die der Freistaat von den Potowatomiern auf-

gelöst hatte. Darunter waren auch Weiber und Kinder. Diese Indianer weckten uns alle Morgen durch ein gewaltiges Klagegeschrei auf, das eine Stunde zu dauern pflegte. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daſs dieſes bei ihnen allgemeiner Brauch sei, daſs man eigentlich die verstorbenen Verwandten betraure, daſs die anfingen, welche erst seit Kurzem Jemand verloren hätten, daſs aber bald alle andern mit einstimten. Während dieſes Klagens sahen alle sehr bekümmert aus, die Thränen flossen ihnen stromweis von den Backen, und sie schluchzten und stöhnten auf das Jämmerlichste. Sobald indeſs die Klagestunde vorüber war, wurden alle so fröhlich und heiter, wie den Tag vorher. Die Klagen sind gewöhnlich folgenden Inhalts: „Mein geliebter Vater (Bruder ꝛc.) lebt nicht mehr. Erbarme dich meiner o grosser Geist! Du siehest, ich jammere und weine täglich um ihn; trockne meine Thränen und schenke mir Trost!“ — Klagt man um einen Erschlagenen, so kehrt folgender Gedanke oft wieder: „Ich bitte dich, Herr des Lebens, erhalte meine Tage, bis ich seinen Tod gerächt habe, und alsdann thue mit mir, wie es dir beliebt!“

Den 28sten fuhren wir in den Osageſluſs von Missuri ein und den 8ten Erntemond (Aug.) segelten wir vor der Mündung des Yungar vorbei, ohne etwas Besonders erlebt zu haben, als daſs ich eine

groſſe Klapperſchlange entraf. Sie lag gekrümmt und ich trat ſo nahe an ſie, daſs ich ſie mit dem Fuſs derb berührte, und beinahe ganz auf ſie getreten wäre. Ich ſtocherte darauf das Thier mit einem Tabeſtock, allein es zeigte nicht die geringſte Neigung, mich zu beiſſen. Aus Dankbarkeit ſchenkte ich dem Thier das Leben. Der Yungar iſt berühmt wegen der vielen ſchwarzen Bären, die ſich an ſeinen Ufern aufhalten, und von den benachbarten Völkern ſtark gejagt werden. Am meiſten jagt man ſie im Winter. Sobald der erſte Schnee fällt, flüchten ſich nämlich die Bären in Höhlen, hohle Baumſtämme und andre Schlupfwinkel und verweilen dort bis zum Frühjahr, ohne gerade ſehr viel von ihrem ſtarken Fett, was ihnen die Herbſtmaſt verſchaft hat, zu verlieren. Mehre Jäger vereinigen ſich zur Winterjagd, und durchſtreifen Wälder und Felſen, um die Schlupfwinkel der Bären zu entdekken. Iſt dies etwa eine Höhle, ſo geht der Kühnſte mit einer Fakkel und einem langen Meſſer in dieſelbe. Ihm folgen andre mit Keulen und Flinten bewafnet. Manche werden ohne Weiteres ſogleich todtgeſchlagen; aber durch den Lärm und das Licht erwachen auch wohl welche und ergreifen taumelnd die Flucht. Doch andre Jäger ſind am Eingange ſtehen geblieben und erwarten die Fliehenden mit geſpannten Hähnen. Selten entkommt einer. Manche dieſer Thiere ſind ſo fett

dafs man von einem mahl 100 Pfund Schmalz erhält.

Von dieser Jagd erlebten wir hier nichts, dagegen muste ich die Osagen gründlich davon überzeugen, dafs wenn ich zu ihrem Schutz mitgewirkt wäre, ich auch nicht dulden könte, dafs sie mich und meine Leute bestöhlen. Ein Häuptling hatte sich ohne Weiteres die Mütze eines Soldaten zugeeignet und wolte sie nicht wieder herausgeben. Allein da ich ihm ernstlich drohete, gab er nach. Mir lag weniger an der Mütze, als an der Erhaltung meines Ansehns. Denn man kann sicher sein, dafs man von den Indianern verspottet wird, wenn man sie bei einer gerechten Sache nicht mit Gewalt zum Nachgeben zwingt. Sie halten die Güte und Nachsicht für Schwäche. — Unsere Schiffahrt ging ungeachtet der ungeheuren Krümmungen des Osage, doch noch ziemlich rasch. Am 15ten kamen mehre Osagen ihren Verwandten entgegen und brachten ihnen zum Fortschaffen ihrer Sachen Pferde mit. Dieses Wiedersehen war äuſserst herzlich und rührend. Die Weiber warfen sich in die Arme ihrer Männer, die Aeltern umarmten ihre Kinder, die Brüder ihre Schwestern, und alle dankten dem guten Geist für die glückliche Wiedervereinigung. Der Häuptling Ohnesohr, dessen 2 Kinder leider noch in Gefangenschaft schmachteten, hielt bei

dieser Gelegenheit eine Anrede an die Osagen, worin er unter andern sagte: „Osagen, ihr seht jetzt eure Weiber, eure Töchter, eure Söhne, eure Brüder wieder, die aus der Gefangenschaft befreit worden sind. Wer aber ist es, durch den sie die Freiheit wieder erlangt haben? — Sind es die Spanier? Nein! Die Franzosen? Nein! Wären diese Völker Herren des Landes, so würden eure Verwandte in der Gefangenschaft umgekommen sein, und ihr hättet sie niemals wieder gesehen. Die Amerikaner waren es, die ihre hülfreiche Hand ausstreckten und eure Freunde sind euch wieder geschenkt. Was könt ihr thun, um euch für diese Güte dankbar zu beweisen? Nichts! Euer Leben selbst reicht nicht hin, um sie zu vergelten." — Den 16ten fuhren wir vor der Stelle vorbei, an welcher 1804 ein Osagen Häuptling, der Schönvogel genant, mit allen seinen Leuten von den Sakken ermordet war. Den 17ten gelangten wir zu einer alten jetzt verlassenen französischen Handelsniederlage von 10 Häusern und weiterhin zu einer verfallenen Pfalburg. Mächtige Steinkohlenlager streichen in dieser Gegend. Den 19ten kamen von den Osagen Pferde für unser Gepäck an, um es zu Lande in die Osagendörfer zu bringen. Ein Felsenriff unterbrach nämlich die Schiffahrt.

Wir wurden von allen Osagen mit vieler Herz-

lichkeit aufgenommen. Von unserm Lager ritten wir öfter in ihre beiden Dörfer, das kleine und das große und wurden mit gekochtem Kürbiss bewirthet und mit Meis, Mehl und Fett beschenkt. Den 22sten hielt ich eine große Versamlung der Häuptlinge, um ihnen den Willen ihres großen Vaters (des Präsidenten der vereinten Staaten) zu erklären. Ihre Gegenerklärungen waren ganz genügend. Zur Fortsetzung meiner weitern Reise kaufte ich jetzt 15 Pferde von den Osagen, und verkaufte meine beiden Fahrzeuge an sie. Nachdem ich den Häuptlingen noch mehre Geschenke gemacht hatte, setzte ich den 1sten Herbstmond meine Reise weiter fort; und wurde von 3 Panis-Indianern, 11 Osagen und einer Osagin begleitet. Ehe ich aber meine weitere Reise beschreibe, muss ich noch Einiges über die Osagen bemerken.

Die Gegend, worin die beiden Dörfer der Osagen liegen, ist eine der schönsten und fruchtbarsten. Sie wird von 3 Aermen des Flusses durchwässert und hat schönes Holz neben den üppigsten Wiesengründen. Der Wandrer sieht hier schon im Voraus, welche Städte, Palläste, Landhäuser und Dörfer in diesem Eden vereinst entstehen und welche große Viehheerden die schönen Ebnen beleben werden. — Die Osagen scheinen von Nordwesten her eingewandert zu sein, und reden mit den Kanzes, Otoern und

andern Völkern am Missuri dieselben Sprache. Viele Kriege haben sie mit den Sakken, den Potowatomiern, den Jetans und andern Völkern führen müssen, wodurch sie sehr geschwächt sind; doch zählt man ihrer noch 4000 Köpfe, wovon der 4te Theil die Waffen führt. Die Männer bei den Osagen werden eingetheilt in Krieger (Jäger) und in Nichtkrieger. Letztere sind entweder Köche oder Aerzte. Die Aerzte verwalten auch das Geschäft der Priester oder Zauberer und haben dadurch großen Einfluss. Ihre Gaukeleien gleichen denen, welche bei andern Indianern vorkommen. Nur ein Beispiel, was ich erlebte, will ich davon erzählen. Alle Zauberer waren in dem Hause des ersten Häuptlings in Gegenwart von etwa 500 Menschen versammelt, und hatten rings um den Platz, wo ihre heilige Schaar sich aufhielt, 2 Reihen von Feuern angezündet. Die Gaukeleien fingen damit an, dass einige sich ein großes Fleischermesser in die Gurgel stießen, so dass das Blut heraus zu fließen schien. Andere durchstechen sich die Nase mit spitzen Stöcken, verschluckten Knochen und zogen sie durch die Nasenlöcher wieder heraus u. s. w. Einer stekte sich (nachdem er mich gefragt was ich ihm dafür geben würde, und ich ihm ein Hemde versprochen) ein Stöckchen scheinbar unter vielen Schmerzen, durch die Zunge, ließ darauf von einem andern Zauberer sich die Zunge ab-

schneiden, der sie empor hält und dann wieder fallen läßt. Ich sagte darauf dem Zauberer, ich wolle ihm ein Hemd geben, wenn er mir selbst die Zunge abschneiden ließe, und brachte ihn dadurch in die größte Verlegenheit. Die Köche stehen entweder bei einem Häuptling im Dienst, oder sie bereiten die Speisen für mehre zu. Einige Köche sind vorher Krieger gewesen; aber weil ihnen die Ihrigen starben und sie selbst alt wurden, so entschlossen sie sich zu dieser häuslichen Arbeit. Sie dienen zugleich als Geschäftsbesorger, z. B. als Ausrufer. Wollen wir Jemanden sprechen, so wandten wir uns an einen von ihnen, und der rief laut denselben das ganze Dorf durch. Bei großen Gastmälern übernehmen sie das Einladen und das Nöthigen zum Essen. Ich wurde von allen Häuptlingen oder angesehenen Leuten eingeladen, und nahm 15 Einladungen in einem Tage an, denn überall brauchte ich nur zu kosten. Gekochter Reis mit Büffelfett, Fische und Kürbisse sind die Hauptspeisen der Osagen. — Ihre Dörfer sind sehr unregelmäßig gebaut. Zwischen den Häusern sieht man oft nur ganz enge Durchgänge, und an manchen Stellen ist der Raum durch Pferdeställen versperrt. Die Häuser werden von Holz gebaut und sind sehr geräumig. Matten von Schilfrohr sichern Dach und Wände gegen den Regen. In der Mitte des Hauses, das gewöhnlich 2 Thüren besitzt,

befindet sich die Feuerstelle, und an dem einen Ende des Zimmers ein 3 Fuß erhöhter mit Fellen künstlich bedekter Ehrenplatz. Die Osagen wohnen jetzt in 6 Dörfern, zwei davon, das große und das kleine liegen etwas über eine Meile von einander entfernt, und das 3te, zu dem wir nicht kamen, befindet sich an einem Nebenfluß des Arkansas. Die Bewohner des kleinen Dorfes haben in den neuern Zeiten, vorzüglich von den Potowatomiern viel gelitten. Diese fanden die Weiber und Kinder derselben in einem Lager allein, während 50 bis 60 Männer auf der Jagd entfernt waren. Sie ermordeten Alles, was sich widersetzte 44 Seelen, und führten 60 in die Gefangenschaft, von denen, durch Vermittelung der Freistaaten, 46 ausgelöst wurden, die ich eben heimbrachte. Welch einen Schrekken die Männer hatten, als sie nach jenem Ueberfall in ihr Lager zurükkamen, kann man sich denken. Einer fand seine Frau mit 4 Kindern ermordet. Allein die Osager dachten doch nicht an Rache, weil die Freistaaten sich ins Mittel legten.

Unsere weitere Reise hatte viel Einförmiges, obgleich sie durch sehr schöne Gegenden ging; den 6ten verließen uns die meisten Osagen, die durch Träume waren beunruhigt worden und deshalb zurükkehrten. Den folgenden Tag überstiegen wir den Höhenzug, welcher den Osage vom Gebiet des Arkansas trennt,

genossen von ihm eine schöne Aussicht, schossen viele Truthühner und Dammhirsche, und kamen zuletzt in ein schönes Land, was zwischen 2 Nebenflüssen des Arkansas liegt. Hin und wieder fanden wir einen steinichten Boden, und im Ganzen wenig Holz auf unserm Zuge bis zum Kanzesfluss, an dem wir wegen des Regens 2 Tage in Zelten verweilten. Den 22sten begegneten wir einem Panis, der uns sagte, dass der Dr. Robinson, den wir mit einem Panis vorausgeschikt hatten, in seinem Dorfe angekommen sei, dass der Häuptling uns mit 60 Pferden entgegengeritten wäre, und uns verfehlt habe, dass neulich 6 Panis von den Jetans ermordet seien, und eine spanische Reiterschaar von 300 Mann in diesen Gegenden sich habe sehen lassen. Den 24sten kamen mehre Panis zu uns, und brachten uns Büffelfleisch zum Geschenk. Den 25sten hielten wir einen feierlichen Einzug in das Dorf derselben. Von dem Häuptling, der weiße Wolf genant, bekam ich einige nähere Nachrichten über die spanische Reiterschaar. Die ganze Sache verhielt sich also: Als ich von St. Louis abreiste, standen die Verhältnisse zwischen den Freistaaten und Spanien sehr zweifelhaft. Spanien erfuhr durch seine Leute in St. Louis bald, dass ich nach den streitigen Gegenden abgeschikt sei, und beschloss sogleich eine Gegensendung zu machen. Diese solte 1) mich und alle übrigen

Nicht-

Mexicaner auffangen, 2) das Land kennen lernen, und 3) die Jetans, Panis und Kanzes für Spanien gewinnen. Ein Haufe von 60 Mann wovon jeder 2 Pferde und ein Maulthier hatte, befehligt von Malgares zog deshalb den rothen Fluss etwa 230 Stunden hinab, und hatte Unterredungen mit den Jetans; von hier wandte er sich zum Arkansas, liess 240 Mann mit den schlechten Pferden zurükk, und begab sich zu den Panis. Von diesen kehrte der Zug, ohne bis zu den Kanzes vorzudringen, den Arkansas-Strom hinauf zurükk. Die amerikanischen Kaufleute, die Malgares fand, schikte er alle nach Natchitoches.

Die Gegenden, durch welche die einzelnen Aerme des Kanzes fliessen, machen eine grosse Wiese aus. Nur an den Flüssen ist weniges Holz. Viele Salzquellen befinden sich auf den Wiesen. Ich traf, was mir sehr auffiel, von den Osagen bis zu den Panis nur Büffelstiere, und späterhin ganze Heerden von Büffelkühen, was vielleicht daher rührt, dass diese Thiere ausser der Brunstzeit sich absondern.

Die Panis machen zusammen über 6000 Seelen aus. Sie theilen sich in 3 Stämme, wovon 2 am Plattenfluss wohnen. Sie treiben etwas Akkerbau, wie die Osagen, halten viel auf gute Pferde, und wohnen in Häusern von Flechtwerk, die mit Erde und Rasen bedekt und inwendig in einzelne Zimmer abge-

theilt sind. Im Winter verlassen sie, wie die meisten jagenden Völker, ihre Dörfer, vergraben ihre Sachen und Vorräthe und leben in Zelten. Sie sind schlecht bekleidet. Den meisten fehlen die Beinkleider.

Den 28sten hatte ich eine Zusammenkunft mit den Osagen, welche mich bis hieher begleitet, und mit 12 Kanzes, die sich hier einfanden und schloss zwischen beiden einen Frieden; worüber ich beiden Theilen etwas Schriftliches gab. Die Kanzes sind 1500 Seelen stark, und gleichen sehr den Osagen. Den 29sten hatte ich eine feierliche Zusammenkunft mit den Panis, wobei die Kanzes und Osagen zugegen waren. Bei dieser Zusammenkunft willigten die Panis, wovon 400 Krieger zugegen waren, in alle meine Forderungen, nur eine übergingen sie. Ich verlangte nämlich, sie solten die spanische Flagge, die auf der Wohnung des Oberhauptes wehte, herunternehmen und die amerikanische aufstekken, weil der Präsident der vereinten Staaten ihr wahrer grosser Vater sei. Nach einem langen Stillschweigen stieg ein alter Mann von seinem Sitze auf, ging vor die Thüre, riss die spanische Flagge herunter, legte sie zu meinen Füßen, nahm drauf die amerikanische, und stekte sie auf. Allein auf den Gesichtern aller übrigen las man Bestürzung und Kummer. Darauf sagte ich; ich hätte jetzt gesehen, dass sie

gehorsame Söhne wären. Da ich ihnen aber beständigen Frieden wünsche, und sie in keine unangenehme Lage gegen die Spanier bringen möchte, so wollte ich ihnen die spanische Flagge zurükgeben, jedoch unter der Bedingung, dass sie erst nach unserm Abzuge wieder aufgesteckt würde. — Diese Rede erfüllte alle mit großer Freude. Doch am 1sten Weinmond machte mir der oberste Häuptling die Erklärung, er habe es nicht geduldet, dass die Spanier weiter ins Land vordrängen und würde es auch nicht dulden, dass wir weiter reisten, wir möchten also zurükkehren. Ich entgegnete ihm, dass ich bisher überall ein Bote des Friedens gewesen sei, dass aber, wenn er mich würde aufhalten, wir Lust hätten unser Leben theuer zu verkaufen, in der sichern Ueberzeugung, unser großer Vater würde andre Krieger hersenden, um unsern Tod zu rächen. Mehre Tage verflossen jetzt in einer gewissen Spannung und als ich den 7ten abreiste, so geschah dies mit aller Vorsicht, um bei einem Angriff, so viel als möglich zu tödten, obgleich unser Untergang dabei unvermeidlich war; denn was solten 25 Männer gegen mehre Hunderte machen? Allein es geschah kein Angriff und wir schlugen jetzt den Weg ein, den die Spanier genommen hatten. Den 15ten verließ ich mit Dr. Robinson unsre Leute, um den Weg der Spanier aufzusuchen, den wir verloren hatten, wir er-

legten 2 Büffel, die aber bald von den Wölfen verzehrt waren, und irten bis zum 18ten umher, ohne unsre Leute wieder zu treffen. Dabei war kalter Wind und Regen. Ich gerieth zuletzt in die tödtlichste Angst. Den 18ten entdekten wir endlich um 10 Uhr 2 unsrer Leute, und kamen bald darauf zu den übrigen in einem Lager am Arkansas. Nachdem wir über den Fluss gesetzt, fingen wir an, Kähne zu erbauen und jagten dabei fleißig. Auf unsern Jagdzügen trafen wir viele Wieseneichhörnchen (sciurus pratensis) wisch-ton-wisch von den Indianern, ihrer Stimme wegen genant. Diese Thiere leben in großer Anzahl bei einander in Erdhöhlen an Abhängen von Hügeln, die sich in der Nähe von Wasser befinden. Die Wohnungen laufen schraubenförmig in die Erde, und die herausgebrachte Schuttmasse ist oberhalb des Einganges so angebracht, dass sie den Regen von der Höhle ziemlich abhält. Die Höhlen gehen tief hinein. Rings um diese Eichhörnchenwohnungen ist alles Gras verwüstet. Ob sie davon sich nähren, oder ob sie damit ihre Wohnungen auspolstern, weiß ich nicht. Ihr Leib ist braun, mit einem weißen Bauch; ihr Schwanz gleicht dem unsrer Eichhörnchen, doch ist er kürzer. Sie sind sehr fett, und ihr Fleisch schmekt, zumal wenn man es dem Froste ausgesetzt hat, wodurch es den ranzigen Geruch verliert, sehr gut. Oft ist

ein Hügel von mehren tausend Schritten ganz von ihnen belebt; etwa alle 10 Schritte befindet sich eine Höhle. Oft sitzen sie vor denselben und lassen die Laute wisch-ton-wisch erschallen. Sie schauen aber stets vorsichtig um sich, und nur ein guter Jäger trift sie. Es ist gefährlich sich ihren Wohnungen zu nähern; denn allerlei Unthiere, zumal 2 Arten Klapperschlangen, Eidechsen nebst Landschildkröten findet man dort in buntem Gemisch. Wir schossen auf einem Jagdstreifzuge an einem solchen Wieseneichhörnchenhügel 9 ungeheuer große Klapperschlangen.

Den 28sten sandte ich den Lieutenant Wilkinson mit 6 Mann, worunter 2 Osagen waren, in 2 Fahrzeugen, die wir erbauet hatten, meiner Vorschrift gemäß, den Arkansas hinunter, nachdem ich ihn mit allem Nöthigen ausgerüstet hatte. Wir übrigen setzten an demselben Tage unsre Reise stromauf fort. Den folgenden Tag trafen wir ein verlassenes indianisches Lager und aus den groben Zeichnungen an den Felsen erkanten wir, dass es 21 Mann und darunter 7 mit Flinten bewafnet, gewesen wären. Den 31sten fanden wir an mehren Stellen wo Wasserpfützen gestanden hatten, angeschossene Salzstrählen (Salzkristalle) und sahen viele Gemsen oder Antilopen und verwilderte Pferde. Wir bemühten uns mehre von letztern zu fangen, hatten aber den Kum-

mer, nicht allein keins zu fangen, auch noch zwei von den unsrigen dabei zu verlieren. Den 4ten Regenmond sahen wir in einer Ebne eine Heerde von 3000 Büffelkühen und Kälbern weiden; und solche Heerden erblikten wir öfter. — Je höher wir den Fluss hinauf kamen, desto bergiger ward das Land, desto geringer, (was von der Jahreszeit herrührte,) das Pferdefutter und desto matter die Pferde. Den 11ten trafen wir mehre verlassene indianische Läger an. Wahrscheinlich rührten sie von den Jetans her; aber zu dem Volke selbst, das auch südlicher wohnt, kamen wir nicht, obgleich es anfänglich mit in unserm Plane lag. Dies Volk ist sehr kriegerisch, hat in frühern Zeiten viele zerstörende Einfälle in die spanischen Besitzungen gemacht, treibt keinen Akkerbau und ist über 8000 Seelen stark. Malgares, der es auf seinem Zuge 500 Mann stark, alle auf weißen Pferden reitend mit Ausnahme der Offiziere, die schwarze hatten, besuchte, fand auf einer Ebne 1500 seiner Krieger beisammen, die muthig und kühn die Rosse tummeln, ward aber gut von ihnen aufgenommen. — Mein Bestreben ging jetzt nur noch dahin, die Quellen des rothen Flusses aufzusuchen und auf dem nach den Freistaaten zurükkzukehren, und obgleich ich sahe, dass mir der Winter dies nicht sobald erlauben würde, zog ich doch getrost weiter fort. Den 15ten erblikten wir die mexi-

kanischen Gebürge. Den 18ten schossen meine Leute 17 Büffel; denn wir wolten uns jetzt mit Vorrath versorgen, weil wir befürchteten in den Gebürgen wenig Nahrung zu finden. Den 19ten ruhten wir deshalb, trokneten das Fleisch, und labten uns an 136 Stükk Markknochen. Wir rükten den folgenden Tag langsam und vorsichtig fort, denn unsre Pferde waren matt, und wir hatten frische Spuren von Wilden erblikt. Den 22sten stürzten auch mehre aus den Wäldern auf uns zu. Doch näherten sie sich als Freunde, reichten uns die Hände und umarmten uns. Wir erfuhren, dass sie Panis von dem Plattenfluss seien, die einen vergeblichen Kriegszug gegen die Jetans gemacht hätten. Weil solche Krieger, die keinen Feind getroffen haben, sehr blutdürstig zu sein pflegen, so waren wir auf unsrer Hut, und musten das unsrer Schwäche wegen um so mehr. Wir waren unsrer 16; und die Panis 60, zur Hälfte mit Flinten und zur Hälfte mit Bogen und Pfeilen bewafnet. Ich gab ihnen eine Stange Tabakk, 12 Messer, 60 Feuerstähle und 60 Flintensteine, allein sie verlangten Meis, Dekken, Kessel, Pulver und Blei, und obgleich die Friedenspfeife geraucht ward, warfen doch einige ihre Geschenke verächtlich weg. Als wir unsre Pferde wieder paken wolten, umringten uns alle und fingen an, uns zu plündern, ich beschweerte mich beim Anführer

darüber, er aber ſagte, es wären allerdings Schurken, aber dabei bliebs. So muſten wir an unſre eigne Vertheidigung denken. Ich ließ meine Leute zu den Waffen greifen, und erklärte, daſs ich den erſten, der unſre Sachen berührte, ſogleich erſchieſſen würde. Dies half, und wir ſchieden bald darauf. Mehre Sachen waren uns aber doch entwandt. — Den 24ſten ließ ich meine Manſchaft zurükk, die ſich eine Pfalburg errichten ſolte, und ich ging mit Dr. Robinson und 2 Mann gegen die Gebürge, um ſie zu beſteigen und die Fluſſgebiete von der Höhe zu überſehen. Die erſte Nacht brachten wir unter einem Baume ohne Waſſer bei groſſer Kälte zu, die zweite in einer Bergſchlucht. Wir hofften von hier aus die Berge zu erſteigen und den Abend wieder zurükk zu ſein. Darum ließen wir in der Schlucht unſre Sachen. Aber wie täuſchen die Berge! Nachdem wir den ganzen Tag gegangen waren, befanden wir uns noch ſehr fern von der Höhe, und muſten, ohne Waſſer, ohne Lebensmittel und ohne Dekken in einer Höhle übernachten. Den andern Morgen hatten wir über uns einen ſehr heitern Himmel, unter uns aber ſchwebten die Wolken. Nach einigen Stunden erreichten wir den ganz mit Schnee belegten Bergrükken. In einer Entfernung von 3 Meilen ſahen wir den Pik, der noch ein Mal ſo hoch, als unſer Berg zu ſein ſchien. Uns war es jezt unmöglich, ihn zu

bestiegen, denn Kälte, Hunger und Durst quälten uns im gleichen Maaße. Gegen Abend kamen wir in unser Felsenkluftlager wieder an, und nach 48 stündigem Fasten musten wir uns mit einem Rephuhn und einem Paar Rehtibben begnügen; denn unserer andern zurükgelassenen Speisen hatten sich die Raben bemächtigt. Das Land zwischen den Bergen ist sehr fruchtbar, und an vielen Orten trift man verlassene Läger der Jetans. Der Arkansas fließt hier aus mehren Bächen zusammen und ist von seiner Quelle bis zu seiner Mündung 430 deutsche Meilen lang, und nahe an 400 Meilen schifbar. Die Ufer des Arkansas können mit vollem Recht das irdische Paradies der Indianer genant werden; denn keine andre Gegend ist so wildreich als diese.

Den 29sten kamen wir zu unsrer Manschaft zurükk und setzten den folgenden Tag die Reise gemeinsam weiter fort. Allein unser Zug war nicht erfreulich. An vielen Stellen lag Schnee, den die Pferde wegscharren musten, um sich dürftig zu ernähren. Diese armen Thiere hatten große Wunden durch das Tragen erhalten, und um ihr Elend zu vermehren, sammelten sich zahlreiche Elsterschaaren um sie, herbeigelokt durch die Wunden, und hakten ihnen das Fleisch vom Leibe herunter. Ja die Elstern wurden so vom Hunger gequält, dass sie selbst uns auf den Leib flogen. Den 3ten Christmond (Dec.)

maß ich die Höhe des Pik und fand sie 18,500 Fuß über der Meeresfläche. Wir rükten, in der Meinung noch immer die Spuren der Spanier zu haben, tiefer und tiefer in die Gebürge hinein, fanden Steinsalz und mehre Schwefelquellen, kamen durch einige enge Schluchten und gelangten den 13ten an die Quellen des Plattenflusses. Hier sahen wir viele Spuren von dagewesenen Pferden, allein an einer Stelle waren wenigstens 1000 Pferde Monate lang gewesen. Dieser Umstand überzeugte uns, daſs wir die Spuren von Indianern verfolgt hätten, und ich wuſte nun gar nicht mehr, wohin ich aufbrechen solte. Dabei muſten wir ein Pferd nach dem andern zurükklassen und meine Leute waren fast nakt bei der Kälte. Einige hatten auch keine ordentlichen Waffen mehr. Endlich gingen uns fast alle Spuren aus. Da faste ich den Entschluſs, mich südwestlich zu wenden, und die Aufsuchung des spanischen Heereszuges aufzugeben. Späterhin trafen wir ein Lager so groß, wie noch keins. Wenigstens 3000 Indianer muſten darin gewohnt haben und in der Mitte stand ein groſses Kreuz. Wir fanden einen Fluſs, den wir für den rothen hielten und gingen ihn hinunter. Den 21sten theilten wir uns, nachdem wir in mehren Tagen nichts geschossen und schon Hungersnoth gelitten hatten in 3 Abtheilungen, um zu jagen. Den heiligen Abend waren wir alle zusammen und

das im Besitz von 8 erlegten Büffeln, die ohne Salz unsre Weihnachtsspeise ausmachten. Unsre Lage war traurig. Wir lagen die Nächte, halb nakkend, auf dem Schnee oder auf nasser Erde, und verbrannten auf der einen Seite fast am Feuer, während wir auf der andern erfroren. Den einen Morgen ging es uns wie den griechischen Kriegern in Persien, wir musten uns aus dem in der Nacht gefallenen Schnee herauswühlen. Unser Zelt diente nämlich den Kranken als Bette und darum war der freie Himmel unser Obdach. Auf dem furchtbarsten Wege zogen wir den südlichen Arm des Arkansas, ihn für den rothen Fluss haltend, hinab, und musten oft über sein Eis von einem Ufer zum andern setzen; wobei die Pferde sehr litten. Wir versuchten auf den Bergen weiter zu kommen, aber das war ganz unmöglich. Dabei verloren wir ein Pferd und musten unsern Weg an und auf dem Fluss, das Eis mit Sand für die Pferde bestreuend, weiter fortsetzen. Den 4ten Frostmond (Jan.) gingen wir je 2 und 2 nach verschiednen Richtungen, um zu jagen, weil es uns wieder an Lebensmitteln fehlte. Den 4ten sah ich nichts, den 5ten schoss ich auf einige Hirsche einige Mal vergeblich, weil meine Flinte sich bei einem Fall verbogen hatte. Bald darauf zerbrach sie mir ganz. Dabei bemerkte ich jetzt zu meinem neuen Kummer, dass ich würklich noch am Arkansas war. An die-

ſem Tage fiel gerade mein Geburtstag und ich bat inbrünſtig den Himmel, daſs er mich doch nie mehr ſo elend und unglüklich möge denſelben erleben laſſen. Allein das Unglükk war nicht ganz ohne Glükk. Einer von uns hatte einen Büffel und mehre Hirſche geſchoſſen. Am 9ten fanden wir uns alle wieder zuſammen und beſaßen hinlängliche Nahrung. Allein meine Pferde waren unbrauchbar und ich wuſte nicht, wohin ich mich wenden ſolte, um den rothen Fluſs zu finden. Endlich beſchloſs ich, nach langem Sinnen, eine Pfalburg zu bauen, darin die Pferde nebſt einem Theil des Gepäkkes und einem Paar Mann zu laſſen, und mit den andern Leuten, die nöthigſten Sachen auf dem Bukkel, über die Gebürge zu gehen, um ſüdlich den rothen Fluſs und wahrſcheinlich dabei auch Indianer zu finden, und dann die andern Leute und Sachen nachzuholen. Den 14ten reiſten wir von der Pfalburg ab, jeder 45 Pfund und ſo viel Lebensmittel als er wolte, auf dem Rükken. Wir gingen einem ſüdlichen Arm des Arkanſas hinauf. Leider aber hatten den 17ten neune der Unſrigen erfrorne Füße, und darunter waren gerade auch die, welche am beſten jagten. Den folgenden Tag ging ich mit Dr. Robinson allein auf die Jagd, um für unſre kranke Leute zu ſorgen; allein wir ſchoſſen nichts, und kehrten darum nicht zu unſern Leuten zu-

rükt. Den 19ten feuerten wir 8 Mal vergeblich unter eine Büffelheerde. Die Mattigkeit und Erschöpfung erreichte jetzt bei mir den höchsten Grad; denn wir hatten bei starken Märschen seit 4 Tagen nichts zu essen gehabt, und dabei in der letzten Nacht vor Sorgen und Kälte keinen Augenblikk geschlafen. Robinson ging es nicht viel besser, und wir waren beide schon auf den Hungertod gefast. Allein plötzlich erblikten wir wieder eine Büffelheerde, und damit erwachte von Neuem unser Muth; und wir hatten das große Glükk eins dieser Thiere zu tödten. Obgleich es schon dunkel wurde, so eilten wir doch, jeder mit einem großen Stükk Fleisch beladen zu unsern Gefährten und kamen um Mitternacht bei ihnen an. Als ich meine Bürde abwarf, fiel ich fast selbst um, und bekam einen gewaltigen Schwindel. Die Leute, welche sich ebenfals schon auf den Hungertod gefast gemacht hatten, freuten sich kindlich, mich und Robinson wieder zu sehen. Den 20sten holten wir das andre Fleisch heran und den 22sten reisten wir weiter. Zwei aber ließen wir, weil sie durchaus nicht gehen konten zurükk und versahen sie mit Lebensmitteln, Feurung, Pulver und Blei. Wir versprachen, sie sogleich abzuholen, wenn wir eine sichere Stätte gefunden hätten und schieden von ihnen unter den bittersten Thränen. Den 23sten verließ ich mit Robinson unsre Leute, um zu jagen,

allein es fing ſtark an zu ſchneien und wir ſchoſſen nichts. Wir muſten durch 3 Fuß hohen Schnee waten. Den 24ſten trafen wir unſre Leute und einer von ihnen fing jetzt an zu murren; daſs es zu viel gefordert ſei, ohne Nahrung, mit ſchwerem Gepäkk beladen, durch hohen Schnee zu reiſen. Glüklicher Weiſe ſchoſs Robinſon einen Büffel, und nachdem der Hunger geſtillt war, hielt ich dem Murrenden die nöthige Strafpredigt, und konte dies mit vollem Recht, da ich in Ertragung aller Widerwärtigkeiten jedem einzelnen mit gutem Beiſpiel vorangegangen war; indem ich, Jäger und Wegweiſer zugleich, doch eben ſo viel trug, als jeder andre. Alle waren auch von meiner ernſten, aber väterlichen Ermahnung gerührt und verſicherten, daſs ſie in jeder Lage ihre Pflichten erfüllen würden. Ich aber nahm mir auch vor, behutſamer in Abſicht der Lebensmittel zu ſein; denn unſer Leben hatte jetzt ſchon mehre Male an einem ſeidnen Faden gehangen.

Den 27ſten traten wir, hinlänglich mit Nahrungsmitteln verſehen, unſern Marſch wieder an, nachdem wir zwei unſrer Gefährten, die zu ſehr an den Füſſen litten, mit Lebensmitteln verſorgt, zurükgelaſſen hatten, und noch an demſelben Tage genoſſen wir die Freude, einen Bach zu treffen, den wir für einen Arm des rothen Fluſſes hielten. Zugleich ſahen wir vor uns eine zweite hohe Gebirgs-

kette. Den Josten kamen wir zum Nordfluss, den wir für den rothen hielten, und so befanden wir uns ohne unser Wissen auf spanischem Gebiet. Den 12sten Elsmond (Febr.) fingen wir an, eine Burg von starken Pfälen zu bauen, die wir mit Wällen und Gräben sicherten. Der Eingang dazu war ganz versteckt, ging durch die Erde und man muste auf allen Vieren durchkriechen. Nicht allein gegen Indianer sondern selbst gegen 100 Spanier hätten wir uns mehre Tage darin behaupten können. Durch die Jagd ernährte ich meine Leute.

Der Dr. Robinson, mein treuester Genosse und kühnster Gefährte reiste den 7ten von mir ab, um eine Schuldforderung in St. Fé einzutreiben und dabei das nördliche Neu-Mexiko, das uns so nahe war, und von dem man doch so wenig wuste, kennen zu lernen. Die Schuldforderung hatte er nur als Mittel, um den letzten Zwekk zu erreichen. Er hofte wieder bei mir zu sein, ehe ich den rothen Fluss hinunter seegelte. Den folgenden Tag brachen 5 Mann auf, um die zurükgelassenen Unglüklichen nebst mehrem Gepäkk herbeizuschaffen. Den 16ten erblikte ich auf der Jagd 2 spanische Reiter, die uns im Galopp nachjagten und drohend ihre Lanzen schwangen. Wandten wir uns gegen sie, so drehten sie sich eilig um und jagten wieder davon. Endlich versteckten wir uns in einem Hohlweg, um sie herbei

zu ziehen, und dann mit ihnen uns zu unterhalten. Dies gelang uns nach vielen Umständen. Sie sprachen etwas gebrochen Englisch, und ich erfuhr von ihnen, daſs sie vor 4 Tagen St. Fé verlaſſen hätten, und daſs Dr. Robinson daſelbſt angekommen und sehr freundlich von dem Statthalter aufgenommen wäre. Ich hielt sie für Kundschafter, war deshalb sehr vorsichtig gegen sie, nahm sie aber doch mit in die Burg, und setzte ihnen aus einander, daſs ich den Fluſs hinunter fahren wolte. Sie berichtigten meinen Irthum nicht, wunderten sich über meine 5 Leute, und daſs wir keine Pferde hätten u. ſ. w. Den folgenden Tag reisten sie ab, nachdem ich sie beschenkt hatte. An diesem Tage kamen meine ausgesandten Leute wieder, allein die am 22sten Frostmond (Jan.) zurükgelaſſenen beiden Leute waren noch nicht im Stande gewesen, die Reise zu versuchen. Sie hatten beim Wiedersehen ihrer Gefährten Freudenthränen vergoſſen, aber gränzenlos war auch ihre Verzweiflung gewesen, als diese von ihnen schieden. Sie überschikten mir einige Knochen, die sie aus ihren halbverfaulten Füſsen herausgenommen hatten, und lieſsen mich um Alles bitten, sie zu retten. Das geschah späterhin auch. Denn ich sandte den 19ten den Feldwebel mit einem Mann wieder ab, damit sie in unsre Burg am Arkanſas, 36 deutsche Meilen von uns, gingen, dort die beiden zurükgelaſſenen Leute

nebſt

nebst den Pferden herbei führten und auf diesen auch die Fußkranken mit brächten*). — Ich erwartete unterdeſs einen Beſuch von den Spaniern und erhielt ihn auch am 26ſten. Es kamen nämlich 50 Dragoner und 50 Mann Landwehr zu Pferde an. Ich lud die beiden Befehlshaber zu mir in die Burg, ſie willigten ein, und man eröfnete mir, daſs der Statthalter von Neumexiko erfahren, daſs ich mich verirt habe, daſs er mir deshalb Geld, Lebensmittel, Maulthiere und Pferde anbieten ließe, um an den rothen Fluſs zu gelangen, welcher Fluſs 8 Tagemärſche unterhalb St. Fé ſchifbar werde.— „Wie — rief ich aus — iſt dies denn nicht der rothe Fluſs?“ — „Nein mein Herr. Dies iſt der Nordfluſs;“ antwortete einer der Befehlshaber, und dieſe Worte brachten mich in die größte Beſtürzung. Ich hatte alſo eine Burg auf ſpaniſchem Boden errichtet und die nordamerikaniſche Flagge dort aufgeſtekt. — Ich zweifelte jezt keinen Augenblikk, daſs man mich als einen Gefangenen behandeln würde. Zwar hätte ich mich eine Zeitlang behaupten können; allein mir waren alle Feindſeeligkeiten gegen die Spanier von meinen Obern unter-

*) Es kamen dieſe Unglüklichen, freilich als Krüppel, in die Freiſtaaten zurükk, und genießen jezt vom Staat einen angemeſſenen Jahrgehalt.

ſagt; und darum entſchloſs ich mich, den freundlichen Aufforderungen der Spanier, mit ihnen nach St. Fé zu gehen, zu folgen. Ich ließ aber 2 meiner Leute zurükk, damit ſie den andern, die ich nach dem Arkanſas geſchikt hatte, bei deren Rükkunft meine Befehle übergeben möchten, die darin beſtanden, gleichfals den Spaniern zu folgen.

Dritte Fahrt.

Von der Nordflussburg, bis Natchitoches.

Den 26sten verließ ich meine Burg von 50 Spaniern begleitet, und erfuhr dann auch bald, daſs der Statthalter den Befehl gegeben habe, mich und meine Leute auf jeden Fall nach St. Fé zu bringen. Den folgenden Tag setzten wir über den Nordfluſs und hatten eine sehr strenge Kälte. Wir überstiegen eine Menge Berge und erblikten eine schöne Heerde wilder Pferde. Einige Franzosen, die bei den Spaniern waren, suchten sich mein Vertrauen zu erwerben, weil sie als Spione dienten; ich aber ließ sie gewaltig ablaufen. Indeſs, ihrem Handwerk gemäß, ertrugen sie jede Grobheit von mir. Die Spanier dagegen zeigten viele Liebenswürdigkeit. Den 1sten März verlieſsen wir den Schnee, und kamen in eine Gegend, worin schon die ganze Pflanzenwelt in voller Frühlingsregung war, 9 Meilen von meiner Burg entfernt, wo gewiſs der Frühling erst 1 Monat später sich wird gezeigt haben. Das

Dorf Agua Caliente (Warmbrun), wodurch uns unſer Weg führte, iſt von 500 geſittigten Indianern bewohnt. Die Häuſer derſelben bilden ein Viereck, ſo daſs die hintern Wände als Mauern dienen. Die Dächer derſelben ſind faſt flach, weil es dort wenig regnet und ſchneiet. Die Häuſer von Lehm aufgeführt, haben theilweis Fenſter von Talk. In der Nähe des Dorfes iſt eine Waſſermühle. Die 2 warmen Quellen, von welchen das Dorf den Namen hat, ſind heiß und haben ſo viel Waſſer, daſs jede eine Mühle treiben könte. Späterhin kamen wir durch mehre Dörfer, wovon einige auch in Schutt lagen, weil die Jetans ſie zerſtört hatten. Aus Agua Caliente hatten ſie allein bei dieſem Einfall 2000 Pferde weggetrieben. Alle Dorfbewohner nahmen uns mit vieler Herzlichkeit auf. Ja ſie ſtritten ſich ordentlich um uns, und fühlten ſich ſehr glüklich, wenn wir bei ihnen übernachteten. Sie verbanden die Froſtwunden der Meinigen, gaben uns das weichſte Lager und erquikten uns aufs Beſte mit Speiſe und Trank.

Den 2ten Lenzmond (März) kamen wir nach St. Johann, einem Dorfe, worin der erſte Geiſtliche der Gegend wohnt. Derſelbe empfing uns freundlich, und die ſämtliche ſpaniſche Manſchaft küſte ihm die Hand oder den Rokk. Ich übernachtete bei ihm mit dem Anführer der Spanier und wurde mit einer

großen Liebe und Freundschaft behandelt und aufs Beste bewirthet. Allein weil ich seit langer Zeit an Nichts als an Wild gewöhnt war, so bekam mir die bessere Lebensart anfänglich schlecht. Der Geistliche war ein Liebhaber von Blumen und besaß eine schöne Samlung von seltenen Pflanzen. Allein ganz unwissend befand er sich in allen solchen Kentnissen, die sich auf Erd- und Länderkunde und Geschichte beziehen, weil solche Kentniss zur Erhaltung der Volksunwissenheit in Spanien unterdrükt werden. Der Geistliche gewann mich sehr lieb, mante mich seinen Sohn und bedauerte mehre Mal mit kindlicher Unbefangenheit, dass ich nicht im Schoos der allein seeligmachenden Kirche geboren sei. St. Johann hat 1000 Einwohner, fast alle gesittigte Indianer. Am 3ten kamen wir durch ein andres Dorf von 2000 Seelen, und durch zwei kleinere. In dem grössern Dorf lernte ich in einem jungen Windbeutel einen Geistlichen kennen. Er scherzte mit den Mädchen, trug im Stiefel ein Jagdmesser, und ein Röhrchen (wie manche Herchen in Deutschland,) in der Hand, die er mir, als einem Protestanten, nicht reichte, um sich nicht zu besudeln.

St. Fé, wo wir den 3ten ankamen, hat 4000 Einwohner, und ist mit Ausnahme zweier Kirchen und einiger öffentlichen Gebäude, schlecht gebaut. Wir zogen unter dem Zulauf vieler Menschen ein.

Denſelben und den folgenden Tag hatte ich mehre Unterhaltungen mit dem Statthalter, meine Papiere wurden unterſucht, und mir erklärt, ich müſſe mit meinen Leuten nach Chihuagua, und wenn gleich ich mich mündlich und ſchriftlich gegen dieſe Maßregeln erklärte, ſo konte ich doch nichts dagegen thun. Sonſt behandelte mich der Statthalter ziemlich gut, lud mich zur Tafel, und beſchenkte mich mit einiger Wäſche. Wir befanden uns nämlich in dem traurigſten Zuſtande. Am Arkanſas hatten wir Wäſche und Uniformen zurükgelaſſen, weil wir weit wichtigere Dinge tragen muſten, nämlich Pulver und Blei, Werkzeuge, Geräthſchaften und Fußbekleidungen. Drum trug ich bei unſerm Einzuge in St. Fé blaue Schifferhöſen, Halbſtiefeln aus rohen Häuten, eine Dekke ſtatt eines Oberkleides, und eine rothe Tuchmütze mit Fuchspelz gefüttert. Meine Leute hatten Mäntel von rohen Häuten über zerriſſene Hoſen. Es war uns, als Soldaten, empfindlich, in dieſem Aufzuge uns ſehen zu laſſen, obgleich wir wohl wuſten: „das Kleid macht nicht den Mann.“ — Die Leute waren auch über uns ſo verwundert, daſs ſie uns fragten, ob man in den Freiſtaaten auch in Häuſern lebe, oder in Lägern, wie die Indianer, und ob man bei uns keine Hüte trage. —

Den 4ten Nachmittags traten wir unſere weitere

Reise an, ein Stück von dem Statthalter selbst begleitet und kamen durch mehre indianische Dörfer, deren Bewohner von den Keres stammen, aber fast alle spanisch sprechen. Die Oberhäupter in diesen Dörfern tragen einen Stock mit einem silbernen Knopf und einem schwarzen Quast. Fast überall kehrten wir bei den Geistlichen ein und wurden mit vieler Liebe aufgenommen. Vorzüglich muss ich des Vater Ambrosius Guerra im Dorfe Albuquerque erwähnen. Er erzog mehre junge verlassene Mädchen, Indianerinnen, Spanierinnen und Französinnen. Es befanden sich auch 2 darunter, die ich ihrer Gesichtsfarbe wegen für Engländerinnen hielt. Der Vater Ambrosius erzählte mir von ihnen, dass sie beide in den östlichen Gegenden von den Jetaus wären gefangen genommen, drauf von einem Volk zum andern herumgeworfen, bis er sie endlich gekauft hätte; bei ihrer Gefangennehmung seien sie noch Kinder gewesen, so dass sie nicht nur ihre Muttersprache vergessen hätten, sondern sich auch auf den Namen ihrer Aeltern nicht mehr besinnen könnten. — Mehre dieser Mädchen bedienten uns bei Tische. Nach dem Essen nahm mich der Geistliche in seine Kapelle, worin sich mehre reich verzierte Bilder befanden. Mitten stand ein silbernes Crucifix mit einer Gloria von gediegenem Golde; und die ganze Kapelle war mit schwarzseidenen Tapeten ausgeschla-

gen. Als der Vater glaubte, meine Einbildungskraft sei hinlänglich erregt, legte er schnell seine geistlichen Kleider an, kniete vor dem Crucifix und zog mich bei der Hand, damit ich neben ihm kniete. Da ich das aber nicht that, so betete er für sich, und legte nach dem Aufstehen, segnend beide Hände auf mich und sagte: „Sie wollen also kein Christ werden? Ach, wie Schade; ach, wie Schade!“ — Hätte ich etwas schwächere Nerven gehabt, wäre ich wohl eingegangen in das Ansinnen des Geistlichen. So wird mancher Schwache durch äußere Sinnenreize für den katholischen Gottesdienst gewonnen und verleugnet im Innern den Herren; während er sich äußerlich vor sein Kreuz beugt. Bei Albuquerque fanden wir die Einwohner mit dem Oefnen der künstlichen Gräben beschäftigt, durch die sie jährlich das Wasser des Nordflusses über ihre Felder leiten, um sie dadurch zu düngen und fruchtbar zu machen; was hier um so nothwendiger ist, da es wenig in diesen Gegenden regnet. In einem Dorfe hinter Albuquerque wurden wir zum Befehlshaber des Ortes eingeladen. Bei meinem Eintritt in das Haus erblikte ich einen Mann, der mit einem Buche in der Hand am Feuer saß. Er hatte eine blühende Gesichtsfarbe, ein geistvolles, sprechendes Auge, und sah wie die Gesundheit selbst aus. Als er von seinem Sitze aufstand,

erkante ich in ihm den Dr. Robinson. Aber es war nicht mehr der, welcher mich in der Nordflussburg verlassen, blass, mager, mit Haaren, die seit 8 Monaten nicht gekämt, mit einem Barte, der so lange nicht geschoren. — Unsre gegenseitige Freude war groß und eben so die meiner Leute, welche laut jauchzten, denn sie liebten Robinson außerordentlich. Robinson erzählte jetzt mir Folgendes:

„Ich ging, wie Sie wissen, einen Nebenfluss des Nordflusses auf der rechten Seite hinauf, um an seiner Quelle über den vor uns liegenden Gebürgszug zu steigen, hinter den wir die spanischen Besitzungen vermutheten. Die eine Nacht brachte ich auch am Flusse zu; allein den folgenden Morgen, als ich eben den Berg hinaufsteigen wolte, erblikte ich 9 mit Bogen bewafnete Indianer, zu denen ich eilte, um sie über den Weg nach St. Fé zu befragen. Zu meinem Erstaunen wiesen sie südwärts und nun kam ich auf die Vermuthung, dass wir den Nordfluss für den rothen gehalten. Hätte ich die Indianer nicht getroffen, so wäre ich in das Flussgebiet des Colorado gekommen. Ich wolte anfänglich bei der erhaltenen Belehrung zu Ihnen umkehren, allein, weil mich die Indianer ein Mal gesehen hatten, so konten wir doch nicht mehr unentdekt bleiben, und darum gewann ich die Indianer durch ein Geschenk für mich, damit sie mich auf den rechten

Weg brächten. Die 2te Nacht verweilte ich mit ihnen in einem Walde, schlief aber äußerst wenig, weil ich meinen Reisegefährten nicht viel traute, und kam den folgenden Tag nach Agua Caliente. In St. Fé behandelte mich der Statthalter wie einen Gefangenen, erklärte, daſs mein Schuldner mir nicht bezahlen könne, und ließ mich zuletzt ins Innere des Landes führen, wozu ich mich ohne Widerrede bequemte, weil ich dadurch Gelegenheit erhielt, das Land kennen zu lernen. Ich stehe jetzt unter der Aufsicht von demselben Malgares, der den Zug der Spanier zu unsrer Aufsuchung anführte und ein vortrefflicher Mann ist. Seit der Zeit, daſs ich unter ihm stehe, übe ich, von einem Soldaten begleitet, hier im Lande die Arzneikunst aus, in welchem Beruf ich jetzt auch hier bin. Wir werden nun gemeinsam unter Malgares die Reise nach Chihuagua machen.“ —

So war ich jetzt wieder mit meinem treuen Gefährten zusammen, und wurde am 8ten mit vieler Freundlichkeit von Malgares begrüßt. Doch hatte ich Traurigkeit im Herzen, weil den Spaniern das, was ihnen durch einen großen Zug, der 12,000 Dollars kostete, nicht geglükt war, nämlich mich gefangen zu nehmen, weil das ihnen durch einen Zufall gelingen muste. Malgares behandelte uns mit vielem Edelmuth, verachtete die kleinlichen polizeilichen

Maßregeln des Statthalters und ſuchte alles zu unſrer Aufheiterung beizutragen. Unter andern ließ er auch einen Befehl an die Dorfſchulzen der umliegenden Ortſchaften ergehen, 6 bis 8 junge Mädchen in unſer Lager zu ſchikken, um vor uns einen Tanz aufzuführen. So ſehr uns auch der Tanz gefiel, ſo zeigt doch der Befehl dazu, daſs das Volk in großer Unterwürfigkeit hier lebt. Sibilleta war das letzte Dorf in der bewohnten Gegend, hinter demſelben wird der Weg ſchlecht und die Gegend öde. Wir begegneten in der Oede einem Zuge von 15,000 Schaafen, begleitet von 300 Menſchen und 35 bis 40 Soldaten und ſpäterhin einem Zuge von 200 Pferden mit Waaren beladen und von 50 Menſchen begleitet. Der erſte Zug ging aus Neumexiko heraus, der andre hinein. Wegen der Unſicherheit, durch die benachbarten Völker verurſacht, reiſte man durch die unbewohnten Gegenden Neuſpaniens ſtets in großen Zügen, die ſich zu feſtgeſetzten Zeiten bilden. Rechts von unſerm Wege an dem weſtlichen Gebürge befindet ſich ein großer Kupferbergbau. Man gewint jährlich 200,000 Mauleſellaſten reines Kupfer daſelbſt. Auch vielen Talk trift man in Neuſpanien und benutzt ihn häufig als Fenſterglas.

Malgares zeigte mir unter Wegs eine Stelle, wo er 2 Gefechte mit den Appachen, einem wilden Volke gehabt hatte. In dem letztern waren von ihm

2 Appachen mit eigner Hand getödtet. Den 21sten hatten wir die unbewohnte Strekke hinter uns und kamen zur Stadt Passo, wo wir in dem Hause des Kaufmann und Gutsbesitzers Gartia abstiegen, der 20,000 Schaafe und 1000 Kühe besaß. Die Stadt ist wohlhabend, und wir wurden von den Angesehensten des Orts sehr gastfreundlich bewirthet. Nicht weit davon liegt die kleine Festung Eleazaro, worin wir 3 Tage verweilten. In der Nähe der Festung hatten mehre Appachen, nach einem Frieden mit den Spaniern, ihr Lager aufgeschlagen. Man sahe es ihnen an, daß sie die allervollkommenste Freiheit und Unabhängigkeit genossen. Von allen Indianern, die ich in den spanischen Ländern sah, waren nur sie es, deren stolzer Freiheitssinn nicht gebrochen und deren Nakken nicht unter das Joch gebeugt ist. In der Feste Carracal wurde ich und Robinson von dem Befehlshaber sehr kalt empfangen, und Maßgares angewiesen, uns in der Kaserne wohnen zu lassen; worauf er antwortete; wenn das geschehen solte, so wolle er mit uns da wohnen. Dies setzte den Befehlshaber in Verlegenheit, er entschuldigte sich, und behielt uns in seinem Hause. Den 2ten Windmond (April) kamen wir, nachdem wir viele schöne und fruchtbare, aber an einigen Stellen wasserarme, Gegenden durchritten hatten, in Chihuagua an. Bis zum 28sten blieben wir in

dieſer Hauptſtadt von der Provinz Neu-Biscaya. Dieſe Stadt hat 9000 Seelen und viele ſchöne Gebäude. Darunter zeichnet ſich die Hauptkirche aus, die 1,500,000 Dollars gekoſtet hat. Um die Stadt befinden ſich ſchöne Luſtgänge und in der umliegenden Gegend 13 Silber- 1 Gold- und ein Kupferbergwerk. Mein Aufenthalt in derſelben war, abgerechnet die Zurükkbehaltung meiner Papiere, recht angenehm. Ich wurde in viele Häuſer eingeführt und erhielt Gelegenheit, das üppige Leben der reichen Spanier kennen zu lernen. Den 9ten beſuchte mich ein gefangener Amerikaner, der unter dem Hauptmann Nolan gedient hatte, als dieſer ohne Wiſſen der Freiſtaaten im vorigen Jahre in die ſpaniſchen Beſitzungen brach und getödtet wurde. Ich kante den Gefangnen ſehr gut, denn er hatte früherhin im Regimente meines Vaters als Fähnrich gedient. Wir konten uns beide bei unſrer Zuſammenkunft der Thränen nicht enthalten. Ich ſchenkte ihm, was ich an Geld nur irgend entbehren konnte und verſprach zu ſeiner Befreiung alles Mögliche zu thun. Den 25ſten erfuhr ich, daſs am obern Nordfluſs jetzt alle meine Leute zuſammen wären, daſs ſie gut verpflegt würden und bald nach mir in die Freiſtaaten zurükkehren ſolten. Ich überſchikte dem Feldwebel 160 Dollars, damit er dafür die nöthigen Kleidungsſtükke für ſich und ſeine Leute anſchafte; denn ich

hatte auf Rechnung der Freistaaten aus der Staatskasse hier 1000 Dollars ausgezahlt erhalten.

Auf meiner weitern Reise durfte ich nicht ein Mal öffentlich mein Tagebuch führen, damit ich ja keine wichtige Bemerkungen über das Land mitnehme. Alle Karten wurden ängstlich vor mir verborgen, und Himmelsbeobachtungen durfte ich gleichfals nicht anstellen. Um nicht zuletzt meines Tagebuches beraubt zu werden, rolte ich die Blätter zusammen und verbarg sie alle in den Flintenläufen meiner Leute, und das in der Nacht, wie alle Spanier schliefen. Den 1sten Wonnemond reisten wir am Conchos hin, an dem, wie an dem Nebenflusse Florida, die schönsten Landgüter sich befinden. Wir brachten die Nacht bei einem Besitzer zu, dessen Gut man auf 300,000 Dollars schätzt. Den 6ten trente sich in Guaxequillo unser Freund Malgares von uns, indem der Hauptmann Barelo unsere Führung übernahm. In den folgenden Tagen litten wir Mangel an Wasser. Den 10ten kamen wir vor einem Kupferbergwerk vorbei, dessen Eigenthümer 100,000 Stükk Vieh, nämlich Kühe, Pferde und Schaafe besaß. Eine Strekke weiter gelangten wir zu einem Dorfe, neben dem 9 Bergwerke bearbeitet werden. Die unglüklichen Wesen, die diese Arbeiten verrichten, gehen fast ganz nakt, und sehen verkümmert, hungrig und armseelig aus. Der Eigenthümer bewirthete uns

köstlich. Die Nacht zum 12ten brachten wir in einer reizenden Gegend im Freien unter Feigenbäumen zu, und erwachten von dem Gesange der Vögel am Morgen. Unser nächstes Ziel Montelovez (Montelova) erreichten wir den 25sten nach einem großen Umweg. Der gerade Weg dahin wird in 6 bis 7 Tagen von Mauperne zurükkgelegt, während wir 13 Tage gebrauchten: aber auf jenem Wege leidet man fortwährend Wassermangel und ist stündlich in Gefahr, in die Hände der Appachen zu fallen. Bei dem Landgut Pobloss waren wir der Hauptstadt des spanischen Nordamerikas, nämlich Mexiko am nächsten. Dieses Gut gehört einem Grafen von S. Miguel, der hier oft den Sommer zubringt und einer der reichsten Besitzer in Neuspanien ist. Er hält sich auf eigne Kosten stets 1500 Mann Reiterei, um Güter und Unterthanen gegen die Einfälle der Indianer zu sichern. Den 28sten kamen wir aus den Gebürgen heraus in ein ebenes Land. An dem Nordflusse trente sich Barelo den 2ten Brachmond (Jun.) von uns. Der Ort wo dies geschah heißt Rio grande. Hier sah ich Seiltänzer; die schlecht tanzten aber die abscheulichsten Zoten rissen, welche die Spanierinnen zu meiner größten Verwunderung, mit lautem Beifall anhörten, während sicher selbst jede ungebildete Nordamerikanerin würde vor Schaam weggelaufen sein. Auch ward mir hier mein Kompass, wahr-

ſcheinlich auf höhern Befehl, entwandt. Mit unſerm Eſſen ging es uns hier einzig. Unſer Befehlshaber war von Mönchen eingeladen, die uns als Ketzer nicht mit gebeten hatten. Für Geld kann man nichts erhalten. Deshalb gerieth ich mit Robinſon in die größte Verlegenheit. Daraus half uns ein Franzoſe, der als Koch bei dem Statthalter in Chihuagua bisher gedient hatte und die Reiſe mit uns machte. Er ſchafte ſchönes Tiſchgeräth, herliches Eſſen und vortreflichen Wein herbei, nebſt einem Mädchen zur Bedienung. Als wir ihn fragten, wie er dies Alles plötzlich aufgetrieben habe, antwortete er, er ſei zum Ortsvorſteher gegangen und hätte dem geſagt, es ſei der Wunſch unſers Befehlshabers, daſs die beiden amerikaniſchen Offiziere vom Ort bewirthet würden. Als wir Barelo das erzählten, lachte er darüber. Oeſtlich vom Nordfluſs trafen wir mehre Heerden wilde Pferde, viele Hirſche und auch wilde Schweine von brauner Farbe mit kurzen Füßen (wahrſcheinlich sus mexicanus oder tajassu, eine einheimiſche amerikaniſche Schweinart.) Zieht eine Karawane hier, ſo reitet gewöhnlich einer auf einem ſichern Pferde voran, um die Heerden von wilden Pferden fortzutreiben, weil leicht durch deren Wiehern und Schnaufen die zahmen beunruhigt werden und davon laufen. Will man die wilden Pferde fangen, ſo errichtet man 2 Umzäunungen, eine große

und

und eine kleinere, die mit einander in Verbindung stehen. Zur großen führen zwei lange Flügel. Hat man diese Fänger fertig, so sucht man eine Heerde von einigen Hundert Pferden auf, und mehre Leute, die selbst zu Pferd sind, treiben sie zwischen die Flügel und so in den großen Ring. In diesem sucht man die jüngsten und besten aus, wirft ihnen Schlingen um den Hals und bringt sie in den kleinen Ring. Die alten und schlechten erhalten am Ende ihre Freiheit wieder; die andern aber bekommen nichts zu fressen und werden dabei viel umhergetrieben um sie durch Hunger und Anstrengung zu zähmen, und sie allmälig an Zaum und Sattel zu gewöhnen. Den 6ten erreichten wir einen großen Wald, den ersten, den ich, seit ich das Land der Osagen verlassen, wieder sah. Vor Antonio kamen uns die beiden Statthalter dieses Ortes entgegen, brachten uns in ihr eignes Haus und behandelten uns mit ganz ausgezeichneter Zuvorkommenheit. Ich verlebte 4 der allerglücklichsten Tage an diesem Ort. Man brachte bei den Gastmählern die Gesundheiten unsers Präsidenten, meines Befehlshabers des General Wilkinson und unsrer selbst aus, trank auf die Freundschaft von Nordamerika und Spanien, wogegen sich den König von Spanien und andre leben ließ. Es waren nämlich während meiner Abwesenheit alle Grenzstreitpunkte zwischen den vereinten Staaten und

hier berichtigt und vorzüglich durch die Unterhandlungen der beiden Statthalter Cordero und Herreira, die ich hier traf, und als die ausgezeichnetsten Männer kennen lernte. Die Verdienste Herreira's um das Land sieht man am besten daraus, daſs, als seine Verwaltungszeit als Statthalter von Neumexiko ablief, sich 300 der angesehensten Einwohner des Landes zum Vizekönig in Altmexiko begaben, und ihn sich zum fernern Statthalter mit Thränen erbaten.

Am Colorado-fluſs trafen wir ein groſses Lager von Tancards, aus 40 Hütten bestehend. Diese Indianer sind ganz nakt und dürftig und klagen selbst über ihr Unglük. Nur viele Pferde besitzen sie; und leben unabhängig von den Spaniern. Hinter dem Colorado begegnete uns eine Handelskarawane von Maulthieren unter einer Bedekung von 4 Mann Soldaten. Unser Befehlshaber erhob ohne Weiteres von den Maulthiertreibern eine kleine Abgabe für sich. — Am Dreieinigkeitsfluſs (Trinidad) erhielt ich die angenehme Nachricht, daſs der Lieutenant Wilkinson den Arkansas glüklich im vorigen Herbst heruntergekommen sei. Das ganze Land worin wir jetzt reisten, war sehr seen-, sumpf- und waldreich, also auch auſserordentlich fruchtbar. Den 25sten Brachmond trafen wir in Nacogdoches, dem letzten spanischen Ort ein, blieben daselbst in angenehmer Gesellschaft mehre Tage, und lasen da die

ersten Zeitungen wieder aus den Freistaaten, die uns viele neue Dinge erzählten. Den 29ten gingen wir über die Sabina, sagten unsern spanischen Begleitern ein herzliches Lebewohl und waren jetzt auf dem Grund und Boden der Freistaaten. Den 1sten Heumond (Juli) gelangten wir um 5 Uhr in Natchitoches an und wurden von allen unsern Landsleuten auf das herzlichste begrüßt.

Beſchreibung von Neuſpanien.

Pike hat ſeiner Reiſe eine Beſchreibung von Neuſpanien beigefügt. Wir folgen ihm darin. Da wir aber vollſtändigere Nachrichten über Neuſpanien haben, als er uns geben konte, vorzüglich durch unſern Landsmann Alexander von Humboldt, ſo richten wir uns weiter nicht nach ihm, ſondern entwerfen eine Beſchreibung dieſes ausgezeichneten Landes mit Benutzung aller uns zu Gebote ſtehender Hülfsmittel.

Neuſpanien (mit Einſchluſs von Guatimala) oder das ſpaniſche Nordamerika erſtrekt ſich vom 8ten bis zum 42ſten Grad nördlicher Breite. Seine Oſtküſten gehen vom Mb von Darien bis zum Ausfluſs der Sabina und ſeine Weſtküſten vom Mb von Panama bis zum Vorgebürge Mendocino. Das ganze Land enthält auf 70,800 deutſchen Quadratmeilen 5,837,000 Einwohner. In einigen Strichen wohnen 1000, in andern nur 6 Einwohner auf der Quadratmeile. Das Land wird eingetheilt in das eigentliche Vizekönigreich Neuſpa-

nien mit Guatimala (südlich und westlich) und in die innern Provinzen (östlich und nördlich.) Das erstere ist bei weitem stärker bevölkert, als die letztern. Der größte Theil dieses Landes liegt in dem gemäßigten, der kleinste in dem heißen Erdstrich. Eine große Strekke bildet sehr hohe Ebnen, die 6 bis 7000 Fuß über der Meeresfläche liegen. Diese Bergebnen mit einzelnen Kuppen bilden die Fortsetzung der Anden, welche ganz Südamerika durchziehen. Die verschiedne Höhe der Bergplatten bewürkt es, daß unter denselben Graden der Breite in diesem Lande Nord- und Südfrüchte gedeihen. Allein der Zugang zu dem Lande von den Küsten aus ist darum auf der Ost- und Westseite gleich beschwerlich. In den Gebürgen findet man wunderbare Vorfürgestaltungen, die verfallenen Festungen, Thürmen und andern Gegenständen gleichen. Ausgezeichneter als diese sind die feuerspeienden Berge, wovon mehre eine Höhe von 12,000 Fuß und darüber erreichen. Der Berg Popoca 15 bis 16,000 Fuß hoch, und nach dem Pik und dem Eliasberg der höchste in Nordamerika, hat einen Krater von ½ Stunde im Umfang. Der Orizava ist von gleicher Höhe, brante vor 2½ Jahrhunderten, 20 Jahr in einem fort. Man nent ihn den gestirnten Berg, weil beständig leuchtende Ausdünstungen aus ihm aufsteigen und seine schneeumlager-

ten Ränder umflimmern. Berge entſtehen und vergehen hier. So hob ſich im Jahr 1759 am 29ſten Herbſtmond in der Ebne von Jorullo am ſtillen Weltmeer in einer Nacht ein feuerſpeiender Berg von 1494 Fuß Höhe, (1800 Fuß über dem Meere) und war von mehr als 2000 Feuerſchlünden umgeben. Ein Landſtrich von 3 Quadratmeilen erhob ſich zuerſt, gleich einer Blaſe, und auf der erhobnen Maſſe bildeten ſich die vielen Feuerſchlünde, die jetzt als einzelne rauchende Schornſteine noch daſtehen. Die ſchönſten Zukker- und Indigofelder wurden dadurch zerſtört. Die Herren von Humboldt und Bonpland ſtiegen (1803) in den ausgebranten Krater des großen Vulkans bis auf 258 Fuß hinab und gelangten faſt bis zum Grund, worin die Luft ſehr mit Kohlenſäure geſchwängert war. Nicht weit von dem Vulkan von Jorullo liegt der von Cólima 8600 Fuß hoch über der Meeresfläche. Die Stadt Guatimala ſchwebte 1774 wegen zweier feuerſpeiender Berge mehre Tage in der größten Furcht, der eine ſpie Feuer der andre Waſſer, und am 3ten Brachmond ward die Stadt mit 45,000 Einwohnern verſchlungen. Das Meer trat dabei aus ſeinen Ufern, die Erde bekam erſt Riſſe und Spalten; am 5ten Tage öfnete ſich der Abgrund, und über die verſchlungene Stadt ſtürzten ſich Fluthen von Koth und Schwefel und eine ſchreckliche Wüſte nimt jetzt

den Platz ein, worauf vorher des Lebens Fülle wohnte. Die neue Stadt gleiches Namens ward 4 Stunden von jenem Schauderplatz entfernt, bald wieder angelegt und ist der Sitz eines Bischofs und einer Hochschule. Der feuerspeiende Berg Masaya liegt nicht weit vom See Nikaragua. Sein Krater hat ½ Meile im Umfang und 250 Klafter Tiefe. Er stößt weder Rauch noch Asche aus, allein in ihm kocht ein entzündeter Stoff, der dem geschmolzenen Golde gleicht, und der eine mehr als 20 Meilen sichtbare Helle verbreitet. Die Spanier versuchten bei der ersten Entdekkung, durch eiserne Haken etwas von diesem Stoff herauszuholen, fanden aber zu ihrer Betrübniss, dass es kein Gold war. Der südlichste Vulkan Omo genant erhebt sein flammendes Haupt aus dem See Nikaragua.

So reich Neuspanien an ungeheuerschwangren Bergen ist, eben so reich auch an solchen, welche die Schätze der Erde enthalten. In gewöhnlichen Zeiten liefern die Silberminen dieses Landes 21,000,000 Piaster jährlich, und die Goldminen 1,000,000. Das Gold findet man theils blätter- und körnerweis im aufgeschwemten Boden, theils aber auch in Gneus- und Glimmerschiefergebürgen. Bei Oaxaca hat man bisweilen gediegne Goldstükke angetroffen, die 5 bis 6 Pfund schweer waren. Das Bergwerk bei Batopilas liefert gediegenes Silber; die meisten

andern Bergwerke aber Silbererze. Die reichsten Gänge sind um Guanaxuato, Zacatecas und Tasco. Die Minen sind darum alle leicht zu bearbeiten, weil sie in fruchtbaren waldreichen Gegenden sich befinden. Der Bergbau beschäftigt 28 bis 30,000 Menschen. Es befinden sich 500 Oerter in Neuspanien, bei denen Bergbau betrieben wird. Bei Guanaxuata ist ein Gang von Silbererzen in einer Mächtigkeit von 120 bis 150 Fuß. Man hat ihn in eine Strekke von fast 2 deutschen Meilen ausgebeutet. In den Jahren 1793 — 1803 gewann man über 6 Millionen Mark Silber darin, die Mark zu 14 rthlr. Preußisch gerechnet. Gold wird verhältnissmäßig wenig in Neuspanien gebaut, weniger als in Ungarn und Siebenbürgen. Dagegen liefert dies Land $\frac{4}{5}$ alles des Silbers, was jährlich auf der ganzen Erde gebaut wird. Man hat Klumpen von gediegenem Silber gefunden, die 400 Berliner Pfund schweer waren; doch sind das große Seltenheiten. Alles Gold und Silber was von 1492 — 1803 in Neuspanien gewonnen ist, beträgt 2,028,800,000 Piaster. Im ganzen spanischen Amerika sind in dieser Zeit 4,851,200,000 Piaster und im ganzen Amerika 5,706,700,000 Piaster gewonnen. Von dieser Summe bestehen 1,348,500,000 Piaster aus Gold. Das ausgebeutete Silber beträgt eine Kugel von 85 Fuß im Durchmesser.

An Wasser mangelt es vielen Gegenden Neuspaniens. Seine Flüsse und Seeen trocknen nicht selten aus. Nur der Nordfluss und der Colorado sind zur Schiffahrt geeignet, fließen aber gerade in den schlechtesten und unbevölkertsten Theilen des Landes. Bemerkenswerth ist das Steigen und Fallen des Wassers im See Nicaragua. Man hat oft den Gedanken geäußert, dass vermittelst dieses Sees beide große Weltmeere zu verbinden und dadurch der schönste aller Wege nach Ostindien zu eröfnen wäre; allein man hat dabei nicht bedacht, dass der See mehre tausend Fuß hoch liegt, dass der Fluss, vermittelst dessen er mit dem westlichen Weltmeer in Verbindung steht, nicht schifbar ist, und zwischen ihm und dem stillen Meer große Felsenhöhen sich befinden. Man hat auch noch andre Stellen zu dieser Verbindung vorgeschlagen, indess wird die Ausführung eines solchen Unternehmens wohl schwerlich zu Stande kommen. Die Meeresküsten Neuspaniens sind vielen Stürmen ausgesetzt, die Ostküsten den Nordwestwinden, die Westküsten den Südostwinden. Die Gefahren der Schiffahrt an der Ostküste werden durch Sandbarren, welche dieselbe umlagern, vermehrt. Diese Sandbarren nehmen immer zu und werden von dem Golfstrom gebildet der von Brasilien her über Trinidad nach der Landenge von Darien sich wendet, von da nördlich geht und um Florida herum neben

den Freistaaten gegen Neufundland sich verliert. Die Küstenländer Neuspaniens haben wegen ihrer niedrigen Lage die größte Hitze, die bei weitem stärker ist wie die Hitze irgendwo in Europa. Europäer, welche in diesen Gegenden zusammengedrängt in volkreichen Städten wohnen, sterben sehr leicht am gelben Fieber. Der Hafen von Acapulco ist in dieser Hinsicht am bekantesten. Die Ostküsten werden oft durch Nordwinde abgekühlt und sind darum nicht so heiß. Alle Südfrüchte kommen in den heißen Küstenländern Neuspaniens fort. Die Gegenden welche etwa 3 bis 5000 Fuß hoch über dem Meere liegen bilden die Frühlingsländer. Sie kennen keine Hitze und keine Kälte; nur sind sie oft Wochenlang mit Nebel eingehüllt. Die Wärme dieses gemäßigten Landstriches ist so wie in Italien und Spanien. In einer Höhe von 5000 bis 7500 Fuß über dem Meere befinden sich die sogenanten kalten Länder, die noch so warm sind als Oberitalien oder Frankreich. Allein wegen der Dünne der Luft gedeihen manche Gewächse hier nicht. Das Nadelholz komt nur in diesen Gegenden fort, ja in einer Höhe von 12,000 Fuß über dem Meer. In Gegenden die niedriger sind, als 5000 Fuß über dem Meere trift man kein Nadelholz. Die hohen Gebürgskessel sind in der Regenzeit oft den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Um das Thal von Mexiko davon zu befreien

hat man 1608 einen unterirdischen Abzugsgraben angelegt, der in 11 Monaten von 15,000 Indianern ausgeführt ward, eine deutsche Meile lang, 10 Fuß breit und 13 Fuss hoch ist, aber dem Zwekke nicht ganz genügt. Er führt das Wasser zu einem Flüschen, das sich ins atlantische Meer ergießt, und ist in neuern Zeiten noch um 2 Meilen verlängert worden.

In den Gegenden von Mexiko, der Hauptstadt des ganzen spanischen Nordamerikas, kent man nur 2 Jahreszeiten, nämlich von der Mitte des Brachmonds bis zur Mitte des Weinmondes Regen, und die übrigen 8 Monate Dürre. Nördlicher regnet es weit weniger. Schnee fält in dem mitlern Neuspanien nur in Gegenden, die 9000 Fuß über dem Meere liegen, und nur wenige Bergspitzen, die an 16,000 Fuß hoch sind haben eine beständige Eisdekke. Dagegen sind einige Hochebnen mit einer Salzrinde gleich den Hochebnen Asiens überzogen und darum unfruchtbar. Allein der größte Theil des Landes ist fruchtbar und auch gesund. Dass ein Land von so großer Mannigfaltigkeit als Neuspanien auch reich an Gewächsen sein muss, erhellet von selbst. Es giebt hier 3 Arten von Pisang (musa) welche die wohlschmekkendsten Früchte liefern. Man gewint auf einem Stükk Land von 300 Quadratfuß leicht 4000 Pfund Pisang. Man ist sie gebraten

und auch gekocht. Reif und halbreif ſind ſie brauchbar. Auch macht man gutes Mehl daraus. Derſelbe Boden, der 1 Scheffel Weizen liefert, oder 3 Scheffel Kartoffeln, giebt 133 Scheffel Piſangfrüchte, die faſt wie getrocknete Feigen ſchmekken. Der Piſang pflanzt ſich von ſelbſt durch Schöslinge fort. Aus dem Reis und der Maniokwurzel gewint man hier das ſchönſte Mehl zu Brot. Der ungekochte Saft der Maniok (Jatropha) iſt ein ſchnell würkendes Gift, deſſen ſich die Neger in Weſtindien zu bedienen pflegen, wenn ſie der Sklaverei durch den Tod entgehen wollen. Der Reis komt hier faſt in allen Gegenden fort und trägt hundertfältig. Die Reisähre wird in Waſſer gekocht und gebraten gegeſſen. Die zerriebenen Körner geben Brot, mehre Breiarten und einige Getränke, die dem Bier und dem Apfelwein gleichen. Aus den Stengeln gewannen die alten Mexikaner (Azteken) Zukker. Der Weizen trägt das dreißigſte Korn. Die Agave wird benuzt zu einem ſchönen Getränk, ihre Faſern dienen als Hanf, und zu Papier und ihre Dornen als Stekknadeln. Die Spanier fanden bei Eroberung Mexiko's ſchon Agave- oder Maguey-Pflanzungen vor. Man legt ſie auf dürrem Boden an. Die Agave komt in 8 Jahren ſo weit, daſs ſie den Blüthenſtengel treiben will. Sie hat dann eine Höhe von 4 bis 6 Fuß. Den Blüthentrieb ſchneidet man

ab und erhält in der Wunde eine Quelle, die 2 bis 5 Monat fließt, und über 200 Würfelzoll Inhalt täglich Saft giebt. Der daraus verfertigte Strop ist köstlich. Der Geruch desselben gleicht dem von faulem Fleisch; allein dessen ungeachtet trinkt Jeder den Agavesirop gern. Man bereitet auch einen Branntwein daraus, Mexikal genannt. Jede zum Saftgeben tüchtige Agave ist 5 Piaster werth. Auf einem Morgen stehen 1200 Agaven, die beim Absterben von selbst neue Schößlinge treiben. Es giebt Agavepflanzungen, die man auf 80,000 Piaster schätzt. Wie viel solcher Saft gewonnen wird, sieht man daraus, daſs im Jahr 1793 die Einfuhrgebühren davon in den Städten Mexico, Toluca und Puebla 817,739 Piaster betrugen. Zucker wird jährlich für 2 Millionen Thaler aus dem Hafen von Veracruz ausgeführt, Indigo für 3 Millionen, und Kakao, woraus man Schokolade macht, für 11 Millionen. Die Kakaobohnen werden im Lande als Scheidemünze gebraucht. Der Kakaobaum (theobroma) wurde von den alten Mexikanern häufig gepflanzt. Sie machten schon aus den Bohnen, die sie zerrieben und mit Meismehl, Vanille und Pfeffer vermischten, ein Getränk, das sie Chocolatl nannten. Die Vanille (epidendrum vanilla) ist eine einheimische mexikanische Schmarotzer-Pflanze, die jetzt in den Landschaften von Veracruz und

Oaxaca zahm gehegt wird. Sie treibt ihre Wurzeln in Holz und läßt sich verpflanzen, indem man Setzlinge auf Holzzweige befestigt. In 3 Jahren tragen die jungen Pflanzen Früchte und das 30 bis 40 Jahr hindurch, jede jährlich bei 50 Hülsen. Die Hülsen werden vor der Reife abgeschnitten, mit vieler Sorgfalt getroknet, und zur Versendung verpakt. Jährlich geht für 50,000 Piaster Vanille aus Neuspanien nach Europa. Um Oaxaca baut man im Großen die Wurmfakkeldistel (cactus opuntia) um von ihr eine Art Schildlaus (coccus cacti) zu lesen, woraus die Cochenille eine rothe Farbe gewonnen wird. Für 3 Millionen Thaler wird von dieser Farbe jährlich ausgeführt. Die Pflanzungen von Fakkeldisteln heißen Nopalerien, weil der cactus auch Nopal genant wird. Hat Jemand eine Nopalerie angelegt, so läßt er die Pflanzen 3 Jahre ruhig wachsen, dann kauft er im Frühjahr Nopalzweige, die mit kleinen neugebornen Schildläusen bedekt sind, hängt diese Zweige 20 Tage im Dunklen, darauf im Freien unter einem Strohdach auf und zieht an diesen dürren Zweigen die Schildläuse groß. Im Ernte- und Herbstmond findet man darunter schon trächtige Weibchen. Diese setzt man in Moos und bringt sie so nach der neuen Pflanzung, wo sie sich bald ansiedeln. Vier Monat darauf kommen schon welche zum Farbesammeln.

Drei Mal im Jahr liest man die Thiere ab; das Pfund davon kostet 1 bis 4 rthlr. Man tödtet sie auf hölzernen Schüsselchen und troknet sie vor dem Versenden. Die Nopalerien müssen sehr rein gehalten werden, vorzüglich sind alle Thierchen zu entfernen, welche den Schildläusen nachstellen. Deswegen werden öfter die Pflanzen einzeln durchgesehen, und alles Ungeziefer mit den Fingern abgelesen. Die alten Mexikaner (die Azteken) trieben schon die Zucht dieses Thierchens, ja sie war in jenen Gegenden vor ihrer Einwanderung im Gange. Allgemein bekant sind die Hölzer, welche aus der Kampesche- und der Hondurasbei ausgeführt werden, das Mahagoni- und das Kampescheholz. Wild findet man in den Wäldern, neben den schönsten und prächtigsten Blumen die so wohlschmeckende Ananas. Besonders merkwürdig ist der Handbaum (cherirostaemon) ein malvenartiger Baum, der sehr dikk wird und dessen Blüthen 2 Hände vorstellen.

Die wilden Thiere Neuspaniens sind wenig bekant. Die großen Heerden, ursprünglich europäischer Hausthiere haben wir schon kennen gelernt. Es giebt an der Westküste Gutsbesitzer, die 50,000 Kühe und Pferde haben. Die Maulthiere werden in Neuspanien sehr geschätzt, weil so wenig Flussschiffahrt vorhanden ist; 70,000 dieser Thiere sind Jahr aus, Jahr ein mit dem Waarentragen zwischen Mexico und Veracrux beschäftigt.

Vor den Unruhen, die 1810 in Neuſpanien ausbrachen und die nach vielem Blutvergieſſen jetzt hier unterdrükt zu ſein ſcheinen, wuchs mit jedem Jahr die Bevölkerung dieſes Landes, etwa um 150,000, indem weit mehr geboren wurden als ſtarben. Allein die vielen Seuchen die durch die ſchlechten Anſtalten der Behörden gegen ihre Verbreitung und bei groſſem Mangel an vedeutlich gebildeten Aerzten, ſo wüthend werden, haben bis jetzt eine groſſe Menge Menſchen hingerafft. Im Jahr 1779 ſtarben in der Hauptſtadt 9000 Menſchen an den Pokken. Einige Millionen Ureinwohner ſind zu verſchiednen Zeiten an der mexikaniſchen Peſt geſtorben, einer Krankheit, der kein Weiſſer ausgeſetzt iſt. Auch tritt in dieſem reichen Land ſogleich Hungersnoth ein, wenn einmal ein dürres Jahr dageweſen iſt, weil man an keine Vorräthe denkt. So ſtarben 1804 über 300,000 Menſchen durch Hungersnoth und ihre Folgen, weil die Maisernte miſſrathen war.

Man unterſcheidet in Neuſpanien 8 Menſchenarten: 1) Indianer, 2) echte Spanier, 3) amerikaniſche Spanier (Kreolen), 4) echte Neger, 5) amerikaniſche Neger, 6) Meſtizen (von Weiſſen und Indianern), 7) Mulatten (von Weiſſen und Negern), 8) Zambos (von Indianern und Negern).

Die Indianer bilden die gröſſte Volksmaſſe. Sie

belau-

belaufen sich auf 2,500,000 Seelen, wohnen zwischen dem 18ten und 20sten Grad auf den Bergplatten um Mexiko vorzüglich und sind die Nachkommen von den Staaten, welche die Spanier bei Entdekkung Amerikas hier vorfanden und die sie unterjochten. Diese Indianer sind wohl gewachsen, groß, stark und von jugendlichem frischen Wesen, so dass man ihnen das Alter selten ansieht. Man findet keine körperlichen Missgestalten unter ihnen. Ihre geistigen Anlagen lassen sich jetzt schweer beurtheilen, da sie unter dem Drukk leben. Die Wohlhabendsten und Gebildetsten unter ihnen wurden bei der Eroberung Mexiko's durch Cortez getödtet. Manche reiche Frauen verheiratheten sich auch mit Spaniern, um Schutz zu finden, und so blieben größtentheils nur Handwerker, Landbauer, Lastträger und Bettler übrig. Die alten Mexikaner hatten sehr gute Kentnisse vom Himmel und von ihrem eignen Lande, sie besaßen schöne Gebäude, Straßen und andre Anlagen. Allein die Priester und der Adel beherschten das Volk mit ungeheurer Gewalt; erstere forderten die schreklichsten Menschenopfer und erhielten sie, so dass der Gottesdienst ein wahres Menschenschlachten war, und letztere lebten von dem Schweiß ihrer Unterthanen. Beide unterlagen dem spanischen Schwert. Das Volk aber kam aus einer Sklaverei in die andre. Neben dem alten Mexiko bestanden einige andre

Staaten, z. B. der Freistaat Tlaskala. Ein Bürger dieses Staats schrieb, nachdem er unsre Buchstaben hatte kennen gelernt, darin die Geschichte des untergegangenen Freistaats auf, und diese betrug 5 dikke Bücher. Das alte von Kortez zerstörte Mexiko lag in einem See und hing durch Dämme mit dem Lande zusammen; es war 3 Mal so groß als das heutige, und ward 1325 von den Aztekeu gegründet. Den großen steinernen Piramidentempel darin (Teocalli) bauten sie 1486. Er war 120 Fuß hoch, und ruhte auf einem in 5 Stokkwerke getheiltem Grunde von 291 Fuß Höhe. Oben befanden sich mehre Kuppeln mit Altären. Von diesem Tempel ist nichts mehr übrig. Mit den Trümmern der alten Stadt sind viele Wasserstellen ausgefült, der See ist überhaupt kleiner geworden, und darum liegt das neue Mexiko nicht mehr im Wasser, sondern am Wasser. Die schwimmenden Gärten der Vorzeit sieht man noch jezt. Flöße von 300 Fuß Länge und 15 bis 18 Fuß Breite ragen 3 Fuß über dem Wasser hervor und tragen die schönsten Blumen und Früchte. Es stehen oft viele Flöße so neben einander daſs man zwischen ihnen durchgondeln kann.

Der jezige mexikanische Indianer ist ernsthaft, schwermüthig und schweigsam. Sein Christenthum, das man seinen Vorfahren mit Gewalt aufgedrun-

gen hat, ist mit vielem heidnischen Aberglauben vermischt. Die Frauen dieser Indianer leben gleich ihren andern Landsmänninnen in Drukk. Von dem mexikanischen Königsstamm ist keiner mehr übrig. Den letzten König ließ Kortez mit den Füßen in siedendes Oel tauchen, damit er den Zufluchtsort seiner Schätze anzeige; zwei andre Prinzen wurden bei den Beinen an Bäumen aufgehängt. Die, welche vom alten indianischen Adel noch übrig sind, haben große Vorrechte, und ob sie sich gleich äußerlich wenig vom gemeinen Volk unterscheiden, einen groben Kittel tragen und baarfuß gehen, so wird ihnen doch von demselben viel Ehrfurcht bezeugt. Sie sind die Vorsteher der indianischen Dörfer und mißbrauchen häufig ihre Gewalt. Durch Bildung zeichnen sich nur wenige dieser Leute aus, obgleich ihnen als, auch von den Spaniern anerkanten, Adlichen viele Wege dazu offen stehen. Die gemeinen Indianer leben in großem Elend. Man hat die schlechtesten Ländereien ihnen angewiesen, hält sie unter Vormundschaft, trent sie durch Gesetze von den weißen Leuten, läst sie von ihren eignen Oberhäuptern plagen, verfügt nach Willkühr über die Kassen ihrer Dörfer und bedrükt sie mit nicht geringen Abgaben. Doch hat sich ihr Loos mit der Zeit verbessert, und es ist zu hoffen, daſs Spanien jetzt diesen Leuten gleiche Rechte mit den Weißen zugestehen wird. Die Stumpfheit und

Dumheit, worin dieſe Volksmaſſe ſich befindet, wird dann verſchwinden. Eine große Liebe für Blumen beſitzen dieſe Indianer. Der König des alten Mexiko Motezuma hatte einen ſchönen Blumengarten und die jetzigen Indianer ſchmükken alle ihre Verkaufsbuden damit aus, was den Märkten in den Städten ein gar feſtlich heiteres Anſehen giebt.

Die andern Indianer welche außer den eben erwähnten ſich noch in Neuſpanien befinden, ſind größtentheils Jäger. Es gehören hierher die Kyaways an den Quellen des Plattenfluſſes, die 1000 Krieger beſitzen, die Yutas an den Quellen des Nordfluſſes, 2000 Krieger ſtark, die Nanahas nordweſtlich von St. Fé, ſo ſtark, wie die vorigen und oft mit den Spaniern in Krieg verwikkelt, und die Appachen. Gegen dieſe müſſen die Spanier immer 2000 Dragoner auf den Beinen haben. Sie führen bei kurzen Unterbrechungen, ſo lange mit den Spaniern Krieg, als dieſe des Nordfluſſes ſich bemächtigt haben, und dehnten ſich ſonſt vom Nordfluſs bis Kalifornien aus. Ihre Anzahl hat ſich jetzt ſehr vermindert. Die Spanier verkauften die gefangenen Appachen anfänglich als Sklaven, allein die meiſten fanden Gelegenheit aus der Sklaverei in die freien Berge zu entkommen. Darauf ſchikte man ſie nach Cuba, und um dies nicht zu erleben ſtirbt lieber der Appache, als daſs er ſich gefangen nehmen

läßt. Nur Schlafende werden bisweilen lebendig erwischt. Die Appachen sind mit schönen Bogen und 2½ Fuß langen Pfeilen bewafnet. Mit diesen bohren sie auf 300 Schritt einen Menschen durch und durch. Außer den Pfeilen und einem Schilde haben sie eine 15 Fuß lange Lanze, die sie beim Angriff mit beiden Händen über den Kopf halten, während sie mit den Knien das Pferd lenken. Mehre führen auch Gewehre, die von den Spaniern erbeutet sind. Die Schützen kämpfen gewöhnlich zu Fuß. Nicht lange vor Pike's Reise in Neuspanien, waren 63 Dragoner von 200 Appachen umringt und sämtlich getödtet worden. Der vorhin erwähnte Malgares hatte ein Mal einen sehr harten Kampf mit den Appachen; endlich trat der Appachsche Anführer hervor und forderte zum Zweikampf auf. Malgares hielt es für pflichtvergessen, den Kampf anzunehmen, da der Indianer ungeheuer stark war, allein ein Unteroffizier bat um die Erlaubniss, mit dem Indianer zu kämpfen. Der Wilde stieß ihm, nach einem kurzen Gefecht, die Lanze so durch den Hals, daſs sie am Nacken wieder herauskam. An einem andern Ort fanden 100 Spanier drei Appachen bei einem Feuer und umringten sie mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Jene aber lächelten, und sagten, daſs sei nicht geziemend für Männer, welche Waffen hätten, und trotz einer langen Unterhaltung, worin der

spanische Anführer sie sogar bat, sich zu ergeben, thaten sie es doch nicht, sondern vertheidigten sich so lange noch ein Athemzug in ihnen war. Die Appachen wissen ihre Angriffe mit vieler Geschicklichkeit anzuordnen, und obgleich sie nie Gefangne machen, sondern alles tödten, so besitzen sie doch Edelmuth. Während eines Waffenstillstandes unterhandelte ein Hauptmann mit ihnen um den Frieden und that dies auf eine hochmüthige Weise, weshalb die Appachen ihn nicht annahmen. Beim Wiederausbruch des Krieges besetzten die Appachen einen engen Pass, das Gebürgsthor genant, versteckten sich in Höhlen an den Passrändern, und da die Spanier in den Pass vorgedrungen waren, fielen die Feinde mit Ungestüm auf ein gegebnes Zeichen über dieselben her. Als aber der Befehlshaber der Spanier, der eben erwähnte Hauptmann gefallen war hielten sie ein, weil der Mann, der den Frieden verächtlich ausgeschlagen habe, getödtet sei. Auch schikten sie einen jungen Offizier, der sich während des Waffenstillstands edel gegen sie benommen hatte, und den sie zum Gefangnen machten, unverletzt zurükk, nachdem sie ihn mit Speise und Trank erquikt hatten. Mehre Appachenhorden haben mit den Spaniern Frieden geschlossen, ziehen saufend, jagend und nichtsthuend in den spanischen Gebieten umher, und jeder Mann von ihnen erhält täglich 8 ggr.; so dass solcher Frie-

den theuer erkauft ist. Die Kumanchen sind nicht weniger gefährlich als die Appachen. Sie beunruhigen die Gegenden um Durango und Chihuagua beständig, taumeln mit großer Gewandheit die Pferde, und bringen ihre ledernen Zelte auf Hunden fort. Sie tödten alle Gefangene mit Ausnahme der Kinder, die sie zu Sklaven erziehen. Die würklich seshaft gemachten Indianer Neumexiko's sind die Ueberreste von 24 Völkerschaften, die bei der Ankunft der Spanier am obern Nordfluss daselbst wohnten. Die Keres machten den Hauptstamm davon aus. Nach den Appachen und Kumanchen sind die Tankards noch das freiste Volk im östlichen Neuspanien, sie leben aber mit den Spaniern gewöhnlich in Frieden. Die Eingebornen Kaliforniens sind zu wenig bekant. Nur von denen, welche in den Missionen leben, hat man Kunde. Noch weniger weiß man von den Völkern die zwischen Neumexiko und Kalifornien wohnen. Im 17ten Jahrhundert waren Glaubensgesandte, von Neumexiko aus, zu den Nabajoa- und Moqui-Indianern am Colorado vorgedrungen, allein 1680 wurden diese Glaubensverbreiter alle ermordet. In der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts kam ein Mönch Escalante bis zu 2 großen Seen, die nördlich vom Colorado liegen. Der Mönch Garces besuchte 1773 die Moqui von Neuem und fand bei ihnen eine Art Bildung.

Sie haben eine gut gebauete Stadt, worin die Häuser regelmäßig stehen und theilweis 2 Stokk besitzen. Mehr südwärts am Gila sah er Reste einer großen zerstörten Stadt, in deren Mitte ein Schloss gestanden hatte, genau nach den 4 Weltgegenden gebaut. Die um diese Stadttrümmer wohnenden Indianer bestellen den Akker und ziehen Meis, Baumwolle und Flaschenkürbisse. Die gefundenen Städte beweisen, dass in frühern Zeiten in diesen Gegenden eine ähnliche Bildung gewesen ist, und theilweis noch ist, als im alten Mexiko. Vom 7ten bis zum 12ten Jahrhundert gingen hier Völkerzüge durch von Norden nach Süden. Die Tulteken sollen 650 über dies Land nach Mexiko eingewandert sein und dorthin Bildung gebracht haben, die Chichimeken und Nahualteken im Jahr 1178, die Acolhuen und Azteken (Mexikaner) im Jahr 1196. Die Tulteken bauten Meis und Baumwolle, legten Städte und Straßen an, errichteten große Säulen, gewonnen mehre Metalle, mit Ausnahme des Eisens, bearbeiteten Steine, hatten eine Bilderschrift, die sie auf Hirschhäuten und Agavenpapier schrieben, und berechneten das Sonnenjahr richtiger als Griechen und Römer. Von ihnen pflanzte sich die Bildung auf die Azteken fort. An dem Honduras-Meerbusen wohnt ein freies Volk die Mosquitos-Indianer, welche ihren Namen von den Mükken haben,

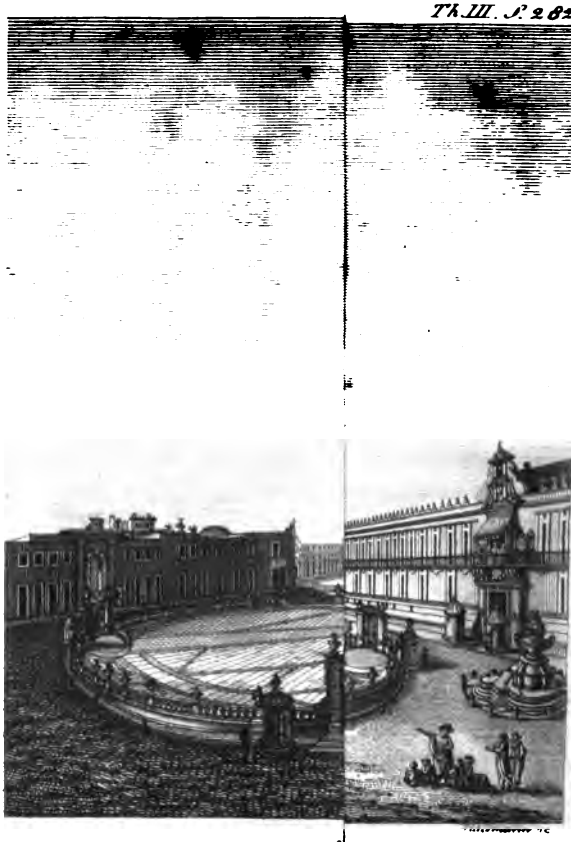
von denen sie so gequält werden, daſs sie einen Theil des Jahres deshalb auf Schiffen im Wasser zubringen. Die Engländer haben sich hier, trotz der Widersprüche der Spanier, niedergelassen und führen viel Mahagoniholz und andre Sachen aus.

Alle weißen Einwohner Neuspaniens betragen etwa 1,000,000, und von diesen machen die in Europa gebornen nur den 14ten Theil aus. Aber diese Europäer sehen mit Stolz auf die Kreolen herab, und gelangen ausschließlich zu allen Aemtern und Würden, obgleich dem Gesetz nach die Kreolen mit ihnen gleich sind. Fast alles Grundeigenthum, so wie alle Schätze befinden sich in den Händen der Weißen. Die Einwohner vermischten Blutes betragen 2,400,000, und davon sind die meisten Mestizen. Je mehr diese Mischlinge sich den Weißen nähern, desto mehr werden sie geachtet; und der Ausdruk: der ist weißer als der heißt: der ist vornehmer (achtbarer) als der. Darum berechnet jeder Mischling genau, wie viel weißes Blut in ihm ist. Glüklicher Weise besitzt Neuspanien wenig Sklaven, kaumhin 10,000, darunter wenig Neger, denn die meisten sind gefangene Indianer. Die Gesetze begünstigen sehr das Freiwerden der Sklaven. Ein Sklave, welcher grausam von seinem Herren behandelt ist, gewint dadurch die Freiheit, und wer eine Summe von 500 rthlr. aufbringen

kann, ist gleichfals frei. Zwei Sprachen werden vorzüglich in Neuspanien geredet, die spanische und die aztekische (altmexikanische). Diese Sprache ist wohlklingend obgleich sie sehr lange Wörter hat. Außer diesen beiden Hauptsprachen werden wenigstens noch 20 andre gesprochen, die meisten davon sind in den südlichen Ländern, wo man oft nach einigen Meilen wieder eine andre Sprache findet.

Mexiko die Hauptstadt Neuspaniens ward 1524 von Cortez an derselben Stelle angelegt, wo das von ihm zerstörte Altmexiko lag, in einem 6500 Fuss hohen Bergkessel, der mehre Seen enthält. Die meisten Häuser sind wegen des Sumpfs auf Pfälen gebaut. Gräben und breite Straßen durchschneiden die Stadt. Die Kirchen und Palläste derselben geben ihr einen großen Glanz. Die Hauptkirche übertrift an Reichthum alle ihre Schwestern in der Welt. Das Geländer des Altars ist von gediegenem Silber. Eine Lampe, die so groß ist, dass, wenn sie gereinigt werden soll, drei Menschen in sie hineinsteigen, ist von demselben Erz und hat goldne Verzierungen. Die Bildsäulen der Jungfrau Maria und der Heiligen sind alle aus gediegenem Silber und mit Gold und Edelsteinen geschmükt. Vor Allem ausgezeichnet ist der große Platz mit der Bildsäule Karl des II. Das beigefügte Kupfer gibt eine Ansicht davon. Der Platz selbst ist der Ort, wo vor den Spaniern der

Th. III. S. 282.



Tempel von Mexitli — der Teokalli — ſtand. Der Pallaſt zur Rechten gehörte urſprünglich dem Kortezſchen Geſchlecht, und wird jetzt von den Vizekönigen bewohnt. Hinter der Bildſäule erhebt ſich die Kathedralkirche. Auf ihrem Grunde ruhten ſonſt 2 mexikaniſche Palläſte. Die Gebäude links gehören eignen Beſitzern. Die Bildſäule ward erſt 1803 aufgeſtellt und iſt von dem Künſtler Tolſa in Brauncrz (bronce) vortreflich ausgeführt. Sie ruht auf ſchönen mexikaniſchem Marmor; wiegt über 445 Zentner und läſt den großen Kurfürſten in Berlin an Größe hinter ſich zurükk. Das olivenfarbige Pferd nimt ſich unter dem ſchönen blauen Himmel der Stadt vortreflich aus. Die einförmige geſchmakvolle Umgebung mit ihren vier verſchloſſenen Thoren läſt weiter nichts zu wünſchen übrig, als daſs die Pforten möchten offen ſein, damit man hineingehen und auf dem mit Porfür belegten Boden luſtwandeln könte. Der längſte Durchmeſſer der Einfaſſung beträgt 300 Fuß. Vier Springbrunnen, welche die Einfaſſung umgeben verſchönern das Ganze. Die Koſten dieſes herlichen Kunſtwerkes hat der Vizekönig Branciforte beſtritten. Luſtgänge mit Springbrunnen umgeben die Stadt, welche von 180,000 Seelen bewohnt wird. Auf den Seen um die Stadt befinden ſich ſchwimmende Gärten, die mit allerlei Früchten und Blumen bepflanzt werden und auf dem

Wasser umhertreiben. Hin und wieder sieht man in der Gegend noch Denkmäler von der altrn Bildung Amerikas, z. B. zwei hohe Spitzsäulen, die der Sonne und dem Monde gewidmet waren. Erstere ist 171 Fuß hoch und 645 Fuß lang. Aehnliche Denkmäler trift man in mehren Gegenden Neuspaniens, größtentheils von schön bearbeitetem Porfür aufgeführt. Der Handel der Stadt ist groß. Acapulco kann als ihr westlicher und Veracruz als ihr östlicher Hafen betrachtet werden. Nördlich von Mexiko liegt die Stadt Queretaro mit 40,000 Einwohnern. Bei Puebla befindet sich eine Zipresse, die 70 Fuß im Umfang hat. Die Stadt selbst zählt an 70,000 Einwohner, die sich vorzüglich mit Verfertigung von Glas und von Waffen beschäftigen. Nördlich von Puebla liegt Tlaskala, das bei Ankunft des Kortez einen Freistaat bildete und diesen bei Eroberung Mexiko's unterstützte. Kortez schreibt darüber: „Ueber 50,000 Indianer (und dies waren größtentheils Tlaskalaner) halfen uns an dem Tag (der Eroberung), da wir über ganze Haufen von Leichen hin endlich die große Straße von Tacuba erreichten, und das Haus des Königs Quauhtemotzin verbranten. Auch geschah gar nichts anders als Sengen und Brennen.“ Die Nachkommen der Tlaskaler wohnen jetzt, 60,000 Seelen stark in etwa 100 Dörfern zerstreut. Veracruz liegt

auf Sanddünen und hat kein andres gutes als gesammeltes Regenwasser. Etwa 16,000 Einwohner wohnen hier des Handels wegen. Die Stadt ward 1683 von den Engländern erobert. Seit der Zeit ist sie mit großen Festungswerken versehen. Sie liegt an der Stelle, wo Cortez den 21sten Windmond (April) 1519 zuerst landete. Nordwestlich von ihr ist der hohe Porfürberg, der Koffer von Perote, der gegen 15,000 Fuß hoch ist und den Seefahrern zum Zeichen dient. Das Thal von Oaxaca ist eins der schönsten in Neuspanien. Der Reichthum der Bergwerke verbindet sich mit dem des Bodens. Auch in diesem Thal findet man mehre alte Denkmäler, Mauern eines Pallastes, Säulen u. s. w. Wahrscheinlich sind diese Denkmäler Ueberbleibsel von alten Grabmälern. Das Hauptgebäude davon ist 120 Fuß lang gewesen. Die Halbinsel Yucatan ist noch wenig bekant. Bei der Entdekkung fand man auch hier ein Volk das seinen Göttern viele Menschen opferte. Die spanischen Städte Merida und Campeche sind nicht groß. Im südlichen Lande wohnen auch freie Indianer, die aber die Engländer, welche auch hier gleich wie in Honduras sich wegen des Holzfällens angesiedelt haben, für ihre Beschützer ansehen. Die Länder Nordamerikas, welche, mit Ausnahme von Yucatan, südlich von Coaxa-Thal liegen, heißen zusammen

das Königreich Guatimala, worin die nördlichsten Länder dieſen Namen vorzugsweiſe führen. Dies ganze Land hat viele feuerſpeiende Berge, iſt aber ſonſt ſehr fruchtbar. Der Reis trägt hier dreihundertfältig. Neuere Reiſende ſind nicht in das Königreich Guatimala gekommen, unſere meiſten Nachrichten von da, ſtammen aus dem 17ten Jahrhundert und haben drum wenig Werth mehr. Die Wälder dieſer Südländer liefern wohlriechende Hölzer, Balſam, Gummi und Weihrauch. Es wächſt hier Rohr 100 Fuß hoch und von einer Dikke, daſs ein Ende von einem Knoten zum andern 25 Pfund Waſſer gibt. Bei der kleinen Stadt Truxillo findet man auf einem See auch ſchwimmende Inſeln, die ſogar mit ſtarken hohen Bäumen bewachſen ſind. An dem See Nikaragua wohnen die Choroteken. Dieſe hatten gleich den Mexikanern in frühern Zeiten Tempel und Paläſte, die erſten für die Götter, die letzten für die Adlichen. Das gemeine Volk lebte in einer Art Neſtern die auf Bäumen angebracht waren. Die Choroteken opferten ihren Göttern ihre Weiber, Kinder und Sklaven. Ja die Männer aßen ſogar von dem Fleiſch der geopferten Weiber. Die wichtigſten Städte in Guatimala ſind außer der gleichnamigen Hauptſtadt: Leon, Carthago, San Jago und Chiapa. Letzteres bildete vor der Eroberung durch die Spanier einen Freiſtadt.

Nördlich von der Hauptstadt Mexiko liegen die beiden wichtigen Städte Guanaxuato und Valladolid. Die Gegenden um diese beiden Städte bildeten vor der spanischen Unterjochung das Königreich Mechoakan (fischreiches Land). Dieses alte Königreich enthält mehre heiße Quellen, Schwefelgruben, viele Bergwerke und mit ewigem Schnee bedekte Kuppen, gehört aber dennoch zu den freundlichsten und fruchtbarsten Ländern. Seen, Wälder, Wasserfälle und anmuthige Thäler wechseln mit den Bergen. Die Stadt Guanaxuato hat 70,000 Einwohner und blüht vorzüglich durch die reichen Silberbergwerke. Es befindet sich hier der tiefste Schacht unter allen auf der Erde. Seine senkrechte Tiefe betrug 1804 über 1840 Fuß, und jährlich werden aus ihm im Durchschnitt für 1,000,000 rthlr. Silber gefördert. Valladolid hat nur 18,000 Einwohner. Westlich von Valladolid liegt Tzinzontzan, mit 2500 Einwohnern, an einem See, die sonstige Hauptstadt des Königs von Mechoakan. Starb der, so wurden 7 adelige Frauen und viele Sklaven geopfert, um ihn in jener Welt zu bedienen.

Die Gegenden um Zacatecas, Sombrerete, Luis de Potosi und Catorce sind sehr silberreich. Bei letzterm Ort werden jährlich 4 bis 5,000,000 rthlr. gewonnen; allein diese Gegenden sind bei weitem nicht so bevölkert als die vorher beschriebenen. Za-

catecas hat 33,000 Einwohner und Guadalaxara eben so viel. Diese Stadt ward 1551 von Deutschen gegründet. Der Fluss Tolotolan, an dem sie liegt, bildet nach seinem Austreten aus dem See Chapala einen mahlerischen Wasserfall. An der Mündung dieses Flusses befindet sich der Hafen St. Blaz, der holzreich aber sehr ungesund ist.

Wenden wir uns von Catorce nordöstlich, so steigen wir von den Gebürgsplatten herab und kommen in fruchtbare, wenig bewohnte Steppenländer, deren 134 Meilen lange Küste kaumhin bekant ist, und von Schiffen fast gar nicht besucht wird. Am ebensten ist die östlichste Landschaft Texas, die bei der Sabina mit den Freistaaten gränzt und reich an fruchtbarem Boden, an Bäumen und Thieren ist. Die Hauptstadt in Texas heißt St. Antonio. Sie hat 2000 Einwohner, die aber gröstentheils in Lehmhütten wohnen, welche mit Rasen bedekt sind. Das ganze Land zählt nur 7000 Einwohner. Drei Missionen, die sonst hier blüheten, sind eingegangen, weil sich die Bekehrten wieder ins wilde Leben begaben. Die Städte Monterey, Santander und Montelovez sind die größten in diesen Ländern, die sich alle zum Zukerbau vortreflich eignen würden. Montelovez (Montclova) hat 3500 Einwohner, St. Rosa 4000 und Parras 700. Um diese Stadt wird viel Weinbau betrieben. An reichen Silber-

berg-

bergwerken fehlt es auch hier nicht in den hügeligen Gegenden. Die ergiebigsten sind bei St. Rosa, nördlich von Montelovez. Nordwestlich davon befinden sich 2 andre berühmte Bergstädte Batopilas und St. Rosa de Cosigiachui, mit 8 bis 10,000 Einwohnern. Die Hauptstädte Durango und Chihuagua haben jede 12,000 Einwohner. Aber sonst sind diese Gebürgsländer zwischen Neu- und Altmexiko wenig bevölkert. Die Hitze ist im Sommer hier in den Thälern groß, viele Theile des Landes sind ganz unfruchtbar und sandig, und Skorpionen plagen die Bewohner. Neumexiko ist angenehmer. Durch künstliche, oft gemauerte Gräben wird das Land bewässert und liefert herliches Getreide und Wein, wovon der Ohmhoft an Ort und Stelle nur 15 Dollars kostet, während man die Elle gutes Tuch mit 20 bis 25 Dollars und die Elle Leinwand mit 4 Dollars bezahlt. Ein Ochse kostet 5 Dollars, ein gutes Pferd 11, ein Hammel einen. Aus Sonora und Sinaloa bezieht Neumexiko über die Gebürge Gold, Silber und Käse, und führt außer den Schnaffen, vorzüglich Tabak, kupferne Geschirre, Salz und Häute aus. Die ersten Niederlassungen in Neumexiko sind von Altmexiko aus durch Mönche um das Jahr 1600 gemacht. Sie bewürkten daß 500 Seelen mit 100 Soldaten sich da ansiedelten, wo jetzt St. Fé liegt. Seit der Zeit haben aber die Neu-

mexikaner immer mit den Wilden in Krieg gelebt und sind darum sehr tapfer und kühn.

Verfolgen wir die Westküste von St. Blaz so kommen wir zu den Städten Culiacan und Cinaloa in einer bevölkerten Gegend. Je mehr man aber nördlich komt, desto mehr nimt die gesittigte Bevölkerung ab und die ungesittigte zu. Das ganze Land zwischen dem Meerbusen von Kalifornien und dem östlichen Gebürgszug heißt Sonora. Die Hauptstadt Arispe besitzt 7000 Einwohner, die Stadt Sonora fast eben so viel. In Norden und Westen von diesen Städten befinden sich nur Kriegsposten (Praesidios) und Bekehrungsanstalten (Missionen). Die meisten bekehrten Indianer stammen von den Pimas. Mehre wilde Völker durchstreifen diese Gegenden, die fast alle waldarm aber dagegen sehr goldreich sind. Der angeschwemte Boden enthält überall Goldkörner. Ja man hat Stükke gefunden, die 4 bis 6 Berliner Pfund schweer waren. Allein Mangel an Arbeitern, an Lebensmitteln, an Holz und die Einfälle der wilden Völker verhindern die regelmäßige Gewinnung des Goldes. Die angesehenen Einwohner von Arispe und Sonora haben Tischgeräthe von Gold.

Wie in Sonora und Neukalifornien, findet man in Altkalifornien, einer, 5 bis 20 Meilen breiten, langen Halbinsel, Kriegerposten und Bekehrungsenstalten. Die ersten Bekehrungsanstalten legten

1698 die Jesuiten hier an. Sie gewonnen mehre Wilde, machten Ländereien urbar, und bauten Häuser. Späterhin übernahmen die Franziskaner diese Anstalten und erwarben sich außerordentlich die Liebe der Leute. Die Indianer, welche auf der Halbinsel noch wild sind, führen ein elendes Leben. Sie liegen oft Tage lang im Sande ausgestrekt bei der größten Hitze. Loretto ist der Hauptort auf der Halbinsel, die Englands Größe hat und kaum 10,000 Seelen besitzt. Das Land erfreut sich fast immer eines klaren heitern Himmels, und nur bei Sonnenuntergang pflegen sich einige geringe Wolken zu zeigen und dann in schönen Farben zu glänzen. Die Erdfläche dagegen gewährt keinen so heitern Anblikk, sie ist dürr, sandig, salzig und felsig. Nur wenige Quellen finden sich darauf. Wo aber ein Mal Quellen und guter Boden zusammen treffen, was selten ist, da zeigt sich eine außerordentliche Fruchtbarkeit. An solchen Stellen befinden sich auch die Niederlassungen. Die Reben tragen da einen köstlichen Wein, der dem Madera gleicht, Meis, Maniok (jatropha manihot oder Cassava) und Jamswurzeln (dioscorea) die gleich denen des Maniok genießbar sind, werden am meisten angebaut. Im 16ten und 17ten Jahrhundert wurde an den südlichen Küsten dieser Halbinsel eine große Perlenfischerei getrieben, seit der Zeit hat sich aber allmälig diese Fischerei vermindert.

Alle Gewalt ruht in Neuſpanien in den Händen der Geiſtlichen und der Krieger, die beide auch ſtets einig zu ſein pflegen. An der Spitze der erſten ſteht ein Erzbiſchof in Mexiko mit 150,000 Piaſter jährliche Einkünfte, an der Spitze der letztern der Vizekönig, der 130,000 Piaſter hat. Von beiden hangen alle Geſetze, Einrichtungen und Anordnungen ab. Die Einkünfte der Geiſtlichkeit ſind unerhört. Der Biſchof von Puebla hat 110,000 Piaſter, der von Valladolid 100,000, der von Guadalaxara 90,000. Am wenigſten erhält der von Sonora, nämlich 6000 Piaſter. Die Klöſter ſind nicht geringer bedacht. Das Franziskanerkloſter in Mexiko nimt jährlich unter dem Namen Allmoſen 125,000 rthlr. ein. Ueberhaupt trift man in Neuſpanien, wie in England die größten Gegenſätze von Armuth und Reichthum. Ein mexikaniſches Spital hat 63,000 rthlr. Einkünfte und erhielt neulich durch einen Kaufmann 1½ Million Thaler dazu. Manche Grundbeſitzer, vorzüglich Eigenthümer von Bergwerken haben jährlich 200,000 rthlr. zu verzehren. Das Volk ſelbſt, wenn man einen ſo bunt gemiſchten Haufen von urſprünglichen Europäern, Amerikanern und Afrikanern ſo nennen kann, iſt gaſtfreundſchaftlich, freigebig und mäßig. Kühnheit, Stärke, Mäßigkeit und ein richtiger Blikk zeichnen den neuſpaniſchen Soldaten aus. Die Mäßigkeit komt ihm auf langen Mär-

schen wohl zu statten. Würde der Neuspanier immer gut angeführt, und wäre die Kriegskunst hier nicht so weit zurükk, so könte ihnen der Sieg selten entgehen. Erhebt sich Neuspanien nicht zu einem Freistaat, so kann man dies nur den Veränderungen zuschreiben, die in Altspanien vorgegangen sind und die jedem Neuspanier die unveräußerlichen Rechte der Menschheit sichern. Die niedern Geistlichen des Landes, größtentheils Kreolen, die zu den hohen Aemtern nicht gelangen konten, und die meisten Offiziere, gleichfals Kreolen, die man wie in manchen Gegenden die Bürgerlichen für unfähig hielt, über den Hauptmann hinaus eine Stelle zu bekleiden, — diese bewürkten vorzüglich die Empörung von 1810. Die Soldaten sind in Neuspanien sehr geachtet. Feldwebel und Unteroffiziere verheirathen sich mit reichen und gebildeten Mädchen. Jeder Dragoner hat 5 Pferde und 2 Mauleſel. Diese bekomt er beim Antrit seines Dienstes, und muſs sie stets vollzählig erhalten. Nach Ablauf der Dienstzeit behält er sie. Ein gemeiner Soldat bekomt jährlich 288 Piaster oder Dollars, muſs aber außer der Nahrung, die Erhaltung der Waffen und der Kleidungsstükke mit dafür besorgen. Ein Hauptmann hat 2400 Piaster und ein Oberster 4500. Im Jahr 1806 waren in ganz Neuspanien 6088 Mann Reiterei, 1000 Mann vom Geschüz und 5200 Mann Fußvolk stehendes Heer

und die Landwehr beſtand aus 7000 Mann Reiterei, 3000 Mann Fußvolk und 1000 Mann vom Geſchütz. Zu dieſen 23,288 Mann kamen noch 30,500 Mann mit Flinten bewafnete Landwehr, die aber ſelten in Dienſt ſich befindet, und 109,000 Mann Landwehr derſelben Art, die nur mit Bogen, Pfeilen und Lanzen bewafnet iſt. Jeder waffenfähige Mann gehört zur Landwehr. Die Reiterei iſt ſehr raſch. Die Reiter ſitzen auf einem Sattel, der vorn und hinten ſehr erhöht, und oft zierlich mit Gold oder Silber geſtikt iſt. Die Steigbügel ſind von Holz, vorn verſchloſſen und gewöhnlich mit einem Löwenkopf geziert. Die Pferde ſehen klein und mager aus, können aber viel ertragen und laufen ſehr ſchnell. Der Reiter ſelbſt trägt eine blaue Tuchjakke mit rothem Kragen und ſolchen Umſchlägen, blaue manſcheſterne oder lederne Beinkleider nebſt Weſte, und große Reiterſtiefeln. Streiten die Reiter gegen Wilde, ſo haben ſie zur Sicherung wider die Pfeile einen Schild von Leder, der bei den Offizieren ſtark mit Gold geziert und mit Wappen bemahlt iſt.

Die Frauen ſind in dieſem Lande faſt alle zu ſtark, ſelten findet man eine, die recht ſchlank wäre. Die gewöhnliche Tracht derſelben iſt ein kurzes Jäkchen, ein Rokk und über dem Geſicht ein ſeidner Schleier. Die Männer tragen große mit goldnen Borten beſetzte Hüte, kurze Jäkchen, weite Oberweſten, kurze Hoſen, die an den Knien des Reitens wegen, offen ſind, und

weiche lederne Kamaschen, die über dem Knie festgebunden werden. Männer und Frauen haben schöne schwarze Haare, die über die Schultern hinunter wallen. Die Frauen sitzen selten, wie bei uns, aufrecht, sondern auf untergeschlagenen Beinen, oder strekken sich nachlässig auf den Sofa hin. Sie singen und spielen gern und schön auf der Guitarre. Der Neuspanier genießt des Morgens eine Tasse Schokolade mit einem Stükchen Kuchen. Um 12 Uhr speist er zu Mittag, Fleisch, Fische, Geflügel, vielerlei Eingemachtes und Bakkwerk, alsdann trinkt er wenige Gläser Wein, und in Gesellschaften werden jedes Mal nach dem Essen einige Lieder gesungen. Darauf folgt (und dies ist bei Armen und Reichen der Fall) ein Mittagsschläfchen (siesta). Dies Schläfchen dauert in der Regel von 2 bis 4 Uhr, während welcher Zeit alle Häuser und Läden verschlossen und alle Straßen ganz öde sind. Zu Abend wird nur Wein und Wasser getrunken und ein Stükchen Kandiszukker dazu gegessen.

Ueberblikt man Neuspanien, wie es bisher war, so konte man es mit Recht ein unglükliches Land nennen. Die Schöpfung hat es so reich ausgestattet, wie selten ein andres Land. Allein die Menschen thaten hier nicht, was Gott gefiel. Die Staaten, welche vor der Ankunft der Spanier hier bestanden, besudelten sich täglich mit Menschenopfern, und einige wenige Adliche drükten die Masse des Volks. Die Spanier machten das Land abhängig von ihrem Lande

und gaben nun solche Gesetze, wodurch dieses gewinnen konnte. Manche Früchte durften hier nicht gebaut, manche Sachen nicht ausgeführt, andre nicht eingeführt werden. Neuspanien hat z. B. Eisenminen, sie aber mussten unbebaut liegen bleiben, damit spanische Eisenwaaren konten eingeführt werden. Die hohen Geistlichen fordern zwar keine Menschenopfer, allein der Zehnte und viele andre Abgaben, die sie erheben, drükken weit mehr das Volk, als die königlichen Abgaben; obgleich von diesen bisher jährlich 9,000,000 Piaster als Ueberschuss nach Europa gingen. Tausende von Bettlern findet man in den grossen Städten, in Mexiko allein 50,000; allein betriebsame Arbeiter sieht man wenig. Kunstfleiss, Handelsregsamkeit und die damit in Verbindung stehende bürgerliche Durchbildung darf man in Neuspanien nicht suchen, denn sie sind nur Kinder der Freiheit. Die angesehensten Neuspanier wissen nur von Frauen, Geld und Pferden zu sprechen, und die Frauen denken nur ans Putzen und an die Tonkunst. Gute Erziehung der Kinder, ein häuslicher Sinn, sittige Zartheit vermist man an ihnen. Sie ähneln etwas den asiatischen Sklavinnen.

isen III Theil.
= AMER
nung der Entdeck
von
Mackenzie, Lewisu
10 70
Apalache Bay
USEN
Havannah
U.S. Antonio
U. Catoche
Merida
Cozumel I.
YUCATAN
I. Santanilla
HONDURAS BAY
Bay Wallis
Dolcet
Andes
Barbados
Granadillen
EN
Tobago
Trinidad
B. Fonseca
Nicaragua
20
10
290
320
Delltrack 1821.